des

Freiherrn von Trenk

Oden

Gedichte

und

prosaische Aufsätze

in

zwei Theilen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Friederich Carl Caſimirs Freiherrn von Creuz,

Der Königlich Preuſſiſchen, Churbayriſchen und Churpfälziſchen Academien der Wiſſenſchaften, auch verſchiedener teutſchen Geſellſchaften Ehren- und auſſerordentlichen Mitglieds

Oden

und andere

Gedichte

auch kleine

proſaiſche Aufſätze.

Neue vermehrte und geänderte Auflage

Erſter Band.

Frankfurt am Mayn,
bei Franz Varrentrapp
M D CC LXIX.

Vorrede.

Die Oden und andere Gedichte der zweiten Auflage haben einige Aenderungen gelitten, welche besonders anzumerken überflüssig seyn mögte. Sie sind mit denen vermehret worden, welche den Gräbern angehänget gewesen, und einige neue sind hinzugekommen, welche das Verzeichnis känntlich macht. Seneca hat einige Veränderungen gelitten; die Gräber aber sind theils ganz umgearbeitet worden. Der erste Gesang ist geblieben, der vierte, nun in der Ordnung der dritte, nicht minder, und der sechste auch. Die umgeänderten sind also der zweite und der vierte, nemlich in dieser neuen Auflage der vierte, und der fünfte Gesang war ohne-

hin nur ein Fragment, anstatt dessen solcher neu und vollständig hier erscheinet. Im Versuche über den Menschen ist das erste Buch verbessert worden; das zweite ist ein ganz neues Gedichte, so wie auch die Lucrezischen Gedanken. Die dem ersten Bande angehängten Briefe sind auch ganz neu, und die Absicht bei ihrer Bekanntmachung ist in allem Betrachte unschuldig. Der Anhang des zweiten Bandes bestehet aus den Gedanken über das Trauerspiel, welche dem Seneca angehänget gewesen, und dann aus den philosophischen Gedanken, die ein Anhang der Gräber waren. Einige Gedichte sind ganz unterdrücket worden, und stehen also niemand mehr im Wege. Homburg vor der Höhe, am 1ten Merz 1769.

Der Verfasser.

Zueignungsschrift

an

Ihro Chur-Fürstl. Durchl. zu Pfalz.

Fürſt.

In einer kühlen Nacht, wo Philomel es wagte,
Wo ſanft ihr zärtlichs Lied der Schatten Stille brach;
Wagt ich es endlich auch, und was mein Herz mir ſagte,
Sprach ich, o **Theodor!** von Deinem Ruhme nach.
Kein Sturm ſoll mir die Kraft, mich aufzuſchwingen geben;
Hör ein gelaßnes Lied, das dem Getöß entflohn,
Und fodre nicht von dem, den leiſe Zephyr heben,
Der Heldenlieder Donnerton!

Wie ſchön, wie ſanft und hold und ſtill ſind meine Triebe!
Ich ſing vom Menſchenfreund, von Dir, o **Theodor!**
Sanft, wie Dein Auge ſtralt, wo nie die Menſchenliebe
Sich in dem ernſten Blik der Majeſtät verlor.
So war die güldne Zeit; ſo war der Erde Jugend;
Der Weiſen Scepter iſt auch unſrer Tage Zier;
Beſcheidenheit, o **Fürſt!** iſt groſſer Geiſter Tugend:
Wie viel verheelt ſie uns in Dir?

Wie Stralen, welche ſich in eines Punctes Schranken
Zur ſchnellſten Würkſamkeit in eins zuſammenziehn:
So ſammlen ſich, o **Herr!** in Deiner Bruſt Gedanken,
Dein Zwek verbindet ſie, und Deine Staaten blühn.

In Dir iſt alles Huld, und Wonne jede Mine;
Den drükt kein Kummer mehr, der Dir ihn frei geklagt:
Wie, wann kein Seegen uns am ſtillen Himmel ſchiene,
Des Frülings Blik den Nord verjagt.

Du bleibſt in dem Gedräng der groſſen Eitelkeiten
Den ſtillern Muſen treu; in dir denkt Antonin,
Und im unſichtbarn Feld, wo die Vollkommenheiten
Der Sieger Preiſe ſind, krönt Ehre Dein Bemühn.
Die Gallien, die Rom, die Albion genähret,
Ihr Geiſter, deren Ruhm das Lied der Nachwelt iſt!
O wie oft werdet Ihr in tieffer Nacht gehöret,
Wo **Theodor** den Schlaf vergißt!

Auch meine Lieder ſind zu Deinem Ohr gedrungen,
Du Selber ſagteſt mir, daß Dich mein Ton gerührt.
Doch was ich, **weiſer Fürſt**, Dir zitternd vorgeſungen,
iſt nur ein Schattenriß vom Lob, das Dir gebührt.
O hörte mein Geſchik einſt meiner Nächte Klagen,
Und würde mir mein Wunſch, ein ruhigs Lied, gewährt:
Ich würde ſtolz von Dir die höhern Töne wagen,
Die Pindar kühnre Dichter lehrt.

Friederich Carl Caſimir,
Freiherr von Creuz.

Verzeichnis

dener im ersten Band befindlichen sämtlichen Gedichte und prosaischen Aufsätze.

Diejenige Stücke, mit welchen diese dritte Herausgabe vermehret worden, sind mit zwei * * bezeichnet; die mit einem * bezeichnete sind den Gräbern angehängt gewesen.

	Seite
Die Gottheit, eine Ode	1
Philosophische Betrachtungen	11
Die Unschuld	15
Das Glük des Weisen	17
An die Vorsicht	19
Schreiben an den Herrn Grafen von A * * *	21
Der Weise	26
Der Tod, eine Ode	28
Gedanken bei der Beisetzung eines Fürstlichen Kindes	34
Cantate, bei der Beisetzung des Herrn Landgrafs zu Hessen-Homburg	38
Ueber den Tod seines großmütigsten Fürstens	40
An seine gnädigste Fürstin	47
Lied an Climenen	49
Ueber den Tod der Durchlauchtigsten verwittibten Frau Landgräfin zu Hessen-Homburg	53
Lob des Damons	57
Frülings-Gedanken an Thirsis	60
Die Gelassenheit, eine Ode	61
Sehnsucht nach Damon	66
Zufällige Gedanken	69

Seite

Die Gewissensruhe 70
An Damon 73
Trostgedanken 75
Die Zukunft 76
An die Durchlauchtigste Climene, als Sie von dem Verfasser eine Abschilderung der Großmut verlangte . . 83
Gedanken bei einer gewissen Begebenheit . . 84
Abendgedanken 86
Das Glük des Gottlosen, nach Anleitung des 73ten Psalms 87
An die Dichtkunst 90
Die Tugend 93
An den Schlaf 95
Der Neid 96
Erinnerung des Vergangenen . . . 97
Andere zufällige Gedanken 99
Gedanken über einige Zufälle 100
Der Wunsch 102
Der verläumdete Weise 104
Zweiffel und Trost 105
Trost des Weisen 108
Et mea &c. 109
Die Furcht vor dem Tode 109
Philomele 110
Gedanken 111
Erinnerung an Damon 113
Der getröstete Weise 114
Uebersetzungen 115
* Christliches Gebät 117
* Neujahrs-Gedanken 119

Seite

* An das Glük 125
* Gedanken an einem stillen Abend . . . 127
* Die Wege der Vorsicht . . . 129
* Gedanken über die Eitelkeit bei der frühen Grufft der Durchlauchtigsten Princessin Maria Anna, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg . . 131
* Der Mittelstand . . . 134
* An die Nacht 136
* An eine Dame . . . 137
* Das höchste Gut . . . 137
* Die Einsamkeit 139
* Die beste Welt 142
** Einige Scenen der Fürsehung . . . 144
** Alles ist eitel 148
** Ein Zufälliger Gedanke . . . 149
** Ein sterbender Philosoph . . . 150
** Der erste Affect . . . 152
** Auf einer Reise 153
** Beim Wechsel der Zeit . . . 156
** Empfindungen beim Krieg . . . 158
** In einer stillen Nacht . . . 166
** Empfindungen der Unschuld . . . 169
** Die Ahnung 171
** Unser Schiksal 172
** Allgemeines Gebät 177
** Beim Anblik der Römischen Kaiserin . . 180
** Asträa 181
** Sehnsucht nach dem Frieden . . 182
** Auf den Tod Franz des Ersten . . 185

	Seite
** Anhang einiger Briefe	
** Das Licht	187
** Vertrauen auf die Fürſehung	193
** Die Neujahrs Nacht	248
** Grabſchrift des groſſen Alexanders	254
** Auf die Vermählung des regierenden Herrn Landgrafen zu Heſſen-Homburg	276
	290

S. Z. Druckfehler.

18	7 ſtatt auch, lies: auf
38	8 von unten ſtatt die Nebel, lies: wie Nebel.
139	6 von unten ſtatt Laſt, lies: Luſt.
150	13 ſtatt Lied, lies Bild.
205	6 von unten ſtatt immateviel, lies: immateriel.

Die

Die

Gottheit.

Auſſer den Gedichten, welche der Verfaſſer ſchon lange nicht mehr für die Seinigen erkennt, und die in einem Alter zwiſchen funfzehn und ſechzehn Jahren eigentlich nur Uebungen zu nennen ſind, iſt dieſe Ode von der Gottheit, die derſelbe zwiſchen ſeinem achtzehnten und neunzehnten Jahre verfertigt, und die lange vor ſeiner erſten Sammlung ſchon bekannt geweſen, als ſein erſtes Gedichte anzuſehen.

O D E.

GOTT von Majeſtät und Pracht!
HERR erhabner Cherubinen!
Schöpfer groſſer Seraphinen!
GOTT von unumſchränkter Macht!
HERR, durch Deſſen Wort wir leben!
End und Anfang ohne Zeit!
GOTT, vor Dem die Himmel beben!
Urſprung aller Ewigkeit!

* Das Wirkliche, worauf ſich der abſtracte Begriff von der

Meine Stimme preiset Dich,
Größter Vorwurf hoher Seelen! *
Da mir aber Kräfte fehlen,
Höchste Kraft, so stärke mich!
Zünde mir der Gottheit Funken
Meines Opfers Weihrauch an;
Daß ich ganz in Dich versunken,
GOTT! Dich göttlich preisen kan.

Welche kühne Zuversicht
Wagt sich an Deine Größe?
Was ich faß, ist meine Blöse:
Sinn und Geist begreift Dich nicht.
Soll ich meiner Andacht Triebe
Ewiges Wesen! widerstehn?
Nein; ich sing, und Deine Liebe
Winkt mir selbst, Dich zu erhöhn.

Unser Denken ist zu klein,
Und Du bleibest unergründet:
Was nur Kinderwitz erfindet,
Soll stets Kindern ähnlich seyn. **

Ewigkeit bezeichet, kan nichts anders als GOTT seyn. Ohne Gott wäre keine Ewigkeit, und er ist also der Ursprung aller Ewigkeit.

* Die höchste Tugend, welche auch vorzüglich die philosophische genannt werden kan, ist nichts anders, als eine solche Verfassung unsers Denkens und Gemüthes, da wir allemal die edelsten, über die Sinnen weit erhabenen, Vorwürfe oder Objecte erwählen, unter welchen die Betrachtung Gottes der höchste Vorwurf ist. Wer sich an solche Betrachtungen gewöhnet, wird ohne Gesetze das Laster, als etwas niedriges und verachtliches, fliehen.

** In den witzigsten Einfällen der Kinder ist noch immer etwas kindisches, und in unsern abstractesten und reinesten Vorstellungen von Gott mischt sich noch immer das Bild des allervollkommensten Menschen.

Muß doch das Geſicht vergehen,
Wann es jenen Glanz erblikt,
Der von ungemeßnen Höhen
Alles wärmet und erquikt.

Aller Sinnen Kraft vergeht
Vor der Nacht der Ewigkeiten:
Da mein Geiſt im Raum der Zeiten
Bei dem Anfang ſtille ſteht.
Hat nicht alles, was wir ſehen,
In dem andern ſeinen Grund?
O, wie wollen wir verſtehen,
Was nicht in der Zeit entſtund? *

Wann ſich der vertiefte Geiſt
Von dem Endlichen verwirret,
Im Unendlichen verirret,
Mühſam aus dem Forſchen reißt:
Fühlt er erſt, wie ihm geſchehen,
Wann ſo Muht als Hofnung weicht,
Und ihm ſchwindelt vor den Höhen,
Die nichts Endliches erreicht.

O! ich ärmſter ſtelle mir
Kaum von allen Möglichkeiten
Göttlicher Vollkommenheiten,
Den geringſten Auszug für!

* So lange wir die Urſache eines Dings in einem andern Dinge, das wieder eine Urſache hat, ſuchen müſſen, gehet es uns, doch ohne Vergleich, wie den Jagdhunden, die auf einmal die Spur des Wildes verliehren. Dieſes Gleichnis iſt nicht zu niedrig: denn ſeit etwa dreiſig Jahren bleibt ja die gelehrte Welt bei dem blos ſinnlichen ſtehen. Es

Alles, was ich vor mir finde,
Haſt Du, Schöpfer, ſo gemacht,
Daß ichs fühl, und nicht ergründe,
Wie Du es hervor gebracht. *

Wann im Reich der Möglichkeit
Sich verirrende Gedanken
Zwiſchen Nichts und Etwas wanken,
Wer entſcheidet ihren Streit?
Wo ich nur mein Aug hin lenke,
Iſt ein Stäubchen nicht ſo klein,
Es wird mir, wie ſcharf ich denke,
Stets ſein Weſen dunkel ſeyn.

Du, o GOTT, Du denkeſt rein!
Nichts kann Deinen Geiſt umſchränken,
Aber in mein ſchwaches Denken,
Mischen ſich ſtets Bilder ein.
Was zukünftig, was geſchehen,
Und was gegenwärtig iſt,
Kannſt Du ſo vollkommen ſehen,
Wie du gegenwärtig biſt. **

iſt nur ein einziges wahres einfaches Weſen, und dieſer unendlich wichtige Saz hilft uns aus aller Verlegenheit.

* In einem jeden denkenden Weſen liegt ein Auszug von Gott, und dem Ganzen, oder der Welt. Dieſes iſt aber kein Vorzug, auf den wir ſtolz ſeyn dürften; das Allgemeine der Begriffe iſt nicht in ſchulmäſſigem Sinne zu nehmen, wo man für ein Wort wieder andere bekommt; ſondern der groſſe philoſophiſche Endzwek geht auf die höhern Gründe, die immer einfacher werden, bis man aus nur einem Geſichtspuncte alles überſieht, obgleich, alle denkende Weſen zuſammen genommen, auf unendlich verſchiedene; in dem göttlichen Verſtande aber in einem Allgemeinen übereinſtimmende Art.

** Das reine Denken Gottes iſt ſo weit begreiflich, als wir gewis

O! wie unbegreiflich weit,
Geht Dein unerforschlichs Wissen,
Und in allen Deinen Schlüssen
Herrscht die höchste Deutlichkeit!
Aller Welten Raum und Menge,
Zwek und Ordnung, Lauf und Pracht,
Jöre Tiefe, Breit und Länge,
Hast Du ewig durchgedacht!

O könnt ich des Raumes Bild
Und das Sinnliche verlassen,
Die Allgegenwart zu fassen,
Welche keinen Raum erfüllt!
Herr, eh noch die Welt begonnen,
Warst Du der, der Du izt bist,
Der im Staub, wie in den Sonnen,
Gleich allgegenwärtig ist! *

Sucht ich, und gelüng es mir,
Dich in einen Raum zu schränken:
Stellte sich mein kleines Denken
Solches Raumes Grösse für?

wissen, daß Gott das Wesen aller wahren Subsianzen in sich Selbst habe, sich also nicht eines durch das andere vorstelle, wie wir in Ansehung aller der Dinge thun müssen, deren Wesen wir nicht in uns haben, oder mit welchen wir darneben auf eine, von uns nicht abhängige, Art genau verbunden sind. Was endliche Geister ausser dem rein erkennen, erkennen sie allerdings nur durch GOTT. Malebranche hätte seinen Saz nur einschränken sollen.

* In Ansehung GOttes ist kein Raum, kein Ort, keine Grösse, keine Schwehre, keine Bewegung, keine Zeit. Er hat das Wesen der Dinge in sich, und ist also in dem allervollkommensten und allererhabenen

Könten wir die Welten mehren;
Reichte doch ihr Raum nicht zu:
Ja, so viel noch möglich wären,
Solchen Raum umschränktest Du. *

GOTT, wer zählt der Sonnen Heer,
Deines Glanzes lichte Zeichen;
Welche doch nur Tropfen gleichen
Gegen Deiner Allmacht Meer?
Herr, wer misset ihre Weiten,
Wie sie von einander stehn,
Und wer kann im Lauf der Zeiten
Ihres Laufes Ende sehn?

Sagt, warum dem Sonnenlicht,
Das, unendlich fein getheilet,
Fluchtig zu den Körpern eilet,
Niemals Schein und Glut gebricht?
Was hält seine Kraft beisammen?
Wo nimmt dieses Feuermeer,
Zu der Nahrung seiner Flammen
Immer neuen Schwefel her?

sten Verstande gegenwärtig. In dem niedrigsten Sinne aber ist Er da gegenwärtig, wo er unmittelbar würket.

* Wenn Gott nehmlich einen Raum erfüllen solte, würde eine Unendlichkeit für Ihn gedacht werden müssen, deren Begriff unvergleichsam weit über alle unsere Begriffe von einer Unendlichkeit des Raumes gehen würde: denn unser Begriff von einer Unendlichkeit ist nichts anders, als ein Begriff von unserm Erzeugen, wenn wir sie in unserm Laufe so weit, als es uns möglich ist, gesezt und gebracht haben. Das Zählen ins Unendliche ist ein Kinderspiel.

Wer erforſcht den Ocean?
Wer hat ſeinen Quell entdecket?
Wer hat ihm ſein Ziel geſtecket?
Wer iſts, der ihn meſſen kan?
Schaut die Welten, die dort glänzen,
O wie unbegreiflich klein
Wird in dieſen Allmachtsgränzen
Unſers Erdballs Gröſſe ſeyn!

Aber, wann wir uns auch gleich
Dieſes All vor Augen ſtellten;
Sind noch Millionen Welten
In der Möglichkeiten Reich:
So, daß man im Weitergehen,
Den Unendlichkeiten weicht:
O ſo laßt uns nur geſtehen,
Daß nichts Endlichs GOTT erreicht. *

Wann ich Deiner Welten Bau,
Der Geſchöpfe Pracht und Menge,
Ihr unendliches Gedränge,
Groſſer GOTT! erſtaunend ſchau:

* Dieſes All iſt auf unendlich verſchiedene Art vorſtellbar. Daß nichts Endlichs Gott begreiffe, iſt nicht nach dem Wortverſtande zu nehmen, und das bekannte: Finitum non eſt capax infiniti, iſt ein philoſophiſches Wortſpiel. Das Unbegreifliche muß ſich allemal, als unbegreiflich, gedenken laſſen, wenn es etwas reelles iſt. Hier iſt der Sinn dieſer, daß, wenn wir auch die nächſten Urſachen von allen Dingen, die das Universum ausmachen, wüßten, wir doch in unſerm Verſtande noch einen Stoff zu Vorſtellungen unendlich verſchiedener Welten finden würden, deren wahre Möglichkeit aus dem Innerſten des Weſens Gottes erkannt werden müßte.

So fand ich bei jeden Blicken
In die kleinste Creatur,
Eine Welt von Meisterstücken,
Nur verborgener Natur.

Wie verschieden und wie fein
Sind die Bilder, so die Strahlen
Auf das Netz des Auges malen!
Sind sie nicht unendlich klein?
Und doch stellet sich die Seele
O wie wenig fassen wir!
Ohne daß ihr Urtheil fehle,
Stets die wahren Grössen für.

O wer rühmt sich einzusehn,
Wie die eingeschloßnen Seelen
Jene Zirkel sehn und zählen, *
Die im Meer der Luft entstehn;
Wann in uns die Kraft der Saiten,
Von des Meisters Hand bewegt,
Tönender Vollkommenheiten
Himmlisches Gefühl erregt.

Wesen aller Wesen Kraft!
Ich erkenne Deine Stärke
Durch erstaunensvolle Werke,
Die Dein Wort aus Nichts erschaft:

* Diese Cabbalistische Meinung stimmet mit den Pythagorischen Begriffen von der Musik genau überein: der Pythagorische Canon Monochordi weiset darauf

Doch, sie scheinen mir geringe,
Wann sich in der dikſten Nacht
Des Zuſammenhangs der Dinge,
Deine Weisheit ſichtbar macht. *

Ihre Tieffe ſchrecket mich;
Es umringen ihre Schlüſſe
Heere grauſer Finſterniſſe:
Doch, ihr Zwek entdecket ſich.
Sie erſchuf nicht zum Verderben,
Was ihr göttlich Siegel führt,
Und das Weſen kan nicht ſterben,
Das nie ſeine Kraft verliert.

Zwar wann es Dein Wink gebeut,
Der mich aus der Ohnmacht rieffe:
Sink ich wieder in die Tieffe
Unerfüllter Möglichkeit:
Doch ein Stral von Deinem Lichte
Zeigt mir was ich hoffen ſoll:
Daß kein Machtſchluß mich vernichte,
Lehrt ein ewigs Weh und Wohl. **

* Gott iſt der thätige Grund aller Weſen (Eſſentiarum), und ohne ihn wäre nichts möglich und nichts würklich, daher wird Er hier ein Weſen, aller Weſen Kraft, genannt. Die Schöpfung aus Nichts iſt nur in figürlichem Sinne zu nehmen: denn aus Nichts wird Nichts; der ganze groſſe Mechanismus iſt übrigens nur eine Kleinigkeit gegen die moraliſche Welt, die einem wunderbaren Strohme gleich iſt, welcher von unbegreiflichen Höhen herab fließt, dann ſich krümmt, und zu ſeiner Quelle zurükkehrt.

** Dieſes ſind moraliſche, oder beſſer, theologiſche Gründe. Die metaphyſiſchen ſind in der vorhergehenden Strophe enthalten. Was ſich ſelbſt denkt, hat eine ewige unabhängige Urſache. So lange dieſe

Könt ich, unerſchaffner Geiſt!
Ohne Schwindel, Furcht und Grauen,
In die ferne Zukunft ſchauen,
Die ſich mir im Schatten weiſt;
Würd ich nicht in Deinen Schlüſſen
Ihre Undurchdringlichkeit,
Und die Nacht verehren müſſen,
Die mein Fürwiz oft entweiht?

Göttliche Unſterblichkeit!
Du entwickelſt alle Fälle,
Du zerſtreuſt und macheſt helle
Aller Zweifel Dunkelheit.
Muß GOTT ſeinen Zwek erhalten;
Hemmt nichts ſeiner Abſicht Lauf:
O! ſo laſſet ihn nur walten,
Er löſt ſelbſt das Räthſel auf.

Schau ich nicht der Donner Heer
Und der Blize Schaaren ziehen!
Seh ich nicht die Himmel fliehen,
Wie die Wellen in dem Meer?
Sprich! ein Wort, o GOTT der Götter!
Sprich! ſo ſchau ich, wie die Welt,
Durch ein plözlichs Allmachtswetter
In ihr altes Nichts zerfällt!

vorhanden iſt, und wann konte ſie nicht vorhanden ſeyn? muß auch ein ſolches Ding beſtehen.

Philosophische

Betrachtungen.

Den ungeheuren Riß von Welten ohne Gränzen
Hast Du, Allweisester, von Ewigkeit gemacht!
Der Meere schwälstig Blähn, der Sonnen prächtigs Glänzen,
Hat Deiner Allmacht Wort aus Nichts hervor gebracht!
Du Schöpfer der Natur, des Weltbaus grosser Meister!
O dulde bey dem Lob der Chöre höhrer Geister,
Daß Ost und West mein Lied von Deiner Gnade sing!
O dulde, daß ich mich, aus dankbarstem Gemüte,
Gerührt, Unendlicher! von Deiner Vatersgüte,
Erhebend Stimm und Flug, zu Deiner Gottheit schwing.

Es ist, Herr! Deine Huld von Gränzenloser Tieffe,
Die in dem ewigen und unerforschten Raht
Mich aus der Möglichkeit zum Licht und Leben rieffe,
Und mit der Dinge Lauf mein Seyn verknüpfet hat.
Durch dich empfing mein Aug allein die ersten Strahlen,
Die auf sein Wundernez der Dinge Bilder mahlen.
Noch läg ich ohne Dich in ewig grausser Nacht;
Noch stritt ich mit dem Nichts, mein Wesen zu gewinnen,
Mir selbsten unbewußt, und ohne Geist und Sinnen;
Die Liebe hätte mich noch nicht hervor gebracht.

Der Gaben prächtigste, Regentin meiner Schwäche,
O göttliche Vernunft, die meinen Geist erhellt!
Durch Dich erhebt er sich von dieser Erdenfläche,
Durchforscht der Himmeln Raum, und reist von Welt zu Welt.
Sie zeigt mir, Herrlichster! im kleinsten Deiner Werke,
Die Bilder Deiner Macht, und Deiner Weisheit Stärke;

Und jeder Blik führt mich zu Dir, dem Schöpfer, hin.
Mehr, als Dein Donner selbst, lehrt mich ein Wurm der Erden
Das Opfer, welches ich mit zitternden Geberden,
Der Grösse Deiner Macht und Güte schuldig bin.

Dein Meisterstük, die Welt, dies stolze Prachtgebäude,
Die jede Creatur mit Ueberfluß ernährt;
Die Güter, die Du uns in reicher Maaß zur Freude,
Zum dürftigen Gebrauch und unserm Trost gewährt:
Dies alles hast Du uns, o Gütigster! gegeben,
Zufrieden und beglükt, zu Deinem Ruhm zu leben.
Dein grosser Endzwek war nur unser Wohl allein:
Und Deine Gütigkeit und Deine Weisheit wolte,
Daß, was wir sehn, so Herz als Sinnen rühren solte,
Und kein gerechter Wunsch solt uns vergeblich seyn.

Der schönen Künste Chor, mit Lorbeern ausgezieret,
Schau ich im sanften Schoos des Ueberflusses blühn;
Ich schaue sie von dir, o Wissenschaft, geführet,
Und unter Deiner Fahn in schönster Ordnung ziehn.
Hier seh ich, wie ein Bau nach Regeln prächtig steiget,
Wann dort mir ein Gemählde in Licht und Schatten zeiget,
Wie glüklich die Natur den kühnen Pinsel führt.
Die göttliche Musik, gewohnt, Dich zu begleiten,
Geht, hohe Dichtkunst! dir, als Schwester, an der Seiten.
Mir wird zu gleicher Zeit so Geist als Ohr gerührt.

Wie unaussprechlich ist die Menge Deiner Gaben,
O Gottheit, die Du uns so reichlich zugezählt!
Der Aermste, solt er auch an allem Mangel haben',
Besitzet oft ein Gut, das einem König fehlt.
Und wann der grausse Tod uns endlich scheiden heisset,
Wann seine Mörderhand, die alles niederreisset,

In ewig finstre Nacht die schönsten Tage stürzt:
O so geschicht es nicht aus grausamen Gemüthe:
So ists, Barmherzigster! nur Deine Vatersgüte,
Die mit des Lebens Ziel das Ziel des Kummers kürzt.

O ja! was ist der Mensch von schlechtem Thon gebauet,
Mit Sinnen ausgerüst, und mit Gefühl versehn?
Er ist zu schwach, als daß sein Hochmut sich getrauet,
Dem zu gewissen Sieg der Zeit zu widerstehn.
Des Alters Eis, die Glut der jugendlichen Jahre,
Sind beide früh und spat gleich reif zu Grab und Bahre:
Wer ists, der widersteht, wann das Verhängnis rufft?
So wie uns unsichtbar ein leichter Dampf vergehet,
Ist unser flüchtig Seyn, das kurze Zeit bestehet,
Und endlich sich verliert im Schatten dunkler Gruft.

O wäre, wie mein Leib, die Seele zugerichtet,
Und solte sie, wie er, einst die Verwesung sehn!
Ach solte, grosser GOTT! sie einst von Dir vernichtet,
In jenes öde Reich verhaßter Schatten gehn?
Herr! Du verläugnest nie die Huld, die unumschränket,
Die der Geschöpfe Wohl in jedem Fall bedenket;
Ja, Herr! Du bist mir hold, ob ich einst nicht mehr sey,
Selbst deine Güte giebt sich hier noch zu erkennen:
Wer würde, nicht zu seyn, ein wahres Unglük nennen?
Wer nicht mehr ist, ist auch von allem Leiden frei.

Bist aber du, mein Geist, zur Dauer auserlesen,
Wird Atropos den Schnitt an dir vergeblich sehn:
Und weiß dein göttliches, dein einfach reines Wesen,
Dem Moder und dem Grauß der Gruft zu widerstehn;
Welch eine Zukunft zeigt sich dem entzükten Blicke?
Ich hoff, ich schau, o Herr! ein ewig daurend Glücke;

Ja, ich ſchau einen GOTT, der mir nichts böſes bräut.
Die Seele, die der Tod von ihrem Haus verdringet,
Die ſich zu Deinem Siz, o höchſte Gottheit! ſchwinget,
Vereinigt Deine Huld mit deiner Ewigkeit.

Ich ſchaue ſchon im Geiſt die Himmel offen ſtehen,
Ich ſchaue meinen GOTT, bereit mir wohl zu thun:
Er zieht den Vorhang auf: ich kann ſein Antliz ſehen,
Und ſeines Glanzes voll in ſeinem Schooſe ruhn.
Herr! Deine Güte hält kein ewigs Zorngerichte;
An ihr erkenn ich Dich; ein Stral von Deinem Lichte
Erleuchtet meinen Geiſt, die Wahrheit einzuſehn.
Und dieſes iſt der GOTT, der ſein Geſchöpfe liebet,
Die Teuffel werden ſelbſt, wann Er den Machtſpruch giebet,
Verurtheilt zu der Ruh, Ihm nicht mehr widerſtehn.

Es mache, wer den Geiſt der Liebe nicht beſitzet,
Wer, weil er anders denkt, den Nächſten haſſen kann,
Aus deſſen Aug voll Grimm ein falſcher Eifer blitzet,
Den GOTT, der ihn doch liebt, zum wütenden Tyrann:
Ja, laßt den ſchwachen Geiſt, recht ſinnreich ſich zu grämen,
Die Galle, die er kocht, zu ſeinen Farben nehmen;
Er wird noch häßlicher, als ſein Gemälde ſeyn!
Ja, laßt ihn ſeinen Gifft, nur immer von ſich ſpeien.
Es kommt ſein tolles Schmähn, ſein Läſtern und ſein Schreien,
Mit der Abſcheulichkeit des Herzens überein.

* * *

Obiges Gedicht iſt eine Nachahmung oder Ueberſetzung, wie der Leſer will, von einer franzöſiſchen Ode, welche ſich anfängt: Toi, dont la ſageſſe adorable &c.

Die Unſchuld.

Ohne reines Gewiſſen iſt freilich keine Unſchuld; aber die Unſchuld iſt doch etwas verſchiedenes, und bald eine zufällige, bald natürliche Unwiſſenheit des wenigſtens groſſen Böſen, welche Unwiſſenheit von einer natürlich-zarten Gemühtsbeſchaffenheit herrührt, da wir das Böſe auch nicht hiſtoriſch kennen lernen wollen, weil es uns zu ſehr erſchrekt. Dieſe Unſchuld iſt im Verhältniſſe mit der Tugend, ſolche überhaupt genommen, was die Morgenröthe im Verhältniſſe gegen den Tag iſt. Hier aber iſt ſie vornehmlich theils das reine Gewiſſen, theils ein abgeſonderter einfacher moraliſcher Begriff, und wird als eine Gemüthseigenſchaft betrachtet, die auf die einfachſten Handlungen zielet, den zu ſehr verwickelten zuwider iſt, und eine ſtille Munterkeit in uns unterhält. Dieſe Unſchuld iſt eine gewiſſe ſchimmernde Niedrigkeit, und ſchadet der Gröſſe der Seele ſo wenig, als die Leutſeligkeit der erhabenen Geburt der Groſſen. Vergleiche hiermit die Ode: Troſt des Weiſen.

An die Durchlauchtigſte CLIMENE.

Verläumder ſchweigt, wann in gelaßnen Stunden
Ein tröſtend Lied von meiner Unſchuld tönt!
In ihr hab ich allein den Troſt gefunden,
Nach dem ihr euch umſonſt im Unfall ſehnt.

Sie wohnet ſtill in unbefleckten Herzen,
Und ſiegt im Leid durch lächelnde Geduld;
Ihr fröhliches, ihr nie bereutes Scherzen
Würkt mehr in mir als eines Königs Huld.

Wann du nur mich, o Unſchuld! ſtets beglückeſt;
Sprech ich getröſt, wann alles mich vergißt,
In jenem Ton, durch den du mich entzückeſt:
Wie ſeelig lebt, wer reines Herzens iſt!

Wer unberühmt, in edlen kleinen Thaten,
Der Tugend sich, der Niedrigkeit sich freut!
Ein grosser Ruhm hat oft ein Herz verrathen,
Mehr stolz, als groß, und voll von Eitelkeit.

Die Unschuld spielt, fern von des Staatsmanns Ränken,
Ihr leichtes Spiel; gönnt ihm sein schweres Schach;
Schaut ihn voll Gram durch trübe Wolken denken,
Und sieht vergnügt durch ihren klaren Bach.

Wie? schallt nicht schon von ihr Climenens Flöte?
Und flickt nicht schon der Rest von meinem Schmerz?
Ja, sanfter, als der Thau der Morgenröthe,
Senkt sich die Ruh in mein ihr offnes Herz.

Das

Glük des Weisen *.

An JHRO Chur-Fürstliche Durchlaucht

zu Pfalz.

O seelig, wer dem Hof und dem Geräusch entwöhnt,
So glüklich sich, als einsam sieht;
Wer in dem Ordensband den Thoren nicht verkennt,
Und Weise ohne Titel ehrt.

Wer ohne Tugend sich auch in dem höchsten Rang,
Und römisch reich, unglüklich hält;
Wer seinen Lebensraum nur nach den Stunden mißt,
In welchen er an sich gedacht.

Wer um des Pöbels Lob nicht Mitternächte wacht,
Gelehrsamkeit nicht Weisheit nennt;
Mehr, als er lieset, denkt, und minder schreibt, als liest;
Und nicht um Leibnizs Grösse buhlt.

Wer ohne Stolz, wann ihn Europa liest und nennt,
Auch ungedrukte Namen schäzt;
Wer, wann er Laster flieht, und um die Tugend freit,
Aus Weisheit, nicht aus Ehrgeiz, wählt.

Wer jenseits jener Nacht, in der Alphons geirrt,
Die Gottheit, die sein Herze fühlt,
Im schönen Kolibry und Kondors Ungeheur,
Gleich schön und sich stets ähnlich findt.

* Eine Nachahmung der Horaziſchen Ode:
Beatus ille, qui procul negotiis, &c.

Der ist der Glükliche, und ist des Nahmens wehrt,
Der, o Sokrat! dein eigen ist:
Der wird im Glücke nie der Vorsicht undankbar,
Im Unglük selbst ihr dankbar seyn.

Wann unsrer Erde Kreis einst wird der kürzste seyn,
Wann sie der Sonn am nächsten kömmt,
Und wann den leeren Raum, in dem der Weltbau schwimmt,
Des Weltbaus Rauch erfüllen wird:

So sieht der Weise noch die Säulen seiner Ruh
Bestürmt, doch unbeweget, stehn;
Sein wahres Wohl, das er nicht auf die Zeit gebaut,
Steht, Ewigkeit! auf deinem Grund.

So lebet THEODOR an Seinem prächtgen Hof,
So einsam, wie der Weise lebt;
Gleichgültig, wie ein Fels, um den das Weltmeer rauscht,
Sieht Er die Pracht, die Ihn umgiebt.

An die

Vorſicht.

Hier darf ich nur wenige Worte ſagen, und am allerwenigſten iſt mirs erlaubt, die Weltweiſen anzuführen, mit welchen ich nicht einig bin. Die Erfahrung ſelbſt überzeugt uns, daß wir unter einer höhern unſichtbaren Führung ſtehen. Der wahre Begriff von der Vorſehung aber iſt derjenige, welcher die Vorſehung und das Gebät in ein gleiches Verhältnis ſezt. Das aber iſt die Providenz nicht, von der wir reden, die nach einem vorausgeſehenen Gebät den Lauf der Dinge von Ewigkeit eingerichtet haben ſoll.

Ewige Vorſicht, zerſtreue die Sorgen,
Die mir die Schönheit der Erde mißgönnen,
Die mir den heiterſten Himmel verdunkeln,
Nimm ſie, und wache!

Bin ich kein Weſen der öberſten Reihe;
Bin ich doch ein Dich anbetendes Weſen;
Donnre, ich danke; gleich dankbar empfind ich
Scherzende Zephyr.

Würmer, den ſchärfeſten Augen verbohten,
Die wir, Dich ſuchend, durch Gläſer betrachten,
Schätzeſt Du würdig, gleich den Elephanten,
Göttlicher Sorgen.

Soll ich einſt, wann ich die Claſſen der Güter
Mühſam durchforſchet, und nirgends die Ruhe,
Nirgends den Stillſtand der Wünſche gefunden,
Troſtlos vergehen;

Eh ich noch wurde, sah mich schon Dein Auge
Schlummernd im Schooße der Gründe der Dinge;
Wirst Du mich, würdig, Dich, Weise, zu denken,
Grausam vernichten?

Nein, eher wirst Du die Stüzen durchmodern,
Die in dem Leeren das Weltgebäu halten,
Eher als Du wirst ein denkendes Wesen
Wieder unschaffen.

Eher als Du wirst ein himmlisches Wesen,
Hoffend auf ein ihm noch künftiges Leben,
Hungernd nach einem glükseeligern Zustand,
Unvollendt lassen.

Sterbliche, hört von unsterblichen Seelen,
Die in euch wohnen, die prächtige Wahrheit,
Daß in den Aschen verwesender Leiber
Ewigkeit reiffe!

Schreiben

an

Herrn Grafens von A*** Excellenz.

Freund, Dessen Herz zum Ruhm der wahren Freundschaft schlägt;
Der seine Zärtlichkeit nicht zu verschwenden pflegt;
Nur kennend Freunde wählt; sie ohne Reue liebet,
Und bis zur Untreu nie der Staatskunst Regeln übet!

Freund! straft die Excellenz des Dichters Kühnheit nicht,
Der an des Pindus Fuß zu Dir von Freundschaft spricht?
Werd ich, da ichs gewagt, Dich einen Freund zu nennen,
Mich Deiner hohen Huld auch ferner rühmen können?

Doch, wann um Thron und Pracht Dein Blik, dem nichts entflieht,
Der Sorgen nächtlichs Heer geschäftig schwärmen sieht:
Wann jener Höfe Spiel, von ihm genug betrachtet;
Dein endlich müder Geist so kennet als verachtet:

Was quäl ich mich dann noch? Was zweifelt meine Brust?
Du kennst der Hoheit Traum, und schmekst die stille Lust,
Die ein Damöt nicht wird um Gold und Purpur meiden,
Weil seinen Schäferstand die Grossen nicht beneiden.

Ein jeder holder West weht ihm sein Glücke zu;
Sein Glük, gleich fern von Neid und Hoheit, ist die Ruh
Die nie ein Zufall stört, als der den Freund gekränket,
Dem er sein Herz geweiht; der ihm sein Herz geschenket.

Macht ihn kein brausend Glük der künftgen Welt bekannt:
So lebt er seliger im goldnen Mittelstand;
Sein Leben, welches er um Nachruhm nicht vertauschet,
Schlicht fort, gleich einem Bach, der lieblich murmelnd rauschet.

Wald, Fluren, Flöte, Buch, und Freund, und Schäferin,
Gäb er euch unbereut für Silberschiffe hin?
Vertraut er wohl die Ruh, um die, nebst seinem Heere,
Beim Sturm ein Anson seufzt, dem Ungestüm der Meere?

Ihn schüzt sein sichres Thal, vom Ehrgeiz stolz verschmäht,
Der Schäferblut verhöhnt, und Königsmord begeht:
So pflegen Blize sich, schon reif herab zu eilen,
Bei stolzer Cedern Haupt in Wolken zu verweilen.

Dem Freund, den er sich wählt, entdecket er sich frei;
Bei ihm spricht Mund und Herz, gleich zärtlich und gleich treu.
Des schlauen Hofmanns Kunst, wahrscheinlicher zu lügen,
Als selbst die Wahrheit spricht, hat nichts, ihn zu vergnügen.

Wie wenig Grossen ist das seltne Glük vergönnt,
Daß ihr erhabner Stand den Reiz der Freundschaft kennt,
Daß sich dies Himmelskind zu ihrer Höhe schwinget,
Und durch der Schmeichler Schwarm, die sie umgeben, dringet!

Vorm Ernst der Majestät fleucht die Vertraulichkeit
Der Hütte schüchtern zu, die ihr ihr Strohdach beut,
Die unschuldvolle Lust von freundschaftlichen Küssen,
Kan an des Tyrirs Brust nur ein Damöt geniessen.

Manch leichter Argwohn stört der Grossen seltne Ruh;
Schließt vor dem besten Freund des Staatsmanns Herze zu;
Dem Kuß, Umarmungen, Gebehrde, Worte, Minen,
Der Falschheit Larven sind, den Freund zu teuschen dienen.

Die ihr dem Falle nah am Rand des Glückes steht,
Ihr mitleidswürdige, die Stand und Rang erhöht!
Müßt ihr bei jähem Sturz den lezten Trost entbehren,
In eines Freundes Herz den Kummer auszuleeren?

Warum der Pöbel euch vor Millionen preißt,
Und einem Wütrich selbst der Gottheit Ehr erweißt,
Selbst euer Glük entführt der Freundschaft sanften Trieben
Die, so von ihm geblendt, in euch das Glücke lieben.

Du, der Du manche Nacht den stillen Musen schenkst,
Und einsam, wie im Lärm, gleich weis und edel denkst,
Sahst keinen Augenblik, der unbenuzt entwiche,
Wann andrer Lebenslauf den Winterträumen gliche!

Der Reiz der Wissenschaft, die ins geheim ergezt;
Die nie den Hof gesucht, die nie der Hof geschäzt;
Die ruhig sterben lehrt; die jeden Wunsch verhöhnet,
In welchem sich ein Thor nach eignem Unglük sehnet:

Der Reiz, und nicht der Reiz verworfner Eitelkeit,
Bezauberte Dein Herz, von Trieben längst befreit,
Die nur nach Gütern gehn, die wir so bald vergessen,
So bald wir ihren Wehrt nach grössern Gütern messen.

Du haſt, erhabner Freund! ſo manches Reich geſehn:
Vor Deinen Augen iſt ſo mancher Fall geſchehn;
Erfahrung ſtärkt Dich izt in unbereuter Tugend:
Nur mir gebricht ſie noch; o lehre meine Jugend!

Du lebſt bei hohem Rang, gleich als im Mittelſtand;
Dir iſt der ſtolze Troz der Groſſen unbekannt;
Ja, ſolten Dir auch gleich Stand, Rang und Anſehn fehlen:
Dir bliebe, groß durch Dich, der Vorzug hoher Seelen.

Wann aus dem Alterthum ein Dichter mit Dir ſpricht,
Und Dich ſein Ton entzükt; beneidet Thrax Dich nicht:
Solſt Du Dich gegen ihn nicht gleich gerecht erweiſen?
Ihn ſättigt kein Horaz; Du gönnſt ihm ſeine Speiſen.

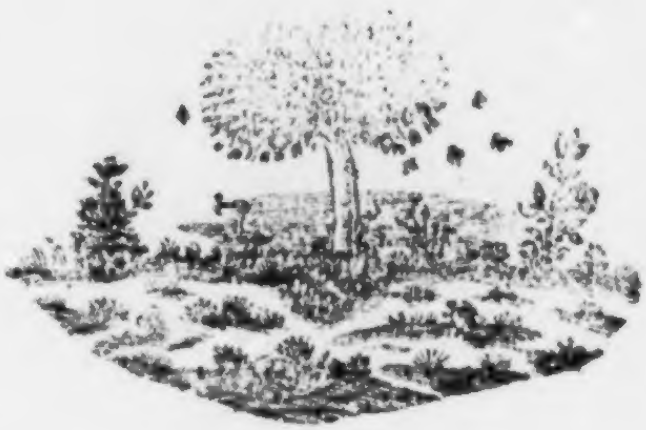
O aber, daß ich ſtets von Dir getrennet bin!
Dich führte Dein Geſchik nach jenen Landen hin;
Mich ließ es, fern von Dir, im Vaterland zurücke,
Wo ich ſo manchen Wunſch vergebens nach Dir ſchicke.

Mein Damon . . . kännteſt Du den Großmutsvollen Geiſt!
Mein Damon, deſſen Treu kein Zufall mir entreißt,
Lebt auch entfernt von mir; mein Euch nur ſchlagend Herze,
Vermißt Euch allzuſehr, mit allzutiefem Schmerze.

Doch die verborgne Macht, die unſichtbar den Lauf
So vieler Welten lenkt, hört nie zu würken auf:
Wer weiß, ob nicht der Grund in der Entfernung lieget,
Wann uns, dereinſt vereint, ein beſſres Loos vergnüget?

O Freundſchaft, wann dein Trieb, wie ſonſt, noch
göttlich iſt;
Wenn du noch izt das Glük erhabner Geiſter biſt;
Wann ſich noch ein Pylad durch dich zun Sternen ſchwinget,
Sich in dein Heiligthum durch Neid und Pöbel dringet:

O ſo verlangt nicht mehr vom ewigen Geſchik,
Mein unbedachter Wunſch des Hofmanns ſteiles Glük;
Mein zärtlich Herz wünſcht nur die Hälfte jener Stunden,
Die ich mit Euch vollbracht, die mich mit Euch verbunden!



Der

Weise.

Wenn man Weise und Thoren einander ohne Mittel entgegen seyet: so muß der Begriff vom Weisen erträglich eingerichtet werden, damit es der Thoren nicht zu viel gebe, nach dem bekannten Sprichworte: man muß leben, und leben lassen. Boileau sezt die Thoren, als ihr allergünstigster Richter, hors de Cour & de Procès, wenn er den Ausspruch thut: Tous les Hommes sont fous. Wenn man aber den Weisen so beschreibet, daß andere, die keine Weisen sind, deswegen noch lange nicht unter die Thoren gezählt werden dürfen, und die Beschreibung zugleich etwas practisch einrichtet: so versteht man offenbar unter den Weisen in dem allereigentlichsten Sinne einzelne Menschen, welche mit Aufopferung aller äussern Vortheile, die vom eigentlich practischen Leben zu gewarten sind, sich in einem gewissen Alter, wo verdienten Menschen die Ruhe zu gönnen ist, vom Getümmel losreissen, ihre Zeit den erhabensten Betrachtungen widmen, und in der That zeigen, daß sie über Glüks- und Unglüksfälle sich hinaussetzen; daß sie dieses Leben nicht weiser achten, als wie fern es eine Beziehung auf das künftige hat, und ihr Daseyn noch dazu dienen kan, andern ihren Zustand erträglicher zu machen. Sie können in allen Fällen Rath und Trost geben, und können als die Patres conscripti des menschlichen Geschlechts angesehen werden. Für die folgende sehr kurze Ode, worinn der Verfasser sich wohlbedächtlich alles rauschenden Wortgepränges enthalten hat, ist dieser Vorbericht zwar zu lange: was schadet es aber?

O Muse, fleuch von den Palästen,
Fleuch von den Sorgen, ihren Gästen!
Das Volk der Thäler ruffet dich.
Eil mit gedoppelt starken Schritten
Nach den bestaubten Schäferhütten,
Wohin auch einst Apollo wich!

Sieh dort den Weisen einsam gehen!
Wie seelig meidet er die Höhen!
Wie klug erwählt er Thal und Ruh!
Fern von dem Hofe, von dem Lärmen,
Sieht er, so, wie der Bienen Schwärmen,
Den grossen Weltgetümmel zu.

Ihn lehret sein zufriednes Denken
Der Wünsche Kühnheit einzuschränken;
Auf ihn sieht keiner; er auf sich.
Er suchet in den stillen Fluren,
O Gottheit, Deiner Weisheits Spuren!
Er suchet sie, und findet Dich.

Im Schweisse würdiger Geschäfte
Erhält und stärket seine Kräfte
Die Tugend strenger Mäßigkeit.
Zählt er nicht vieler Jahre Menge:
So mißt er seines Lebens Länge
Nach der wohl angewendten Zeit.

Wann dort, von Ortolans genähret,
Den Weichling Lust und Schlaf verzehret,
Den kaum der Mittag unterbricht:
So irrt sein Fuß bald in den Wäldern,
Bald grüßt ihn in bethauten Feldern,
Der Morgenröhte spielend Licht.

O grünet, seelige Gefilde!
Euch seh ich schon, doch nur im Bilde!
Euch schildre Hallers starker Kiel!
Dort bei den fernen Wassergüssen
Seh ich, troz allen Hindernissen,
Der kleinen Wünsche frohes Ziel.

* * *

Der Tod.

O D E.

Du, jener Gräber ewge Nacht,
Und ihr, des Lichts enterbte Klüfte!
Du Grund des Meers, und selbst ihr Lüfte
Seyd Zeugen von des Todes Macht!
Umsonst willt du, o Abgrund, decken
Den Grauß, der sich mir offenbahrt:
Ich seh das ganze Reich der Schrecken,
O Tod, in deiner Gegenwart!

Und ach, die Spur von deiner Wut
Soll noch ein frommer Marmor ehren,
Und auf den heiligsten Altären
Fließt dir zum Ruhm unschuldigs Blut!
Straf Wuchrer, die auf Brettern sitzen,
Und biehten dir, und Wellen, Trutz;
Nur schon auch des Vesuvens Spitzen
Den Weisen, fern vom Eigennutz.

Dort, wo sie tief im Sande gehn,
Sehn die erschroknen Caravanen
Die Mumien : : o welch ein Ahnen!
Aufspringend plözlich vor sich stehn. *

* Die Sandmumien in den Africanischen Wüsten sind, wie von selbst zu erachten, sehr leicht. Wenn nun von ungefähr einer von der Caravane einer solchen Mumie auf den Fuß tritt, so springt sie zu seinem grossen Schrecken auf.

Es kömmt der Tod - - der Monster Heere,
Und blasse Seuchen, gehn voran;
Er rauschet, gleich dem wilden Meere,
Das kein Gestad mehr bessern kan.

Wann dorten, in mitschuldger Nacht,
Der Wolf schleicht um verrahtne Horden,
Hat hier, was Edlers zu ermorden,
Der Tod sich Wiegen ausgedacht.
Uns läßt er, wie in Klüften schweben;
Ein seidner Faden hält uns fest:
Ein Riese zahlet ihm das Leben,
Das er dem Zwergen übrig läßt.

Ein Herr von einem Paradis
liegt dort im Schooße süsser Träume,
Die Ihm der Duft der Nectarbäume,
Statt unsrer Sorgen, überlies.
Doch plözlich sieht er bange Hauffen,
In der gestöhrten Phantasie;
Es raucht der Berg, und alle lauffen,
Und schnell verläßt er Portici. *

So schreklich, Menschen, ist der Tod!
So treibt er uns von Ort zu Orte,
Und kürzt des Christen lezte Worte,
Der ihm mit Auferstehen droht.
Hier fährt er auf dem Donnerwagen,
Und schlägt beim frommen Hirten ein,
Wann dorten ihn Orcane tragen,
Und Flotten seine Beute seyn.

* Des Königs beider Sicilien Lustbaus, nicht weit vom Vesuve.

Doch, GOTT! Du bist. In einem Nu
Entstunden, als du sprachst, die Meere,
Der Lüfte Reich, der Sternen Heere;
Ein Himmel rief's dem andern zu:
Ich stieg aus der versenkten Tiefe
Des Unergründlichen herfür,
Wo ich lang, als ein Unding, schliefe,
Und Millionen folgten mir.

Ich sah in jener Lichter Pracht
Die Sonnen fremder Erden glänzen;
Noch fand ich nicht des Denkens Gränzen;
Doch hab ich wenig durchgedacht.
Ich hab nach ewigen Gesätzen
Sich Welten um sich selber drehn,
Und in unausgesprochnen Schätzen
Den Reichthum der Natur gesehn.

Ich sah des Zufalls Blindheit sich
In unsrer Tage Schicksal mengen;
Die Wünsche sich einander drängen,
Da einer bald dem andern wich:
Mir schien die Welt, die ich bewohne,
Ein Reich der Unbeständigkeit,
Und von der Hütte, bis zum Throne
Erblik ich Unzufriedenheit.

Ich sah des Todes Trauerspiel
Hier, in von Blut durchströmten Fluren;
Dort, in zerstörter Städte Spuren,
Wo mancher Alexander fiel.

Hier, wie vom Boreas ergriffen,
Ein Wald von Maſten unterſunk;
Dort, wie auf kriegeriſchen Schiffen,
Vom Feind durchbohrt, ein Heer ertrunk.

Wie, wann uns öfters unbedroht
In ſtiller Nacht ein Wetter ſchrecket,
Und aus dem ſichern Schlummer wecket:
So übereilt uns oft der Tod.
GOTT, der mit göttlichem Verſtande
Im Unermeßlichen gebeut!
Vielleicht ſteh ich ſchon izt am Rande
Der unerzeugten Ewigkeit!

Es ſey! es iſt und bleibt Dein Schluß:
Ich ſterbe, glüklicher zu werden,
Weil unvollendt auf dieſer Erden
Ich dort vollendet werden muß.
Dort wird mein Wohl unendlich grünen;
Dort ſeh ich alles klärer ein:
Was mir ein Zufall hier geſchienen,
Wird dort mir lauter Weisheit ſeyn.

Warum bald hier ein freſſend Schwerd,
Bald dort die Peſt, des Aufgangs Schrecken,
Mit Leichen ganze Länder decken;
Bald hier die Flut ein Reich verheert;
Der unter Qual und Dampf verdirbet;
Den ein untröſtbar Volk vermißt;
Und der auf ſanften Kiſſen ſtirbet,
Der ganzer Völker Mörder iſt:

Hier wankt, hier ſchwebet der Verſtand
In irrthumsreichen Labyrinthen;
Sucht bald Begriffe zu verbinden;
Trennt bald, die, ſo er kaum verband.
Doch dort, wo unter meinen Füſſen
Sich tauſend Wirbel wälzend drehn:
Dort, wird den Geiſt in ſeinen Schlüſſen
Kein Vorurtheil mehr hintergehn.

Eröfnet euch, ihr Gräber, nun!
Entdekt euch, ihr verborgne Klüfte!
Erfüllt mit Seuch und Peſt die Lüfte!
Vergiftet ſelbſten die Natur!
Morbona, ſteig und triumfire
Aus deines Chaos Nacht herfür!
Da ich mich ganz in GOTT verliere,
Troz ich, mit freiem Antliz, dir.

Zerfalle nur in Staub und Grauß,
O Körper, meines Geiſtes Hütte!
Es löſch in meiner Jahre Mitte
Die Flamme meines Lebens aus!
Stürmt, Martern, nur in meine Glieder,
Bis daß ihr Thongebäu zerbricht!
Getroſt! ein Tag fügt ſie einſt wieder;
Sie zittern; meine Seele nicht.

Ihr Thäler ſinkt! Ihr Hügel weicht!
Verſammle dich, du Schaar der Blize!
Ihr Donner brüllt vom höchſten Sitze!
Ihr Meere braußt! ihr Himmel fleucht!

Ihr Stürme tobt! fallt Elemente
Ins erſte Unding wieder hin!
Schau dein und aller Weſen Ende
Natur, erſchafne Schöpferin!

Was iſts? Wofür entſez ich mich?
O Wunderwerk! wer kan dich faſſen?
Wen ſeh ich an dem Kreuz erblaſſen?
GOTT! Menſch! Erlöſer! ſeh ich Dich?
O Tod! nun haſt du überwunden!
O Hölle! nun haſt du geſiegt!
Umſonſt, . . . o ſchreckenvolle Stunden!
Hat mein Erretter euch bekriegt!

Doch, Tod und Teufel rettet euch
Im tiefſten ſchwefelreichſten Sumpfe!
Ich ſchau den Heiland im Triumfe
Im Himmel und im Höllenreich.
Ja, ſeine Macht hat durchgedrungen,
Ich ſchau mich meiner Feſſeln frei,
Von tauſend ſeraphiniſchen Zungen,
Erſchallet ſchon das Siegsgeſchrei!

Gedanken

bei der

Beisetzung

eines Fürstlichen Kindes.

Wo sind ich hier den fürchterlichen Tod?
Mir deucht, hier athmen noch Empfindung und Verlangen;
Es glüht, es spielt ja noch auf Ihren sanften Wangen
Der Kindheit scherzend Morgenroht.

Ihr Lächeln scheint ja noch den mütterlichen Küssen,
Und den Umarmungen des Vaters hold zu seyn;
Doch unermunterlich von so viel Thränengüssen,
Hüllt sich in ewgen Schlaf Ihr fliehend Leben ein.

Sie sahe dich, o Welt! doch, ach! sie sah dich kaum,
Und unvollendt verschwund Ihr erster Morgentraum;
Die ungenossenen, die trüben Augenblicke,
In den Zusammenhang der Zeit,
Mit kargen Händen hingestreut,
Drehn sich nun schon, o dunkeles Geschicke!
Im Strudel der Vergessenheit.

Vielleicht zu fest umarmt von der unholden Nacht,
War erst die Hälfte nur von Ihrem Schlaf vollbracht,
Wie aber kams, daß Sie aus der undenkbarn Tiefe,
Wo Sie noch sanft, von Gott und Welten träumend, schliefe,
So bald des Lichtes Herold riefe?

Ihr Zwek war, wie es schien, ein Mensch zu seyn, wie wir,
Und Sie, Sie muste schon, den Blühten gleich vergehen,
Die nie zur Frucht bestimmt, allein zur Zier
Des Baumes, der sie zeugt, entstehen.

Wie ein erwünschter Strahl, der durch das Dunkle bricht,
In einem Izt uns rührt, erquicket und verschwindet:
So zeigte sich uns nur Ihr himmlisches Gesicht,
Das mit des Todes Bild noch seinen Reiz verbindet.
Und Ihren schönen Leib, Ihr unentwickelt Denken,
Soll ich als Zeuge sehn in Nacht und Gruft versenken?
Doch, nein; es dauret noch, was nie ein Auge sieht,
Die Kraft, wodurch Sie sich, ein Geist zu seyn bemüht.

Sie solte nicht wie wir, der Unvollkommenheiten,
Und der Gefahren Wege gehn:
Sie solte sich im Arm der vollen Seeligkeiten,
Zur Erde noch nicht reif, schon reif zum Himmel sehn.

Bewundernswürdigster! des Geistes Kräfte wanken;
Es dränget sich ein Heer der traurigsten Gedanken
Aus seinen Tiefen in die Höh:
Da ich, noch immer fern vom ewig wahren Glücke,
Schon Millionen Augenblicke
Verrauschet und verschwunden seh.

O daß solch widrigs Loos allein mir ärmsten fiel!
Warum erreicht ich nicht gleich früh ein gleiches Ziel;
Noch schau ich Jahre, Tag und Stunden vor mir fliehen,
Wie Vögel, die nach wärmern Himmeln ziehen,
Und deren Schwarm, bis ihn nicht mehr ein Blik erreicht,
Vergessen uns vorüber streicht.

Und noch muß ichs, doch oft vergeblich, wagen,
Durch tausend Sorgen mich gefährlich durchzuschlagen:
Des Wechsels Eigensinn theilt meine Lebenszeit
In Lust und Ungemach, in Ernst und Eitelkeit.

Sie aber steht in unbestürmter Ruh
Hier Meere schwillen, dort der Wellen Troz sich legen,
Und, freundlich wie des Himmels Seegen,
Dem Thun der Sterblichen, dem Sie entflohen, zu.

Gleichgültig, wie ein Blik in die Vergangenheit,
Sieht Sie hier Bahren und dort Wiegen,
Hier einen Schäferstab, dort einen Scepter liegen:
Nichts stöhret Ihre Seeligkeit.

Wie, wann ein einsam Ohr im Schrecken öder Nacht,
Wann alle Stimmen ruhn, noch ein Gemurmel höret,
So dem Gemurmel gleicht, das durch verborgne Macht
Im Mund des Zauberers ein Geisterheer beschwöhret;
So dünkt mich, hört man dort das irrdische Getöse,
Den Klang von unserm Ruhm und unsers Geistes Grösse.

Der Held, den wir oft hier den Himmeln gleich erhöhn,
Gleicht dort vielleicht dem Staub, den wir auf hohen Hügeln,
Getragen von der Wirbelwinde Flügeln,
Weit über uns erhaben sehn.

Wie groß, o unausdenklichs Wesen,
Ist zwischen Ihr und Uns der Unterscheid!
Zum Vorwurf Deiner Huld vor tausenden erlesen,
Sind Kronen, Siege, Ruhm weit unter Ihrem Neid.

Doch, vielleicht muß auch Sie, vielleicht in höhrer Bahn,
Dort manchen andern Lauf, uns unbekannt, vollenden,
Und manche Pilgrimschaft in andern Welten enden,
Bis Sie von Angesicht die Gottheit schauen kan:
Auch dort muß Sie vielleicht um die Vollkommenheiten
Annoch mit manchen Mängeln streiten;
Mit Sorgen, welche nicht der Menschen Sorgen sind;
Mit Wünschen, welche nicht ein Sterblicher erfindt.
Und Ihre Fehler sind nur Fehler grosser Geister:
Von Leidenschaft nicht frei, ist Sie derselben Meister,
Ihr Gram ist allemahl weit über unser Glük;
Kein Blik der Reu fällt mehr auf unser Thal zurük,
Auf dies verwünschte Thal, von Nebeln rund umschwemmet,
Wo kein Gestad den Strohm der ewgen Nächte hemmet;
Ihr Leben theilt Sie dort in Ewigkeiten ein,
Da hier Minuten kaum desselben Maasstab seyn.

Wie aber kams, daß Sie auf unsrer Trauerbühne,
Doch nur, wie an der Wand ein Schattenspiel erschiene,
Und konnte Sie dann nicht im Unumschränklichen
Die Stuffen Ihres Glüks, uns ungebohren, gehn?

Jedoch . . . vielleicht! . . . doch, nein; Ihr finsteren Gedanken!
Warum erweitert Ihr noch meiner Schwermut Schranken?
Mein Schweigen ehre Den, der Welten übersieht,
Vor dem manch Ocean gleich einzeln Tropfen fliesset,
Und Dünsten gleich, ein Heer der Himmel flieht,
Der die Unendlichkeit nach seiner Grösse misset.

Er sieht mit gleichem Blik, hier wie ein Mensch entsteht,
Und dort die Pracht aufgehnder Weltgebäude,
Und Er befiehlt mit gleicher Majestät,
Daß diese stürzen, der verscheide.

* * * * *

Cantate,

bei

der feierlichen Beisetzung

des weiland Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn Friedrich Carl Ludwigs,

Landgrafen zu Hessen,

Rittern des weissen Adler Ordens, ꝛc. ꝛc.

Homburg, den 25 Marmonat, 1751.

Ach, Er ist hin! O welche Klage!
O welch ein Tod! Er, Dein Gemahl!
Er fällt im Morgen Seiner Tage,
Er, vor Dein Trost; izt Deine Qual!
So girrt verscheucht die Turteltaube,
Fern von dem Schooße sanfter Ruh:
So sieht sie jammervoll dem Raube
Des einigen Geliebten zu.

Die Allmacht ruft, und unsre Tage fliehn
Mit dem Gefolg von Scherzen und von Sorgen:
Die Nebel fliehn, die oft den kaum erwachten Morgen
Mit mitternächtgem Graus umziehn.
Wie, wann in sanfter Majestät
Die Sonne uns, indem sie untergeht,
Noch prächtig Strahlen wirft, und gütig Blicke sendet:
So stirbt ein grosser Geist;
So stirbt auch unser Fürst; So wird Sein Tod vollendet,
Er, Der nicht ohne Neid der Unsre heißt!

Weint, o Muſen! Elegien,
Traurig ſeufzt Ihm Oden nach!
Laßt nur zu Ihm die dankbarn Seufzer fliehen,
Ihm töne jammernd euer Ach!
Weint, o Muſen! Elegien,
Traurig ſeufzt Ihm Oden nach!

Zu heilig ſind erlöſter Geiſter Blicke,
Kein Stral von Seiner Huld fällt mehr auf uns zurücke,
Die wir oft göttlich lächeln ſahn.
Doch Du, zu dem wir uns in ſtiller Demut nahn,
O ſammle, groſſer GOTT! den wir in Ihm bewundert,
Die Thränen um Sein Grab;
Wir wählten Ihn noch unter hundert,
O hieng es nur von unſrer Wahl noch ab!

Ruh, o ruh, erhabner Geiſt,
Wo im Lauf der Seeligkeiten
Dich, auf uns unſtimmbarn Saiten
Froher Himmel Beyfall preiſt!
Kläglich ſenden wir Dir Zähren,
Treuſter Wehmut Opfer, zu,
Und Dein Ruhm ſoll ewig währen,
Ewig, ſo wie Deine Ruh!

Ueber

den Tod

Seines

Grosmütigsten Fürstens.

Und ich soll nach den trübsten Tagen,
Auch diesen Jammertag noch sehn?
So soll, da ich so viel ertragen,
Auch dies noch über mich ergehn?
Träum ich in meinem dunklen Kummer?
Wo bin ich? GOTT! welch eine Nacht?
Ists meines Fürsten Todtenschlummer,
Der mich selbst Todten ähnlich macht?

Ja, Er ist hin; Er ist verschieden,
Und trostlos bin ich noch zurük;
Und o wie seelig, wie zufrieden,
Wie göttlich war Sein lezter Blik,
Sein Wunsch, Sein Hoffen, Sein Verlangen!
Und schon vollendet Er den Lauf?
Kaum gieng ja noch auf Seinen Wangen
Der Jugend Frühling prächtig auf.

Mich, der ich meine schönsten Jahre
In dem Verborgnen hingeweint,
Mich spart der Tod? mich flieht die Bahre?
Und vor mir stirbt mein Fürst, mein Freund?

Entſchuldigt, o gerechte Schmerzen,
Ein furchtſam Wort, das mir enteilt!
Verzeihs, mein Fürſt! dem treuſten Herzen,
Das ſich in Lieb und Ehrfurcht theilt.

Hier flieſſen meines Kummers Zähren,
Ja gönn es, heilge Aſche, mir!
In Zähren, die nur Dir gehören;
Doch alle Zähren flieſſen Dir.
Mit jedem flichnden Augenblicke
Fliehn Dir noch Wunſch und Seufzer nach,
Und jede Thräne mißt ein Glücke,
Das Deine Wohlfahrt uns verſprach.

Du weiſts, o GOTT! der unergründlich
Die Tauſende der Welten lenkt;
Der durch kein Flehen überwindlich,
Nach heilger Weisheit nimmt und ſchenkt:
Du kennſt mein Herz und ſeine Tieffen;
Du ſahſt, was ich geheim gedacht;
Wie oft, wann andre ſorglos ſchlieffen,
Mein Gram, mein traurend Aug gewacht.

Noch ſprach ich: Groſſer GOTT, ach ſchone!
Ich ſprachs, und mich verließ der Tag,
Da mein Gebet vor Deinem Throne,
In Furcht und Hofnung kniend lag.
Vertieft in ſchwehrmuhtsvollem Denken
Erzitterte ich vor der Nacht,
Die, ewig meine Ruh zu kränken,
Mir dieſen Fall gewis gemacht.

Wie, diesen Fall? Auch der ist möglich?
Es ist zu viel; hier schweigt mein Schmerz.
Und dieser auch ist mir erträglich?
Nein, hier empöret sich mein Herz.
Hier fühl ich alle Kräfte wanken,
O GOTT! der Schlag war allzu hart!
Still Selbst den Aufruhr der Gedanken!
Dies fordert Deine Gegenwart.

Barmherzigster, vergib die Sünde!
Dir stell ich mich aufrichtig dar;
Du kennst, Du prüfst des Kummers Gründe,
Du weists am besten, wie mir war.
Wo denk ich hin? Bestürzt, verwirret,
Fällt mir so mancher Gram noch ein;
So mancher Gram, der einsam irret,
Verborgen vor der Welt zu seyn.

Wen seh ich? Ach, HERR! gib Ihr Kräfte,
O theure Fürstin! weine nicht;
Doch weine nur, Dein erst Geschäfte
Erfülle zarter Thränen Pflicht.
Ja, Deine Wehmuht muß ich ehren,
Sie weint um Deines Freundes Grab;
Ja, rollt nur himmlisch schöne Zähren
Von holden Wangen sanft herab.

Ja, billig jammern Deine Blicke;
Ja, billig seufzt die reine Brust;
Mit Ihm erstarrt Dein Wunsch, Dein Glücke,
Und trauria flohe Deine Lust.

Mir deucht, als spräche Deine Klage
Zu dem Dich untreu fliehnden Schlaf:
„ Wie! daß die Blühte meiner Tage
„ Schon ein so früher Donner traf?

Noch solte lächelnd Deine Jugend
Auf Rosen ohne Dornen gehn;
Noch solte Deine frühste Tugend
Sich im Gemahl belohnet sehn.
O denke nicht der holden Stunden,
Der Stunden treuster Zärtlichkeit,
Sie sind, wie schnell sind sie verschwunden?
O klägliche Vergangenheit!

So wars im ewgen Raht beschlossen;
Hier war es, ja, hier ist der Ort,
Wo trostlos Deine Thränen flossen;
Hier hörtest Du sein leztes Wort;
Hier war es, wo der Fall geschahe;
Hier, aber ach! zum leztenmahl;
Hier blittest Du, der Ohnmacht nahe,
Noch nach dem sterbenden Gemahl.

Und jenseits schien ein Aug voll Liebe
Die lezte Hofnung anzusehn,
Den Prinzen, dessen kleine Triebe
Nur noch nach Tand und Puppen gehn.
Noch schlief Er ohne Furcht und Kummer,
Da Ihm der grosse Schlag gedroht:
So stöhrt nicht junger Adler Schlummer,
Des Alten ungesehner Tod.

Was ſprach, o Fürſtin! hier Dein Herze,
Und was verricht Dein banger Blik?
Er fühlt ja nichts von Deinem Schmerze,
Und heft, der Vater kömmt zurük.
O, hoffe nicht, Er kömmt nicht wieder,
Holdſeeligs Kind! Er iſt dahin!
Uns bleibt der Reſt der ſchönen Glieder,
Und höhre Hände halten Ihn.

O, könnt ich ferne Dich bedauren!
O Fürſtin, o, wie rührſt Du mich!
Soll ich mehr Seinen Tod betrauren,
Wie, oder wenn ich mehr um Dich?
Und, o wie ſanft ſind Deine Klagen,
Wie zärtlich drukt Dein Gram ſich aus,
Wer will es Dich, zu tröſten, wagen?
Untröſtbar iſt Dein ganzes Haus.

So ſeufzet traurig Philomele
Dem ihr entriſſnen Gatten nach,
Und daß ihr Schmerz auch andre quäle,
Klagt ſie der Flur ihr Ungemach;
So klagt die Traurige, die Schöne,
Im ſtillen Arm der Mitternacht,
Den Gram, den ihre tiefſten Töne
Bewundrern unnachahmlich macht.

O Fürſtin! würdig grauer Jahre,
Die mir zum neuen Kummer wird,
Wann um des groſſen Sohnes Bahre
Dein mutterlicher Jammer irrt.

Hier in der Grüfte dunklem Grauen
Sucht Ihn noch Dein verlaßnes Ach,
Und Dessen Tod solst Du noch schauen,
Der Zähren Deinem Tod versprach?

Noch war die Hofnung nicht verschwunden,
Ihn Deinem Alter zu erflehn,
Und betend sahst Du Tag und Stunden,
Und Sohn, und Hofnung untergehn.
Schon schiene drohend Deinem Leben
Das traurigste Verhängnis nah;
Und Dich, o Fürstin! sah ich beben,
Dich, Die ich sonst so standhaft sah.

So wälzen sich stets Deine Tage
Von Angst und Sorgen schwehr dahin;
Wo blieb bei diesem harten Schlage
Die Großmut, Deine Trösterin?
O wie war Dir im ersten Grame,
Und wie beseufzte Deine Brust,
Als Dir Sein Bild vor Augen kame,
Des Urbilds ewigen Verlust?

Soll ich, umringt von Trauerbildern,
Noch keinen Blik der Ruhe sehn?
Und soll ich noch die Klagen schildern,
Die aus der Diener Herzen gehn?
So sehn wir dann, gedrängt von Wettern,
Nur Tod und Schrecken um uns her;
So fallen Cedern und zerschmettern,
Und niedre Büsche sind nicht mehr.

Betrübter Reſt von kurzen Tagen!
Mit dir nur hört mein Kummer auf.
Ja, euch, ihr Seufzer, euch, ihr Klagen,
Euch, Zähren, laß ich freien Lauf!
Und wann der Ruf auf goldnen Schwingen,
Dann prangend Seinen Namen trägt,
Soll mir noch einſt ein Ton gelingen,
Der Ihn ſelbſt in der Gruft bewegt.

Iſts möglich, groſſer Geiſt, ſo höre!
Doch, das Vergnügen iſt nur mein,
Wann ich Dir beym Erlöſer ſchwöhre,
Noch Deiner Aſche treu zu ſeyn.
Ja, meine Treue ſoll beſtehen,
Die göttlich in mein Herz ſich ſchwung,
Und ehr ſoll ſelbſt Dein Ruhm vergehen,
Den ich der lezten Nachwelt ſung.

An Seine

gnädigste Fürstin.

O Fürstin! Deren grosses Herze,
Still im Vergnügen, sanft im Schmerze,
Der Weisheit und der Tugend Herze,
Und fremdem Jammer offen ist.
O dulde, daß bei Deinem Schmerze,
Der tiefsten Ehrfurcht voll, mein Herze,
Ach! aber ach! bei welchem Schmerze?
In Wehmuht fliest.

Du sahst den Lauf von jenen Stunden;
Wie glüklich, ehe sie verschwunden,
Sahst Du dem Lauf von jenen Stunden,
Wie Rosen, die verwelken, zu!
Unglüklich, da sie schon verschwunden!
O Himmel, welche sanfte Stunden,
Und ach! es floh, da sie verschwunden,
Auch Deine Ruh.

So mußt auf der verlassnen Erden
Dort alles wüst und öde werden,
Als von der trauervollen Erden
Der erste Frühling Abschied nahm;

Da mußten kühne Norden werden,
Und auf der trauervollen Erden,
Der West in Nord verwandelt werden,
Der Scherz in Gram.

Welch hoher Ernſt, welch ſeltne Tugend?
Im heitern Aufgang Deiner Jugend;
Vor welchem Ernſt, vor welcher Tugend,
Verſtummt mein Lied, das Dich verehrt?
O hör einſt, hold wie Deine Jugend,
Ein Lied von der verfolgten Tugend,
Das ſie, die Freundin Deiner Jugend,
Mich ſelber lehrt!

Lied
an
CLIMENEN.

Umringt von Sorgen, Nacht und Kummer,
Entfern ich dich, erwünschter Schlummer!
Entfernst du dich, erwünschter Schlummer!
Von meiner Ruh.
Dann hör ich Deinen sanften Tönen,
Die sich nach meinen Liedern sehnen,
Dann hör ich Deinen sanften Tönen,
Climene! zu.

Dann, wann sich Schlaf und Träume gatten,
Klag ich Climenen und den Schatten,
Klag ich Climenen und den Schatten
Das, was mich quält.
Wann mich von gütigen Zephyren
Die abgekühlten Schwingen rühren,
Wann mich von gütigen Zephyren
Der Hauch beseelt.

Dann hör ich Philomelens Klagen,
Wie sie die stillen Lüfte schlagen;
Wie sie die stillen Lüfte schlagen,
Hör ich entzükt.
Dann hör ich doppelt ihre Lieder,
Der Gegenschall giebt sie mir wieder,
Dann hör ich doppelt ihre Lieder,
Mir selbst entrükt.

Ueber

den Tod

der Durchleuchtigſten Fürſtin und Frau,

FRAU

Chriſtinen Charlotten,

verwittweten Landgräfin zu Heſſen, ꝛc. gebornen Gräfin zu Solms-Braunfels, ꝛc. ꝛc.

Im Wintermonat, 1751.

QUAE nunc inſuetum miratur limen Olimpi
Sub pedibusque videt nubes & ſidera. - - -

VIRG.

Ihr Nächte, die ihr meiner Klage,
Auf ohne Luſt verrauſchte Tage,
Noch ohne Schlaf und Troſt erſcheint:
Wo, wann die Schrecken mich umziehen,
Mein Geiſt, vertieft in Elegien,
Die traurigſten Gedanken weint.

Ihr dankbaren, ihr heilgen Zähren,
Die noch des Fürſten Gruft verehren,
Noch Opfer Seiner Aſche ſind;
Des Fürſten, Der im Reich der Seelen
Sein Glück izt wählt, wie Engel wählen,
Wo nie Sein Wunſch ein gröſſres ſind.

Ihr ſtammelnden, gebrochnen Worte,
Ihr erſten, die ich an dem Orte,
Wo Er, ach Er, verſchiede, ſprach!
Ihr Seufzer, die ich aus der Tieffe
Schwehrmütiger Gedanken rieffe!
Du mein Ihm folgend erſtes Ach!

Erfüllet mich mit Trauerbildern,
Mein Herz, ein fühlend Herz, zu schildern,
Das voll von sanfter Wehmut ist:
Mit Schaudern, die aus Gräbern fliessen,
Und sich in unsre Seele giessen,
Wann sie des Lebens Dauer mißt.

Noch weinen Ihre bange Blicke,
Und kläglich sieht Sie noch zurücke,
Und Ihm, dem fliehnden Sohne, nach:
Mit Ihren mütterlichen Thränen,
Mischt sich Ulrikens zärtlich Sehnen;
Ulrikens schwesterliches Ach.

Ist dieses Trauerspiel verschwunden,
Und folgen immer trübre Stunden,
Und niemahls auf die Stürme Ruh?
Ulrikens lezter Trost auf Erden,
Auch Du soltst Ihr entrissen werden!
Auch Deinem Tode sieht Sie zu!

Ich seh Dein Herze vor mir liegen;
Ich seh mit traurigem Vergnügen
Die blutgen Zähren Deiner Pflicht:
Du weinst Ulrike? Dein Verlangen,
Wünscht Ihren Schatten zu umfangen;
Ach! Ihre Seele hört Dich nicht.

Dein Aug, aus welchem Anmuht strahlte,
In welchem sich der Frühling mahlte,
Der Deinen Tagen Lust versprach;
Dies Auge senkt sich jammernd nieder,
Und ängstlich sieht es hin und wieder,
Und starrend blikt es Ihr noch nach.

Ich seh die zagenden Gebärden;
Ich sehe Deine Schrecken werden,
Und unter Schaudern fließt Dein Blut;
Wie unterm Eis, bedekt mit Schneen,
Allmählig starrend Ströhme gehen,
Erbebend vor der Norden Wut.

Selbst Deine Seele seh ich wanken;
Ich seh die Stürme der Gedanken;
Und meine Seele ist bei Dir:
O daß sie Dir, mit heurer Mine,
Als eine Trösterin erschiene!
Doch wohnt auch wohl ein Trost bei mir?

Wo hab ich selbst noch Trost gefunden?
Wie traurig stürzen meine Stunden
Sich in das Meer der Ewigkeit!
Gleich maßlos untergehnden Schiffen,
Von einem Wirbel schnell ergriffen,
Verschlingt sie die Vergessenheit.

O höre Deiner Freundin Klagen!
Sieh Ihre Thränen, die Dich fragen:
Ob nicht Ihr Leid das gröste sey?
Wann mein und aller Gram einst schweiget,
Bleibt noch der Kummer, der Sie beuget,
Dem würdigsten Gemahl getreu.

Zu schwacher Trost für wunde Herzen!
Ersetzen Dir auch andrer Schmerzen,
Den unersezlichen Verlust?
Ja, sähst Du ganze Völker trauren,
Du würdest doch nur Dich bedauren;
Nur Dir allein bliebst Du bewußt.

O welche Zähren seh ich fliessen,
Wirst Du oft Ihr Gespräch vermissen,
Von GOTT und Welt und Ewigkeit!
Das Würkliche vollkommner Tugend
Bewies Ihr Leben Deiner Jugend,
Schon früh dem Himmel eingeweiht.

Nie mit der Vorsicht unzufrieden,
War Ihr des Weisen Theil beschieden.
Vertraulich mit sich Selbst zu seyn;
Sich Selbst zu kennen, war Ihr Wissen;
Sie sahe, wo wir glauben müssen,
Die Thorheit kühner Zweifel ein.

Zwar blieb Ihr Werth der Welt verborgen,
Und tief in mütterlichen Sorgen
Verirrte sich oft Ihre Ruh:
Stets schienen Ihr die Wolken trüber;
Die Freuden flohn vor Ihr vorüber,
Verfolgern Ihrer Unschuld zu.

So wie, wann von der Gottheit Sitze
Ein zürnend Heer allmächtger Blitze,
Durch tausend Mitternächte fährt;
Hier Wälder und dort Städte brennen,
Und die Unglaubigen bekennen,
Es sey ein GOTT, der sie verheert.

So hat Sie in durchweinten Jahren,
Die Stürme des Geschicks erfahren;
So tobte unversöhnt, der Tod:
So muste Sie im Alter sehen
Ihr Haus allmählig untergehen,
Dem nur der lezte Fall noch droht!

Du, Den die Himmel Schöpfer nennen!
Haſt Du den Weltlauf ordnen können,
Wo ungerechne Thränen ſchreyn?
Teuſchſt Du, o Tugend, deine Weiſen?
Doch, da Unglückliche Dich preiſen,
Wie göttlich muß dein Weſen ſeyn!

Ja, o wie ſeelig, wie gelaſſen,
Wie himmliſch konnte Sie ſich faſſen!
Wie groß erſchien Sie in dem Leid!
Auch ſelbſt in Ihren trübſten Tagen,
In Fällen, wo auch Weiſe klagen,
Verdiente Sie der Krönen Neid.

Gedanken, die die Schwermuth dachte!
Ihr Bilder, die mein Jammer machte!
Du mein vom Schmerz geborner Ton!
O werdt Gedanken, die erquicken,
Und Töne und Bilder, die entzücken,
Von Tugend und Religion!

Dringt durch die Tiefen dunkler Seelen,
Die Zweifel und Vernichtung quälen,
Die Wahn und Vorurtheil verſtellt:
Die ſich, gleich den Ephemeriden,
Zum Seyn nur einen Tag beſchieden,
Zu ihrem Traum nur eine Welt!

Du, die Du uns den Heiland lehrteſt,
Du, die Du Rochetier bekehrteſt,
Religion, begeiſtre mich!
Einſt will ich Deine Siege ſingen;
Wird mir ein Lied von Dir gelingen:
So hören Seraphinen mich.

Euch, Seelge, die Ihr GOTT erkennet,
Und zitternd seinen Namen nennet,
Euch winkt der Göttliche, der Sohn!
Wie heilig lächeln Eure Blicke!
Welch eine Zukunft, welch eine Glücke
Gewährest Du, Religion!

So, wie wir von erhabnen Hügeln,
Die Last auf kleiner Lüfte Flügeln,
Die spielenden Atomen, sehn:
So sehn, umstrahlt von Deiner Klarheit,
Die Kenner Deiner ewgen Wahrheit,
Verächtlich Deine Spötter gehn.

Die Stunde, die den Jüngling schrecket,
Und seinen Wunsch im Greiß erwecket,
Sie stets in Zukunft fern zu sehn;
Wo hundert Jahre uns verschwinden,
Wie Flocken, hoch in Wirbelwinden,
Noch eh sie fallen, schon vergehn.

Die Stunde kam, wo Helden beben,
Wo sich ihr unerschrokues Leben
In einen Tod voll Angst verliehrt;
Der in der Grüfte dunkle Schranken
Sie, und die prächtigen Gedanken
Noch unvollendter Siege führt:

Die Stunde schlug; Ihr Herze hörte,
Ein Herz, das Hofnung schon verklärte,
Und allgemach verlosch Ihr Blik.
Ulrike, denke diese Stunde!
Ein Himmel floß aus Ihrem Munde;
Gewisheit sprach von Ihrem Glük.

Sie ſtarbe, wie der Wahrheit Zeugen,
Die ſelbſt vor dem Tyrann nicht ſchweigen,
Dem, und dem Tod ihr Geiſt entflieht;
Sie, Die nun in den Ewigkeiten
Vollkommen, die Vollkommenheiten
In gröſſern Weſen neidlos ſieht.

Wird Sie Sich auch nach uns noch ſehnen?
Unſterbliche! werft Ihr noch Zähren
Ins Thal der Sterblichen herab?
Und denkt Sie noch, die heilge Seele,
Daß ſich um Sie Ulrike quale,
Die Sie der Vorſicht übergab?

Doch, wann Sie Dir noch Wünſche ſchenket,
Sie, Die nur Seeligkeit izt denket,
So wünſcht Sie Ruh in Deine Bruſt.
Du zweifelſt? ja! ſtill Deine Zähren:
Sie ruft den Klagen, aufzuhören,
Und weinend flehſt Du Ihre Luſt.

Seh ich, mit göttlichem Erbarmen
Den Geiſt des Troſtes Dich umarmen,
Und Seelenruh in Deinem Blik?
So kommt, nach ſchwehren Ungewittern,
In Lüfte, die vorm Sturm noch zittern,
Die Stille nach und nach zurük.

Lob
des
DAMONS.

O, anmuhtsvoll und heilerfüllte Stunden,
Die ich mit Dir, mein Damon, zugebracht!
Wie seegensreich sind sie mir nicht verschwunden!
Ein Blik von Dir hat mich gedankenreich gemacht.
Dein Mund war voll von den erhabnen Lehren,
Die man im Innersten des Heiligthums verehrt,
Und die man nicht bei fühlungslosen Chören
In dem entweihten Vorhof hört.

Wie könnt ich mir ein höhres Schikſal wahlen,
Da ich vom Trieb, der Seelen paart, entſtekt,
Die reinſte Luſt, die Nahrung groſſer Seelen,
Der Freundſchaft Himmliſches geſchmekt?
So, wie ein Lehrling thut,
Der an des Meiſters Lippen hanget,
Und ſeines Geiſtes Koſt verlanget,
Hieng ich an Deinem Mund, und fühlte jene Glut,
Die ſich, je mehr man ſie zu dämpfen ſucht, vermehret,
Und die ein ewigs Oel der Ehrbegierde nähret.

O GOtt! o Zeit! o Welt! was hört ich nicht von euch?
Es ſchiene ſich das Buch der Ewigkeiten
Vor meinen Augen auszubreiten;
Ich wurd entzükt bis in der Sterne Reich;
Mich riß dein unentweihter Sinn
Zur majeſtätiſchen, zur ernſten Gottheit hin.

Wie ehrfurchtsvoll lernt ich das Wesen grüssen,
Aus dessen Feuermeer viel tausend Sonnen fliessen.

Du kennst und fliehst den Ort, wo Baile sich verirrt,
Und hast Dich in den Kreis, wo Leibniz denkt, geschwungen,
Des Pöbels blinder Wahn, aus Deinem Sinn verdrungen,
Hat Dir den weisen Lauf der Welt noch nie verwirrt.
Du siehst bei hellerm Schein,
Des weiten Zeitlaufs Ordnung ein;
Die grosse Kette aller Dinge,
Die ohne Uebel nicht so schön zusammen hienge,
Beurtheilst Du aus der Unmöglichkeit,
Vollkommnerer Vollkommenheit. *

Dein göttlicher Geschmak an ewigen Gedichten,
Die strenge Kunst, mit Gründlichkeit zu richten,
Erhöhen Deinen Rang selbst in der Dichter Reich.
Wer thut es Dir im Reichthum an Geschichten,
An der Beredsamkeit, sie vorzutragen, gleich?
Wer spricht so gut, wie Du, mit fremden Zungen?
Nichts ist so schwehr, Dein Fleis hat durchgedrungen;
O, Freund, wie ist mir Dein Verdienst so wehrt!
Mich, der ich teutsche Milch gesogen,
Hast Du, in fremder Luft geboren und erzogen,
Noch Teutsch gelehrt.

* Was saben wir vorher, eh ein Leibniz auftratte, und uns lehrte? Entweder eine Anfangs beise e Welt als diese, die auf eine, fast Zweifel erregende, Art, zerstöhret, verdorben, verschlimmert, verschändet worden; oder wir saben mit Entsetzen zwei gleich ewige, gleich unabhängige Wesen; das eine gut; das andere bös. Nun sagt Leibniz, es müßte in dieser Welt Boses seyn, sonst wäre sie nicht die beste; aber dies s verwickelt uns wieder in grosse Schwürigkeiten; doch wankelt sich das L ibnizische System, so lange wir kein besseres haben.

O, solt ich einst die steilen Wege gehen,
Wo ich schon manche Spur von Klackus Schritt erblik,
Und brächte mich ein himmlisches Geschik
Auf die von ihm bestiegne Höhen!
O, solte mich die Huld der hohen Celimenen
Mit ewig grünem Schmuk geweihter Lorbern krönen:
Wie prächtig solte dann, Freund! ohne falschen Schein,
Mit Ihrem Ruhm zugleich Dein Lob verewigt seyn!

vorzüglich. Meine eigene Gedanken habe ich in meinen im Druk bekannt gemachten considerationibus metaphysicis entdecket.

Frühlings-Gedanken

an

THIRSIS.

O, komme nur, komm, holder Lenz, gegangen!
Ich öfne Dir begierigst Aug und Bruſt.
Die Sehnſucht wallt, und eilt, Dich zu umfangen;
Dein Reich iſt ja das ſtille Reich der Luſt!
Die Allmacht leiht, nur daß ſie uns ergetze,
Dir, holder Lenz! das Füllhorn ihrer Schätze.

Ja, komme nur! Verhaßter Nord entweiche!
Der Frühling kommt! die Zephyr gehn voran!
Der Widder herrſcht, und ſeinem weiten Reiche
Sind Thäler, Wald und Hügel unterthan!
Die Frölichkeit hat ihren Thron erbauet,
Wohin mein Aug, gereizt von Wolluſt, ſchauet.

Ich höre ſchon der Vögel laute Chöre;
Ihr froher Schall lokt mich, ihm nachzugehn,
Und weckt mich auf, der weiſen Gottheit Ehre,
Mit himmliſchen Geſängen zu erhöhn.
Ich ſuch das Thal, das von dem Lied erklungen,
Das ich von GOTT Climenen vorgeſungen.

O, Thirsis komm, o komm auf unsre Hügel!
Bewundre hier des Welterschaffers Pracht!
Ein Grässgen ist der grossen Allmacht Spiegel,
Und zeigt Dir GOTT so weis, als groß an Macht.
O höre mich den Heiligsten besingen!
Dein Beifall gibt mir Kraft, mich aufzuschwingen.

Der stille Grund, wo ich die Hitze meide,
Soll GOTT und Dir, o Freund! gewidmet seyn.
Die Wissenschaft nährt uns mit reinster Freude;
In unsern Zwek mengt sich kein Ehrgeiz ein.
Hier suchen wir der Weisheit nachzuspühren,
Und das Geschöpf soll uns zum Schöpfer führen!

Hier schauen wir in unbesorgter Stille
Dem Wollenvieh auf jener Trifte zu.
Mit unserm Loos begnügt sich unser Wille:
Was stöhret uns in der gesezten Ruh?
Die Vorsicht wacht, kein Vorwiz soll uns plagen,
Was künftig ist, durch Ziffern auszufragen.

Die Demut, die den Weisen unterscheidet,
Wann sich ein Thor um Rang und Gunst bemüht;
Die Ruhe, die den Zwist der Höfe meidet,
Und die Gefahr der Richterstühle flieht;
Die sollen oft, im frisch bethauten Grünen,
Uns zum Gespräch und ernsten Wünschen dienen.

Gefeift auf GOTT, feſt, wie ein Felſen ſtehet,
Hat ſtets Dein Sinn, vom Aeußren nicht gerührt,
Den ſtolzen Zwek der Eitelkeit verſchmähet,
Die ſtufenweiß zu höhern Aemtern führt.
Groß durch dich ſelbſt, biſt Du allein geblieben,
Wann ſorgenvoll es viele hoch getrieben.

O, bleibe ſtets der Einſamkeit gewogen!
Sey Deinem Schluß und Deinem Wunſch getreu,
Die Weisheit, die Dich, Thirſis! ſelbſt erzogen,
Will, daß ihr Sohn Ihr ewig dankbar ſey.
Sie flieht den Lärm, und wohnt in ſtillen Gründen.
Auf! fleuch die Welt, nur dort wirſt Du Sie finden.

Die

Gelaſſenheit.

Dieſe kleine Ode iſt, wie die meiſten der vorhergehenden, eine meiner erſten. Die Gelaſſenheit iſt eine, vom Naturel mehr oder minder begünſtigte, Fertigkeit, ſich in groſſen Fällen und Gelegenheiten aus wahren Gründen zu mäſſigen. In kleinen Vorfallenheiten mag es Geduld, oder Mäſſigung ſchlechtweg heiſſen. Unter die hier in Betrachtung kommenden Gelegenheiten rechne ich die Anläſſe zu groſſen Hofnungen, groſſen Wünſchen, groſſen Abſichten, Sorgen und Bekümmerniſſen. Ein Held bleibt ein Held, wenn er ſeinen Abſichten ſchon Grenzen ſezt. Die wahren Gründe, die ich hier fordere, beruhen auf einer höhern Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, und dieſer Einſicht kan die Beziehung nicht entwiſchen, welche die Fälle dieſes Lebens auf ein künftiges haben. Vertröſtet man nicht Kinder, welchen man etwas verſagt, damit, daß ſie es haben ſolten, wenn ſie groß würden? Und ſie ſchweigen. Eine Lebhaftigkeit in dem übrigen Thun, und eine, auch zuweilen heftige, doch nöhtige, Verfolgung des Unrechts, die man einen reinen Zorn nennt, können mit einer im Grunde doch immer vorhandenen, zumal menſchlichen, Gelaſſenheit wohl beſtehen.

O D E.

Ihr Grillen weicht! Ihr ungebetne Gäſte!
Verlaſſet meine Einſamkeit!
Flieht meiner Hütte Rauch, und ſuchet die Paläſte!
Hier wohnet die Gelaſſenheit.

Hier ſuch ich nicht ein Glük, das andre drücket,
Das Millionen ſeufzen macht.
Was mich beſchäftigt, iſt ein Saz, der mich entzücket,
Den Plato göttlich ausgedacht.

In stiller Nacht hör ich des Weisen Lehren,
Der mit der Götter Zunge spricht.
Tyrannen mögen sich mit Blut und Ehre nähren;
Mich aber quält der Ehrgeiz nicht.

Mir gilt es gleich, was auch der Pöbel schreiet,
Der stets das Thun der Weisen schilt.
Und heut vermeid ich das, was andre morgen reuet:
Die Lust, die uns mit Eckel füllt.

Nichts soll mir Dich, o wahre Ruh! entziehen,
O ewig unschätzbares Gut!
Wann andre zaghaftsvoll vor Sturm und Wetter fliehen;
Stärkt die Gefahr nur meinen Mut.

Mich störet nicht der Feinde hönisch Lachen,
Wann mich ein Unfall überfällt:
Der Schöpfer wird um mich nicht Thoren weise machen;
Auch sie sind Bürger dieser Welt.

Wann mich die Gunst des falschen Glückes fliehet;
Erwart ich eine bessre Zeit,
Und meine Tage selbst zu kürzen nicht bemühet,
Ihr Ende mit Gelassenheit.

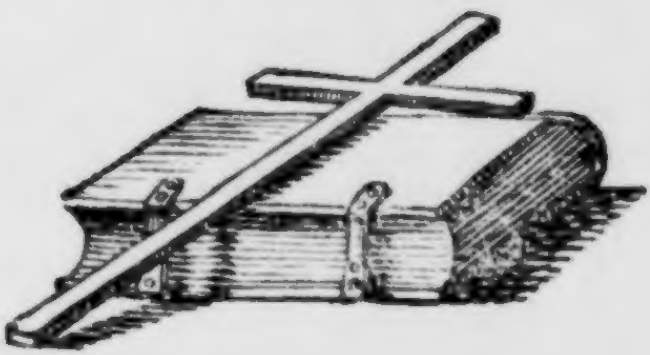
Bei jenem Bach, in den beliebten Fluren,
Wo ich auf manchen Reim gedacht;
Wo Klackus grosser Geist mich auf die heilge Spuren
Der höhern Denkungsart gebracht:

Dort will ich mich auf weichen Rasen setzen,
Und GOTT in der Natur erhöhn;
Dort soll mein Glük, kan es gleich Thoren nicht ergetzen,
Doch länger noch, als Sie, bestehn.

Ihr Grillen weicht, entfernet euch, ihr Sorgen!
Ein alles sehend Auge wacht;
Dem Vorwiz bleibet stets das künftige verborgen,
Versenkt im Abgrund tiefer Nacht.

Allwissender! Du flochtest meine Tage
In den Zusammenhang der Zeit,
Du sahest meine Lust, Du sahest meine Plage,
In Grundriß aller Möglichkeit.

Dir opfre ich mit ehrfurchtvollem Zittern;
In Deinen Armen will ich ruhn,
Und, wann die Himmel auch noch so entsezlich wittern,
Auf Deine Hülfe trozig thun.



Sehnsucht

nach

DAMON.

Wie lange, Damon, soll ich Dich
Im Geist nur in den Armen haben?
Wie lange wilst Du Dich und mich
Mit unfruchtbarer Hofnung laben?
Wie lange, Damon, soll ich noch
Des Umgangs sanfte Lust vermissen?
Die Freundschaft trutzet endlich doch,
Den vorgeworfnen Hindernissen.

Er kömmt, mein Damon, ja! ich schau,
Ich schau Ihn mir zur Seiten gehen,
Und, wann ich meinen Augen trau,
An jenem Hügel stille stehen.
Dies ist der Ort, wo wir entzükt
Des grossen Schöpfers Wunder priesen,
Und in dem Elend selbst beglükt,
Uns trösteten und unterwiesen.

Wo wir die Gottheit, die uns schuff,
Mit einem heilgen Schauer ehrten;
Im Innern den geheimen Ruf,
Zur Tugend, Pflicht und Opfer hörten;

Wo uns in kühler Einſamkeit,
Die wir mit Kronen nicht vertauſchten,
Ein Lied von der Zufriedenheit,
Die fallende Gewäſſer rauſchten.

Wo unſer Geiſt, mit ſich vergnügt,
Sich über Gram und Wünſche ſchwunge,
Und dem, Der alles weislich fügt,
Ein unverſchmähtes Danklied ſunge;
Wo uns der Menſchen Thun ſo klein,
Als groß des Schöpfers Werke ſchienen.
O, welch ein Eifer nahm uns ein,
Dem Herrn der Könige zu dienen!

Wie aber, Damon, trügſt Du mich?
Iſts Phantaſie, die mich entzücket?
Iſts nicht mein Aug, o Freund! das Dich,
Das Dich und ſeine Luſt erblicket?
O Damon! würket dies Dein Bild;
Kan dies die Phantaſie gebähren?
Mit welcher Luſt werd ich erfüllt,
Wirſt Du ſie ſelber mir gewähren?

Mich reitzet nicht ein kühler Wald,
Auch nicht der Philomelen Scherzen:
Ihr Ton, der von dem Gatten ſchallt,
Dringt ohne Damon nicht zum Herzen.
Umſonſt ergreif ich Kiel und Buch;
Denn beides heißt an Damon denken.
O, Damon! eile, Dein Beſuch
Kan mir die Ruhe wieder ſchenken.

O, eile! ſieh mit ofnem Arm
Erwart ich Dich mit jedem Morgen!
Aus Furcht vor Dir, flieht ſchon der Schwarm
Der uns ſo ſehr verhaßten Sorgen.
O, Damon! komm, es zeiget ſich
Der frohe Lenz mit ſeinen Schätzen:
Sein jugendlicher Pracht ſoll Dich,
Mich, Du und Dein Geſpräch ergetzen.

Zufällige

Gedanken.

Wo bist du, mein gelaßnes Denken,
Das oft so manchen Gram verhöhnt,
Und an der Vorsicht stilles Lenken
Mein immer wünschend Herz gewöhnt?

Wo seyd ihr, ach! zu kurze Stunden,
Da ich in weiser Einsamkeit
Die Ruhe des Gemüts gefunden,
Die mir der Lerm zu rauben dräut?

Des Lebens träumerischer Morgen
Ist schon dahin; der Abend droht:
Sein Vorbot ist ein Schwarm von Sorgen;
Der Mühe Lohn, ein früher Tod.

Wie sanft, wie ruhig schlug mein Herze,
Eh es der Grossen Huld gekannt!
Doch nur getrost; es herrscht im Schmerze,
Wie in der Luft, der Unbestand!

Ja, ja ich hoff, ihr stillen Gründe
Seyd meines Glückes Aufenthalt!
Wer weiß, wann ich euch wieder finde,
Ob nicht ein froher Lied erschallt?

Die

Gewissens = Ruhe.

Warum ahnet es Tugendhaften, und Lasterhaften von Unglük?
„ Die Dolche, welche ihn zu morden,
„ Von Ewigkeit geschliffen worden. „
Sah Cäsars Gemahlin im ängstlichen Traume. Solten wir keine Ahnung von einem künftigen Leben haben? Allerdings, und ganz wahrhaftig haben wir solche. Diese Ahnung eines künftigen Lebens ist der Grund des Gewissens, in wie ferne es in uns, einem Triebe gleich, noch auf eine dunkle Art würket, und ein gutes Gewissen ist ein Freibrief, der uns in jener Welt sicher, und unaufgehalten fortbringt.

An

D A M O N.

Du, der Du GOTT noch nie vollkommener erblikt,
Als wann Dir seine Hand ein Leiden zugeschikt·
Dich, Damon! red ich an, der das, was izt geschiehet,
Wie, was die Vorwelt sah, gleich unbeweget siehet.

Was war es, wann kein Fall Dir unerträglich schien?
Unschuldig traf er Dich, gelassen trugst Du ihn.
Wie seelig lebt, wer sich, wie Du, der Tugend weihet,
Weil ihm kein Herzensschlag des Bösen Strafe dräuet!

Flicht, wo im starren Feld nie eine laue Luft
Der Aeste Laub durchstrich; wo dicker Nebel Duft,
Wie eine schwarze Nacht die öde Gegend decket,
Und manches Eisgebürg den fernen Schiffer schrecket.

Flieht, wo, wann einſt im Rauch der Erden Rund
vergeht,
Der unlöſchbare Brand vielleicht zuerſt entſteht;
Wo ſich ein ſiedend Meer aus ſeinem Abgrund hebet,
Und über unſerm Haupt der Sonnenwirbel ſchwebet.

Umſonſt, Betrogene!* wer iſt ſich noch entflohn?
Der Saiten ſanften Klang, der Trommeln rauhen Ton,
Erſann umſonſt der Wiz, den Kummer zu verſüſſen,
Und uns beruhigt nur ein freudiges Gewiſſen.

Beherrſchet Erd und Meer; wünſcht und genießt zu-
gleich!
Elende glükliche! was bleibet endlich euch,
Wann einſt, ſo ſchnell, als ſich ein leicht Gewölk verziehet,
Das prächtge Schattenwerk vor euren Augen fliehet?

Doch der, o Freund! wen nie ein Laſter hebt noch
ſtürzt;
Wem die Gewiſſensruh auch rauhe Wurzeln würzt;
Der, deſſen Herz, wann ſich ſein Puls ſchon ſchwächer reget,
Der nahen Ewigkeit getroſt entgegen ſchläget.

Was fehlet deſſen Glük? o daß ein flüchtigs Gut
Noch ſterbliche bethört, daß noch ſo manches Blut,
So manche Zähre fließt; ſo manche Segel rauſchen,
Um die Zufriedenheit für Wünſche zu vertauſchen!

* - - - - Patriæ quis exul
Se quoque fugit?
HORATIUS.

O Ruhe, die allein der Lohn der Tugend ist!
O Ruhe, deren Wehrt ein Weiser nur ermißt!
Zum Vorschmak jenes Glüks vom Himmel uns gegeben,
Verdient nicht dein Besiz ein unbeflektes Leben? *

* Ohne Gewissensruhe ist keine Glükseeligkeit; aber in der Gewissensruhe besteht sie auch nicht allein. Die Gewissensruhe ist also nur ein Vorschmak von jener Glükseeligkeit. Ein Unschuldiger, der unter einen Hauffen Missethäter geräth, und aus Mißverstand mit fortgeführet wird, erduldet seiner Unschuld ungeachtet eben das Ungemach.

An

DAMON.

SENECA *in Hercule furente* v. 611.

- - - - - - - Quæ fuit durum pati,
Meminisse dulce est.

Nein, klagen will ich nicht! Es sorgt des Himmels Güte
Für alles das, was mir gebricht.
Erheben will ich izt mein dankbares Gemüte,
Voll Hofnung will ich seyn; und klagen will ich nicht!

Wer weiß, ob mir ein Glük, das ich izt thöricht wähle,
Nicht einst selbst unter Dornen blüht,
Und ob nicht jenen Zwek, den ich anizt verfehle,
Vielleicht ein andrer Wunsch dereinst erreichet sieht?

Die Zukunft sucht mein Geist sich trostreich vorzustellen,
Nach schön erstandener Gefahr.
Die Vorsicht wacht für mich, und in den grösten Fällen,
Wann Geist und Mut schon sinkt, reicht sie die Hände dar.

Nein, der verdienet nicht, daß ihn ein Trost erquicke,
Wer sich im Unfall hülflos glaubt.
Und ihr, ihr Weichlinge! o, was ist euer Glücke,
Das Kummer nie gewürzt und euch Gewohnheit raubt?

Wie gerne will ich nicht ein Gut verlohren haben,
Dem der Genuß annoch gebrach!
Lehrt mich nur der Verluſt den ächten Wehrt der Gaben,
So iſt mein Unfall nicht ein wahres Ungemach.

O, Damon! wie vergnügt kanſt Du die Stnnden zählen,
Die Du oft ſorgvoll zugebracht?
O Freund! o, könnt ich heut Dein widrigs Schikſal wählen!
Kein Unfall iſt ſo klein, der dich nicht weiſer macht.

Troſt = Gedanken.

Ja, billig preiſet Deine Güte,
O Weſen voller Huld!
Mein aufgeheitertes Gemüte,
In hoffender Geduld!

Ich weiß, Du ſtillſt einſt meine Klagen;
Und kan von jenen Höhn,
Will mich der Kummer niederſchlagen,
Des Troſtes Ankunft ſehn.

Dein Aug, in dem das All ſich mahlet,
Wirft ſeinen heitern Blik,
Der alle Sonnen überſtrahlet,
Auch auf mich Staub zurük.

Du kennſt mein Herz, das mir verborgen;
Wie lang währt meine Nacht?
Wann ſchau ich Deiner Gnade Morgen,
Vom Sündenſchlaf erwacht?

Doch, HERR! ich traue Deinen Worten:
Ich ſoll einſt glüklich ſeyn.
Leid ich hier Sturm: ſo nimmſt Du dorten
Mich in den Hafen ein!

Die Zukunft.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt man bei der Betrachtung der Sterne erſt auf den Begriff einer groſſen Zukunft verfallen, i. wie ferne ſich nehmlich dieſe Vorſtellung ſchon in den älteſten Zeiten allgemein verbreitet hat. Die Betrachtung des Himmelslaufs mußte, bei hinzukommenden andern Anläſſen, dahin leiten, und die Sternſeher mußten zugleich auch unterm Volke das größte Anſehen haben, obgleich einzelne Menſchen hier und dort, zu jeder Zeit, auch wohl Völker, aus andern Gründen darauf verfallen ſeyn konten. Sogar die Americaner haben eine, ſie beſonders betreffende, groſſe Zukunft geglaubt, und die erſten Europäer als Götter angeſehen, die ſie ſchon lange erwartet hatten. In den Staaten des Montezuma war alles ſchon in Erwartung groſſer Dinge, als Cortez ankame, der Verwüſter des alten Mexicaniſchen Reichs. Es iſt auch kein Wunder, da eine kleine Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge faſt hinreicht, bald zu finden, daß dieſer Knote endlich einmal entweder gelöſet, oder zerhauen werden müſſe. Es iſt aber der Knote einer Schlange, in ſo viel Stücke man ſie zertheilt, in ſo viel Stücken lebt ſie noch.

Hier, wo mich nichts im ernſten Denken ſtöhrt,
Wo ſich mein Geiſt durch ferne Wolken ſchwinget,
Und dem, Den die Natur mit tauſend Opfern ehrt,
In unbehorchter Andacht ſinget:

Hier ſinn ich oft in mitternächtger Stille,
Bei lauer Weſte ſanftem Wehn,
Dem Schikſal nach; dem Schikſal, deſſen Wille
Die Dinge lenket, die geſchehn.

Dem Schikſal, das auch mich einſt hieſſe wirklich ſeyn,
Durch deſſen Schluß ich dich, o holdes Licht! erblikte;
Dich, deſſen mich noch ungewohnter Schein
Mich mehr erſchrekte, als entzükte!

Wie einer, welcher sich durch zauberische Macht
Versenkt in tiefem Schlaf; vergangener Begriffe,
Auf einmal ganz beraubt, bestürzt in einem Schiffe
Auf dir, o Weltmeer! sieht, durch einen Sturm erwacht:

So wurd auch ich, nach lang durchträumten Ewigkeiten,
Urplözlich mir bewust, und sah erstaunensvoll
Mich in der Wesen Zahl, mich in dem Lauf der Zeiten,
Den ich vollenden und auch überdauren soll.

Hast Du, o Heiligster! wo Deine Serafim
Ein majestätisch Lied den Himmeln vorgesungen,
Mein erstes Ach gehört? ist die gebrochne Stimm
Des neuen Wesen auch zu Deinem Ohr gedrungen?

Gleich unreif zum Begrif des Lasters, wie der Tugend
Umflatterten der Unschuld Scherze mich.
Allmählig zeigte sich der volle Tag der Jugend;
Der Kindheit Morgenröhte wich.

Kaum reiffet die Vernunft, und kaum forsch ich nach Gründen:
So scheint mein Leben mir ein denkendes Empfinden.
Wie trenn ich meinen Geist von meinem Nervenbau? *
Des Schreckens Todtenfrost durchläuft die starren Glieder;
Mich deucht, umbreiter mich des Schlummers sanft Gefieder,
Als ob ich Aermster schon mein traurigs Ende schau.

* Die genaue Vereinigung des Leibes und der Seele giebt den Materialisten Gründe an die Hand, die ich aber in meinem Versuche über die Seele hoffe hinlänglich widerlegt zu haben.

Du, Schikſal, kürzteſt längſt unzählbarn Legionen,
Noch eh ich war, den leichten Faden ab;
Wie vielen, die noch heut dies Rund mit mir bewohnen,
Entdekt vielleicht der Morgenſtern ihr Grab! *

Kein Wiz erkläret mir der Seuchen wechſelnd Wandern,
Ein heut geſundes Volk erbt vom entfernten andern
Ein Gift, das Meer und Luft durchſtreicht.
Hier ſtürzet ohne Reu der Tod verachte Pflüge,
Wann dort, zu früh entführt der träumeriſchen Wiege,
In mutterlichem Schoos ein Königskind erbleicht.

Und ich, ich ſchmeichle mir im ſchnellen Strohm der Zeiten
Allem dem Schiffbruch zu entgehn?
O, nein! mein Körper ſcheint aus ſo viel Sterblichkeiten
Als theilbarn Theilen, zu beſtehn.

Vergebens wacht vielleicht beim Schimmer heitrer Sterne
Mein lehrbegierigs Aug, und forſcht dem Weltlauf nach;
Vergebens iſt vielleicht ſo manches Ungemach,
Und daß ich es gelaſſen tragen lerne.

Wer weiß, ob nicht mein Fuß noch heut
Den ſchlüpfrigen Geſtad der Ewigkeiten gleitet,
Wo ſeitwärts ſich das Reich der Möglichkeit
In das Unendliche verbreitet?

* Es muß einem ein Grauſſen ankommen, wenn man zurük denkt, welch eine unzählbare Menge Menſchen ſchon von dieſer Bühne abgetretten iſt, und wie viele Tauſende in dem Augenblicke noch abtretten, da dieſes geleſen und geſchrieben wird. Darf man weiter nachdenken, oder müſſen wir ſtille ſtehen? Sind nicht unzählbare Geiſter zurük, die unſern Erdball, ſo zu ſagen, nichts angehen?

Was wird alsdann von mir noch übrig seyn?
Ich, der ich endlich bin, ich soll unendlich bleiben?
Mein Geist soll dauren, und allein
Die Hälfte meines Ichs zerstäuben?

Doch, ach! gelingt mirs auch, mich halb zu überleben,
Und mich durch Moder, Staub und Gruft
Zu der beglükten Oberluft,
Zum Siz Unsterblicher, siegprangend zu erheben?

Werd ich alsdann auch ohne Sinnen denken? *
Wie? oder wird, von ungleich prächtgerm Schein,
Ein neuer Körper mich umschränken,
Und meinem Geiste gleich, unsterblich seyn?

Wie? oder wird mein Ich manch andrer Tod noch theilen,
Und so mein Geist von Welt zu Welt,
Bis er den ernsten Zwek der grossen Ruh erhält,
In wandelbaren Körpern eilen?

Und werden sich alsdann, im Wechsel neuer Zeiten,
So oft als meinen Geist ein neuer Leib umkleidt,
Die Nächte der Unwissenheit
Auf die vergangenen Begriffe breiten? **

Und hat vielleicht mein Geist
Den Körper, der ihn izt, wer weiß? wie lang, umschleust,
Von Lethens Schlummertrank berauschet,
Bestimmt zu ewger Sterblichkeit,
Am Ufer der Vergessenheit,
Bereits mit tausenden vertauschet?

* Das Denken ohne Sinnen ist so möglich, als vielmehr gewiß.
** Kaum daß wir uns umzusehen anfangen, wissen wir schon nichts

Du, Alleswiſſender! doch, Du allein nur biſts,
Nur Deiner Gottheit Vorrecht iſts,
Mit untrügbarem Blik, was künftig ſoll geſchehen,
Im Undurchdringlichen zu ſehen! *

Rühmt nicht, Verwegene! den zweifſenden Verſtand,
Der in der ungemeßnen Ferne,
Durch unzählbar bewohnte Sterne,
Sich eine neue Bahn erfand;

Der, wo die lezte Sonn in ihrem Wirbel ſchwebet,
Da, wo des Weltbaus Pfeiler ſtehn,
Jenſeits des Unermeßlichen,
Mit ſchnellem Fluge ſich erhebet.

Es zieht vor dir, o Zukunft, ſich ſein Blik,
Weil dich noch nie das Morgenlicht begräſſet,
Und dich das Meer der Finſternis umflieſſet,
Erſchrocken und beſchämt zurük! Euch

mehr, woher wir gekommen ſind. Was dachten wir in Mutterleibe? Wir waren aber doch darinnen mit Leib und Seele.

* Wir ſchwache Menſchen dürfen uns freilich in Abſicht auf das künftige nicht viel rühmen. Es giebt ein Künftiges, das von Gott allein abhängt, und ſein Vorrecht iſt; ein Künftiges, das in der Einrichtung der Welt eben wie gegenwärtig iſt; ein ganz zufällig Künftiges, das ſeiner Weiſe nach zufällig iſt; aber nicht, wie ein blindes Ungefähr, d. i. wie eine Würkung ohne Urſache; es ändert auch die zufällige Beſchaffenheit dieſes Künftigen in der Identität der Welt nicht das mindeſte; in Gott geht auch noch weniger dadurch die mindeſte Veränderung vor; ſondern es bleibt alles in Gott gleich ewig gegenwärtig; Er coexiſtirt nur den auf einander folgenden Dingen; aber ſelbſt unbewegt und unveränderlich. Wenn man ſich Gott aber als einen voraus ſehenden Menſchen vorſtellet: ſo kommt man freilich nicht aus der Sache. Die Ewigkeit, in welcher Gott ohne Folge fortdauret, und eine abſolute Newtonſche

Euch, Tieffen, kan kein sterblichs Aug durchdringen;
Wie? will der denkende, kaum heut entstandne Staub,
Der Zeiten Spiel, des Zufalls Raub,
Sich auch durch diese Nächte schwingen?

Zu thöricht stolz sind wir für unsre Schranken.
Selbst die erhabensten Neutonischen Gedanken,
Die übers Ziel der Menschheit gehn,
Erzittern izt vielleicht vorm Urtheil gröſsrer Meister,
So sehr als die erschroknen Geister,
Die, als ein starker Ruf den Leibern sie entriß,
Der Straffe ungewiß,
Des Richters Spruch entgegen sehn.

Wir, tief-versenktes Volk, erkennen kaum
Den kleinsten Theil vom ungeheuren Raum,
Und unsre Wissenschaft mißt sich nach unsrer Erde.
Wer weiß, was künftig noch, wo sich das All verlichrt,
Geschwängert von dem Wort: Es werde!
Des fruchtbarn Chaos Schoos gebiehrt?

Die Geister von dem höchsten Orden
Erstaunen so, wie wir, vorm Meer der Künftigkeit,
Nur Tropfen der Allwissenheit
Sind ihnen mitgetheilet worden.

Doch, dreimal göttlichs Eins! in Deinem Allmachtsschuz,
Biet ich dem Schreckenreich entlegner Zukunft Truz!

Zeit ist gleich viel; sie ist dort ein unbewegter unendlicher Strohm; uns aber fließt er: denn wir bewegen uns.

Ein Troſt von Deiner Höh eilt ſchon mich zu entzücken,
Der holde Troſt: Daß Du allgegenwärtig biſt,
Daß Welten ſchaffen, und mich ewig zu beglücken,
Dort, mehr der Allmacht Werk; hier, mehr der Liebe iſt.

Kein banger Zweifel ſoll mich mehr bekümmern;
Ich hoffe noch der Welten Trümmern,
Und neuer Sonnen Glanz zu ſehn.
Ja, HERR! es iſt mein Geiſt zu prächtig;
Dein Herz zu groß; Dein Arm zu mächtig:
Du läſſeſt ihn nicht untergehn.

Du, groſſer Bayle! giengſt vorm gröſſern Leibniz her; *
Der keinem wich; Du, Newton! biſt nicht mehr,
Und um Euch werden einſt noch gröſſre Schüler trauren;
Ihr aber werdet dort die Ewigkeit durchdauren;
Und ſeht nunmehr, da wir durch dicke Nebel ſehn,
In vollem Licht die Pracht des Unausſprechlichen,
Und, in der Tieffe ganz verlohren,
Den Irrſtern unter Euch, der Euch gebohren.

* Leibniz iſt wenigſtens der Schöpfer eines Syſtems, welches, wenn man aus des ſceptiſchen Bayle zerſtreuten Zweifeln und Gedanken ein Syſtem heraus grübeln wolte, den Vorzug behaupten würde. Beim Newton ſchiene die Metaphyſik, einem Geſchäfte gleich geweſen zu ſeyn, welchem man vollkommen gewachſen iſt, es aber anderer Geſchäfte wegen nicht übernimmt, oder zurük ſezt. Er hat aber gewiß mehr gedacht, als er geſchrieben hat, und wäre er mit Leibnizen nicht in den berühmten Streit gerathen: ſo würden wir noch weniger von ſeiner Philoſophie wiſſen. Er hat indeſſen wohl funfzehen Jahre länger, als Leibniz, gelebt.

* * * * *

An die

Durchleuchtigſte

CLIMENE,

als SIE von dem Verfaſſer

eine

Abſchilderung der Großmut

verlangte.

Ich ſoll der Grosmut Bildnis zeigen,
Und ſoll von Dir, CLIMENE! ſchweigen?
Umſonſt; ein kennend Aug ſiehts für Dein eignes an;
Weil, ſtandhaft in den gröſten Fällen,
Sich Deine Seele nicht verſtellen,
Noch Ihren Urſprung läugnen kan.

Gedanken

bei einer

gewiſſen Begebenheit.

Der Verfaſſer war noch ſehr jung, wie er dieſes, und andere Gedichte, gleichen Inhalts, machte. Seine Erfahrungen haben ſich indeſſen anſehnlich vermehret, und er iſt überzeugt, daß man ſo denken müſſe, wie er damals gedacht hat.

Sur les ailes du tems la triſteſſe s'envole.

LA FONTAINE.

Ja! endlich ruht einmal des Meeres wilde Wut,
Und endlich muß ſich auch der Sturm der Sinnen legen.
Voll Troſt, voll Zuverſicht, voll Hofnung und voll Mut,
Seh ich ſchon meinem Glük und meiner Ruh entgegen.
O, welch ein Hofnungsſtral erheitert mein Gemüt?
Soll Neid und Eiferſucht mich einſt belohnet ſehen?
Iſts möglich? Kan und ſoll und wird es noch geſchehen,
Daß mein gekränkter Geiſt ſich einſt beruhigt ſieht?

Die Vorſicht prüft vielleicht den ungebeugten Sinn?
Wer weiß, ſoll mir nicht einſt noch mancher Zwek gelingen?
Wer weiß, ob ich von ihr nicht erſt verſehen bin,
Durch eine lange Reih von Fällen mich zu bringen?
Dann endlich lang verſucht, und durch Erfahrung reif,
Den nunmehr klügern Geiſt kein falſcher Schein mehr trüget,
Wie groß iſt nicht die Luſt, die mich alsdann vergnüget,
Wann ich nun kummerfrei des Leidens Zwek begreif?

Was iſt denn endlich auch das Leiden einer Welt?
Wo eine Vorſicht wacht, kan da ein Weiſer klagen?
Wan ihm ſchon hier das Loos nicht, wie Ers wünſchet, fällt;
Was iſt denn endlich auch ein Glük von kurzen Tagen?
Wie eilt, wie fleucht die Zeit! mit jedem Pulsſchlag läuft
Die Uhr des Lebens ab; uns ſtürzt in frühe Grüfte
Die Wolluſt, wie der Gram; ein Anhauch böſer Lüfte
Vergiftet Blüt und Frucht, noch ehe ſie gereift!

So, wie ein jäher Strohm, der von Gebürgen ſchießt,
Wann ſein vollendter Lauf ihn an das Weltmeer führet,
So ſchrekkich ſein Geräuſch noch heut den Ohren iſt,
In Tropfen ohne Zahl ſich theilet und verliehret:
So klein, ſo unſichtbar wird die vergangne Pein;
Die Noht, vor welcher hier ein ganzes Volk erzittert;
Der Martern ganzes Heer; was hier die Welt erſchüttert;
In einem Meer voll Luſt erlößten Geiſtern ſeyn.

Abend = Gedanken.

Die Hälfte meiner kurzen Tage
Verſchläft mein Geiſt, verträumt die Phantaſie,
Und ungleich eingetheilt in mindre Luſt als Plage,
Verſchwinden ſie.

Wie lang ſeh ich den Trunkenheiten
Von Wahn und Glük berauſchter Höfe zu?
Wann werden ſich auf mich einſt deine Schwingen breiten,
O güldne Ruh?

Heut nimmt der jugendlichen Scherze
Zufriednes Chor mich ſingend in den Reihn,
Der Morgen kommt, und mein mit ihm erwachend Herze
Fühlt Reu und Pein.

Das künftige bleibt uns verborgen;
Der Wechſel nur iſt Sterblichen bewuſt.
Oft unterbricht der Tod die Träume unſrer Sorgen,
Oft unſrer Luſt.

Teuſcht, Dunkelheiten, meinen Kummer,
Teuſcht meinen Geiſt, der, ihn zu nähren, wacht!
Umſchattet mich! und Du, komm tröſtend, ſanfter Schlummer
Thauender Nacht!

* * *

Das

Glük der Gottlosen,

nach Anleitung des 73 Psalms.

Ists denn umsonst, daß ich in Unschuld lebe;
Umsonst, daß ich Beleidigern vergebe;
Umsonst, daß ich, will mich die Last ermüden,
Sie trag im Frieden?

Der Böse lacht; es steht sein trotzend Glücke
Auf sichrem Grund gelungner Lasterstücke,
Für ihn verschwendt, umlorbeert seine Jugend
Der Lohn der Tugend.

Verwegenheit, die seine Schritte leitet,
Geht vor ihm her; stolz, daß er niemals gleitet,
Scheut er kein Eis, und wagts, auf steilen Höhen
Schlüpfrig zu gehen.

Er ist, o HERR! der Liebling Deiner Güte,
Und sie mißkennt sein undankbar Gemüte;
Sein Hochmut glaubt, die milden Gnadengaben
Verdient zu haben:

Indessen, da Dein Knecht nach den Gesetzen
Unsträflich lebt; aus Furcht, sie zu verletzen,
Ins öde flieht; verborgne Opfer schlachtet,
Die er verachtet.

Und dannoch stürzt Dein ausgegoßner Seegen
Auf ihr herab, gleich einem Abendregen,
Der Felder nezt, den Durst der Aehren stillet;
Die Trauben füllet.

Und doch blüht er, wie von Aurorens Zähren
Betreuffelt sich erwachte Rosen nähren,
Und lieblicher als dann in lauen Lüften
Balsame düften.

Je mehr ich forsch; je tiefer wird mein Kummer;
Nachtlos vergißt der Mitternächte Schlummer
Mein wachend Aug; den strauchlenden Gedanken
Bestimmst Du Schranken.

Dumm, wie ein Thier, muß ich vor Dir mich biegen,
Du schriebst, o HERR! Dein unbegreiflichs Fügen,
Mit feurigen, doch mir unlesbarn Lettern
Auf ewgen Blättern.

Allein, Du sendst von Deinem heilgen Lichte
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erstaunt seh ich behende
Der Bösen Ende.

Wie, wann das Eis auf hohen Bergen schmelzet,
Ein Frühlingsstrom sich schwehr herunter wälzet,
Und fallend braußt, doch endlich trokne Spuren
Verläßt den Fluren.

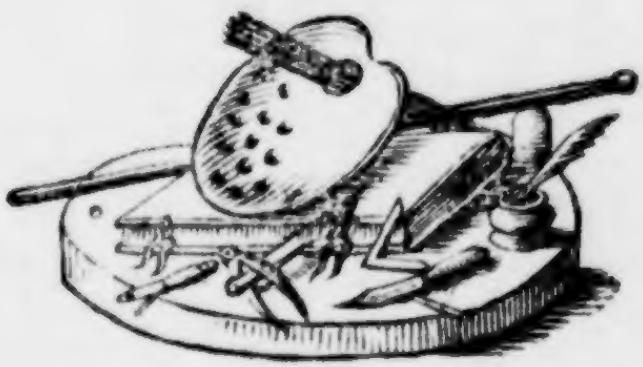
So sinken sie; so stürzen sie hernieder;
So singen sie, noch fallend, Trauerlieder;
So wirst Du sie, bis auf ihr Angedenken,
Ins Nichts versenken!

Und dann wird Dich erſt der Gerechte kennen;
Dann wird er Dich erſt heilig, heilig nennen;
Dann löſeſt Du von Deiner Schlüſſe Riegel
Das feſte Siegel.

Dann ſchwingt ſein Geiſt ſein zitterndes Gefieder,
Und legt vor Dir die Lobgeſänge nieder,
Und dann ſtimmt er mit in die höhre Töne
Der Himmelsſöhne.

Und dann wirſt Du, umglänzt von eignem Lichte,
Mit göttlichem, huldreichem Angeſichte
Auf ihn, auf Ihn, als den Geliebten, blicken,
Und ihn erquicken.

Und dann geht er in den gewölbten Fernen
Mit Pracht einher; ſteht zwiſchen Morgenſternen
Anbetend ſtill, ſein majeſtätiſch Funkeln
Wird ſie verdunkeln.



An die
Dichtkunſt.

Von der Gabe zu dichten kan ein mannigfaltiger Gebrauch gemacht werden, und ein Weiſer verliehret von ſeiner Würde nichts, wenn er ſich auch zu erlaubten Nebendingen herabläßt. Ich glaube aber das Weſen der wahren Dichtkunſt darinnen zu finden, daß ſolche uns auf die abgekürzteſte Art die Welt von der Seite vorſtellbar macht, wo am erſten in uns groſſe Geſinnungen und erhabene Gedanken erwecket werden konnen. Silbenmaas und ſelbſt der Reim ſind dazu beförderlich. In der Schule der Natur werden wir ganz anders unterrichtet, als in unſern Schulen. In der Natur ſelbſt hängt alles ohne Sprung zuſammen; aber die unterrichtende Natur überſpringt in ihrem Vortrage, um mich ſo auszudrücken, vieles, um uns weiter fortzuhelfen. Noch ehe Städte und Schlöſſer waren, hatte die Natur ſie ſchon auf Steinen gezeichnet. Wälder, Felſen und ſelbſt Organen, als förmlich gebildete Augen, malet ſie uns vor. Dichtet ſie alſo nicht ſelbſt? Die von der Natur ſelbſt gemachten Auszüge ihrer Werke verdienten eine gröſſere Aufmerkſamkeit. Wie aber ein wahrer Dichter die Natur nachahme, iſt hier der Ort nicht, weiter auszuführen.

Vertraute meiner Phantaſie,
Ich weihte Dir die erſten Kräfte;
Noch theilſt Du meines Ernſts Geſchäfte,
O göttlich hohe Poeſie!
Wann unterdeſſen, reich belohnet,
Im Tempel der Gelegenheit
Manch feiler Dichter Weihrauch ſtreut,
Und ſclaviſch jedem Glükfall frohnet.

Fern folgt ich Dir ins Heiligthum;
Hier hüllte ſich in tieffe Stille
Des Heiligſten verborgner Wille;
Hier überdachteſt Du ſeinen Ruhm.

Hier sahst Du göttliche Gedanken,
Und prächtge Hymnen um Ihn her,
Wie sie, von seinem Lobe schwehr,
Um Seinen Thron erbebend wanken.

Hier hörtest Du die Geisterschaar
Auf Sterblichen verbotnen Leyern,
Den tausendjährgen Jubel feyern,
Seit denn die tiefe Nacht gebahr.
Hier sahest Du der Andacht Funken,
Von welchen David einst entstekt,
Und Asafs hoher Geist erwekt,
In die Entzückungen versunken.

Fern sahst Du die unheilge Brut,
Bei fauler Aschen dunklem Glimmen,
Die feuchte Saiten frostig stimmen,
In der gedankenlosen Wut.
Nie ward Dein keusches Ohr ergetzet
Vom Lied, das ihre Lüsternheit
Den buhlenden Corinnen weiht,
Und nie von ihr Dein Ernst geschätzet!

Doch mich, der Deine Heiligkeit,
Im frechen Reihn der Lastersöhne,
Durch frevelnde, verwegne Töne,
Erhabne Dichtkunst! nie entweiht;
Mich lasse die Begeistrung fühlen,
Die einst im majestätschen Flug,
Den heilgen Dichter Zions trug,
Und jenen Schwarm im Schlamme wühlen!

Und tröſt, und komm, wann ich mich ſchau
Umwacht von ſchlummerloſen Sorgen;
Komm heitrer, als ein Frühlingsmorgen,
Erquickender, als wie ſein Thau.
Und wirſt Du meinen Gram bezwingen:
So ſprich auch mir im Thal der Ruh,
Hol: ſeelige Geſpielin! zu,
Und hilf mir ſelbſt, Dich zu beſingen!

Die Tugend.

Ein künftiges Leben müssen wir voraussetzen; ohne dieses wäre die Tugend eine zweideutige Braut ohne Bräutigam. Die wundervolle Uebereinstimmung so unendlich mannigfaltiger Dinge dieser Welt, und ihrer Beziehungen auf jene, ist die grosse Wahrheit, deren Stimme in einem einsamen, unschuldigen Herzen in einem sanften Silberton klingt; bald aber auch aus rauherem Erzte den grossen Hauffen erschrekt. Eine so denkende Seele gelangt nach und nach wieder zu ihrer wahren Freiheit, wo sie nur das vollkommene wählt, und in diesem Freiheitsstande sehe ich die Tugend. Aus dem Begriffe von einem reinen Geiste aber leitet sich das Vollkommene von selbst ab. Warum pralt der Mensch mit seiner Vernunft vor dem Hirsche, den er todt jagt? Er will vollkommener seyn, als er.

Singt, Söhne kummerloser Jugend,
Von Lieb und Wein!
Mein Lied soll Deinem Lob, o Tugend,
Geheiligt seyn!

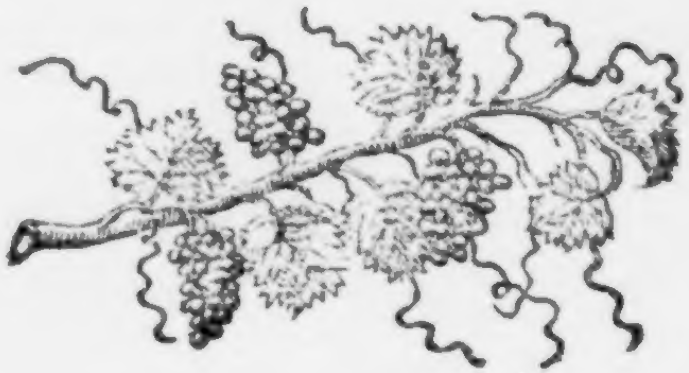
Es gleicht Dein Ernst dem prächtgen Blitze,
Der uns ergezt;
Doch, strafend auch des Lasters Sitze
In Flammen sezt.

Den Schwarm der Lüste, die Dich fliehen,
Herbergt die Nacht:
Wo tausend Morgenröhten glühen,
Stralt Deine Pracht.

Die Wahrheit riß ſich von dem Lärmen
Des Pöbels los,
Und nahm mit ſchweſterlichen Armen
Dich in den Schoos.

Sie folgte Dir, fern vom Gedränge,
Ins Holz der Ruh:
Mit Dir erſchien ſie bei der Menge,
Doch ernſt, wie Du.

Die Unſchuld, die vom Stolz und Neide
Verachtet ſtund,
Sah hold ſich um, erblikt Euch beide,
Und trat in Bund.



An den

Schlaf.

Die Vögel ruhn auf selbst gewählten Bäumen,
Und Sicherheit dekt ihre Nester zu;
Die Ehrsucht schläft, und Geiz und Lüste träumen:
Und mich allein, mich fliehst Du noch, o Ruh!

Die Träume fliehn; die Sterne gehen unter;
Ich seh sie fliehn! ich seh sie untergehn!
Und meinen Gram soll selbst die Nacht noch munter,
Und ihn soll noch Aurora wachen sehn?

Doch, nein! Du wachst, o Aug! dem nichts verborgen,
Du wachst für mich, daß ich sanft ruhen kan:
Stört, Stürme, nicht den Schlummer meiner Sorgen!
Brich, holder Tag, eh sie erwachen, an!

Der Neid.

Eine Traurigkeit über eines andern Glük hat nicht allemal den Neid zum Grunde, und ist oft nur aus Betrachtungen entstanden, die wir über uns selbst anzustellen, dadurch veranlaßt worden. Es liegt in der Natur eines jeden endlichen Geistes, daß derselbe sich mit dem Vollkommnern zu vereinigen sucht, und das ist die wahrhaftig reine Liebe. Gleiche seyen aber unter Gleiche, auch die Gleichheit natürlich ungerne aufgehoben. Aus jenem Vereinigungstriebe kan ein Neid und Haß entspringen; aus der aufgehobenen Gleichheit aber entspringet eine andere Leidenschaft, nehmlich eine Art von Unwillen oder Zorn; eine heftige Empfindung des uns geschehenden Unrechts. Bei manchen Menschen, deren Hauptcharacter im Neide bestehet, mögen auch wohl mehr physicalische, als moralische Ursachen dahinter seyn.

Der Mangel der Vollkommenheiten
Bracht aus dem Schoos der Traurigkeiten
Dich blassen Neid herfür.
Du Gift des Alters! Pest der Jugend!
Dein sterbend Antliz schrekt die Tugend,
Und lästernd folgst Du ihr.

Tyrann des niederträchtgen Pöbels!
Es gleicht Dein Bild der Nacht des Nebels,
Der oft die Sonne schwärzt:
Wann, thauend auf beblümte Triften,
In buhlerischen Morgenlüften
Sie, hold erwachend, scherzt.

Doch, so, wie ihre mächtgen Blicke,
Daß sie uns himmlischer entzücke,
Die Dünste leicht zerstreun:
So wird auch Deine keusche Freude,
Holdseelge Tugend! einst vom Neide
Nicht mehr umfinstert seyn.

* * *

Erinnerung
des
Vergangenen.

Man empfiehlt uns das Lesen der Geschichtbücher; aber welche Geschichte geht uns näher an, als unsere eigene? Welche wissen wir gewisser, als diese? Wie aufmerksam solten wir auf alle kleine Umstände unsers Lebens seyn? Wir gewöhnen uns dadurch, uns selbst als fremd zu betrachten; unser Ich verwandelt sich in eine andere Person, und unsere blinde Eigenliebe in eine Unpartheilichkeit gegen uns selbst.

Wo bist Du, unschuldvolle Zeit,
Da mich mein Puppentand mehr, als der Kranz, erfreut,
Der prächtig sich um Heldenschläfe schlinget?
Und, o wie wünsch ich Dich zurük,
Mein erstes, mein mit mir gleichjunges Glük,
Wann alles, nur nicht Dich, der Wechsel wieder bringet!

Wie oft sah ich in unerfahrner Ruh,
Gleich Lämmern, die auf unbewachten Auen,
In sicherm Ueberfluß, den nahen Wolf nicht schauen,
Dem Trauerspiel der Welt unachtsam zu!

In Binden eingehüllt, entdekte schon mein Sehnen
Mehr, als ein wünschend Ach:
Verborgen ahnete mir manches Ungemach,
Und prophezeihend flossen Thränen.

Doch dunkler, als ein Traum, war, was ich da gedacht;
Verworrner, als der Streit der Elementen,
Die bald sich mischten, bald sich trennten;
In allgemein empörter Nacht.

Erſtaunen war des Denkens erſt Geſchäfte,
Und nach und nach
Entwickelten ſich meines Geiſtes Kräfte:
Wie einſt die volle Blüt aus trächtigen Knoſpen brach.

Dann ſah ich in der Pracht der Sternen Millionen
Die unbegreifbare Gottheit wohnen;
Begierigſt fieng mein Aug im nächtlich ſanften Lauf
Den Ausfluß ihrer Stralen auf.

Und auf der mütterlichen Erde
Sah ich die Würkſamkeit gebährender Natur,
Und unzählbar die groſſe Spur
Von dem Allmächtigen: Es werde!

Was werd ich ferner ſehn? Ihr tauſende der Stunden,
Die mir oft ungefühlt, und Schatten gleich, verſchwunden!
Iſt es mein Frühling, der dahin?
Iſt ſchon mein Sommer da? wird noch mein Herbſt verweilen?
Wie? oder werde ich vielleicht zu früh verblühn?
Wird wider die Natur der Winter mich ereilen?

Du weiſt es, Du, der Welt und mich regiert,
Und der den Stolz der Erdengötter zwinget,
So bald der Blitze Heer, von Dir ſelbſt angeführt,
Durch trotzende Paläſte dringet!

Doch, welch ein Troſt, nichts iſt, ſo mir begegnen kan,
In welchem nicht mein künftigs Wohl gegründet.
Ein Weiſer ſieht die Welt nur als ein Wandrer an,
Und eilet fort, bis er die Ruhe findet.

Andere

zufällige Gedanken.

Mich teuschest Du nicht mehr, mir stets entfliehend Glücke!
Das Wesen Deines Nichts ist selbst der Unbestand.
Mich teuschet ihr nicht mehr, ihr ewig holden Blicke,
Die jene Hofnung mir aus Irrthum zugesandt!

Die schönsten Stunden fliehn: wie, wann in starren Lüften,
Vom winterischen Nord im Wirbel umgedreht,
Ein ungeordnet Heer von leicht gefrornen Düften,
Im Aufruhr mit sich selbst, erscheinet und vergeht.

Die schönsten Tage fliehn, die Hofnung kommt nicht wieder,
Und Jahre träum ich durch; doch, stets umsonst von ihr.
Noch zittert, halb erwacht, der Schlaf durch meine Glieder,
Noch schwebet, doch umsonst! ihr nächtlichs Bild vor mir.

So teuscht mich alles dann? teuschst Du mich selbst, o Tugend!
Bist Du, wie Hobbes lehrt, ein prächtger Wörtertand,
Den nur der graue Neid, zur Qual beglüktern Jugend,
Im abgezehrten Greis, willkührlich einst erfand?

Doch, da kein Trieb von Dir, o Lasier! mich beglücket:
So bleib ich ewig Dir, o Tugend, hold und treu;
Kein Zufall ist so hart, den mir die Vorsicht schicket,
Für welchen nicht in Dir ein Trost zu finden sey.

* * *

Gedanken
über einige Zufälle
1751.

Geheimer Sorgen voll,
Die einst ein Grab mit mir der Welt verbergen soll,
Hauch ich mein Leben hin, und find in meinen Klagen
Oft einen Troſt, den Zeit und Glücke mir verſagen;
Den Troſt des ernſten Kummers,
Der ſeine Würkung nur auf Augenblicke thut:
So wie der leichte Fuß des ſchmeichelhaften Schlummers
Auf Augenliedern, die er kaum berühret, ruht.

Was koſtet, Himmel! mich ein Augenblik von Ruh
Für eine lange Reih von Tagen, die ſich grämen!
Ein Augenblik, der in der Sorgen Abgrund ſinkt:
Wie, wann das Meer der Welt von eingeſchlukten Strömen
Den lezten Tropfen trinkt.

Mein FRIEDRICH CARL iſt hin; CHAR
LOTTE denkt nicht mehr
Im Körper, welcher ſonſt den frömſten Geiſt umſchränket;
Die Fürſtin, Deren Blik das tiefſte Sternenheer
Mit Ehrfurcht weicht, wann Sie an Ihren Schöpfer denket,
Und meine Klagen hört Sie nicht.
Verlaſſen ſchau ich um; dann bleiben meine Blicke
Nur noch auf Dich, Dich, o ſtandhafteſte ULRIKE!
Und auf Dein himmliſch Kind gericht:
Und Eurer Wohlfahrt bleibt mein lezter Wunſch geweiht.

Doch, bald verlaſſen mich die früh gebrauchten Kräfte;
Wie lang ermüden mich die ſorgende Geſchäfte?
Ich ſeufze nach der Ruh und nach der Einſamkeit;
In ihrem keuſchen Hain, ſtill und gedankenvoll,
Wart ich dann auf den Tag, der einſt nach langem Leiden
Die Dauer meines Geiſts, ſo, wie der Welt entſcheiden,
Und niemahls untergehen ſoll.
Vielleicht, hör ich annoch im Schlummer ſtarrer Gruft
Des Damons ſanften Ton, der mich zurücke ruft?
Doch, nein! den Ton, der mir ein höhres Glücke gönnet,
Der Geiſter Glük, die GOTT die Auserwählten nennet.
Dann werd ich ohne Neu, im reinſten Licht der Wahrheit,
Zurük auf mein vergeßnes Leben ſehn:
Wie, wann wir auf verlohrnen Höhn,
Hoch über uns des Himmels Klarheit,
Tief unter uns ein Wetter ſehn.

Der

Wunſch.

Was die Winde ſind, welche Seefahrern ein unbekanntes Land verrahten, das ſind unſre Wünſche überhaupt betrachtet, und ſie ſind Anzeigen eines künftigen Lebens. Wir unterhalten uns mit uns ſelbſt von unſern Obſkuren; wir thun geheime Bitten, das iſt, wir wünſchen. Aber wir ſolten bedenken, daß die meiſten Wünſche überflüſſige Ausgaben ſeyen, deren Einſchränkung uns reicher machen würde.

Mein Wunſchen irret nicht in neu erſchifften Erden;
Kein Lima ſoll mein Geiz; ſein Schutt mein Gram nicht werden,
Und meine Ruh ergreift kein wütender Orkan.
Die Luſt, die Helden reizt, der Völker Glük zu ſtöhren,
Was Ehrgeiz aufgebaut, aus Ehrgeiz zu verheeren,
Hat nichts für meinen Wunſch, das ihn bekummern kan.

Gelaſſen ſeh ich dort, wo Stern an Sternen grenzen,
In langer prächtger Reih die groſſen Namen glänzen.
Mein Wunſch verliert ſich nicht ſo weit von ſeiner Ruh:
Ich will der Sterblichkeit freiwillig Opfer werden,
Und ſtandhaft ſeh ich dann, mit ſtarrenden Gebärden,
Dem Licht, das in mir brennt, wie es verlöſchet, zu.

Wie ſeelig preiſt oft der, den Glük und Ruhm ermüden,
Den, der ſein dürftigs Erb, mit ihm und ſich zufrieden,
In ſtillem Schweiſſe pflügt, und, was er braucht, erwirbt:
Stirbt er nicht ruhiger, der Dienſtbarkeit entladen,
Als der, der dort vertieft in Ziffern und Monaden,
Die beſſe Welt verlaßt, und algebraiſch ſtirbt?

Euch, Höfe, kenn ich schon an tausend Gaukeleyen;
Kein Wunsch, der euch gehört, soll meinen Ernst entweihen/
Vom Innren überzeugt, teuscht mich kein äussrer Schein;
Es mag der Pöbel mich nach euren Hulden schätzen,
Was am Verdienst mir fehlt, soll nie sein Lob ersetzen;
Sein Tadel soll auch nie mein wahrer Fehler seyn.

Zu glüklich, welche nicht an euren Banden ziehen,
Nicht eurer Ebbe traun, und eh die Flut kömmt, fliehen!
Von euch entfernt zu seyn, ist schon allein ein Glük.
Was aber ist mein Wunsch? Ein unvergift Geblüte,
Ein Buch - - ein treuer Freund von zärtlichem Gemüte,
Und diesen gabst Du mir, o ewiges Geschik!

Eins wünsch ich noch - - doch ach, die Hofnung
ist verschwunden!
Ich werde Dich nicht mehr, mein Glük von wenig Stunden,
Noch die mit Dir zugleich entwichne Ruhe sehn!
Manch traurender Gedank ruft Dich umsonst zurücke:
Und du mein Spiel, mein Traum einsamer Augenblicke,
Umsonst, o Poesie! eilst Du, mir beizustehn.

Der verläumdete Weiſe.*

So, wie ein jäher Sturm des Helden ſichern Schlummer
Nicht ſchrecket; nur ihn unterbricht:
So ruhig iſt, o Freund! des Weiſen ſtiller Kummer,
Wann wider ihn die Läſterung ficht.

Unſchuldig, wie ein Tag, der heiter aufgegangen,
Und einem trüben Abend weicht,
Trägt er der Feinde Wut, und tröſtet ſein Verlangen,
Das ihre Beſtrung nicht erreicht.

Ihm folgend hüll ich mich, wann die Verläumdung ſchreiet,
Freund! ſanft in meine Unſchuld ein,
Und will, ſo oft als mir Gefahr und Unfall dräuet,
Stets gröſſer als mein Unglük ſeyn.

Verläumder, euch will ich die Luſt zu läſtern gönnen!
Unwürdig der Unſterblichkeit,
Wird keine Nachwelt euch, euch dunkle Namen, nennen,
Euch, Opfer der Vergeſſenheit!

* Das Beiwort: verläumdet, ſcheinet überflüſſig beim Weiſen zu ſeyn, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Verläumdung ihn nicht ſchonen werde.

Zweifel und Troſt.

HERR! der im Felde der Andren
Sich uns ſo hold als prächtig mahlt,
Der in Erbarmungen verloren,
Durchs Innre aller Weſen ſtrahlt:
Soll ich, der Vorwurf Deiner Liebe,
Der Ungefähren Beute ſeyn?
Zum Glücke flöſteſt Du mir Triebe,
Und Tugend mir zum Unglük ein.

Und Du, Du zähltest meine Tage,
Als Du der Welt Entwurf gemacht!
Sahſt Du, wie oft ich vor Dir lage,
Tiefdenkend in durchſorgter Nacht?
Die Veſten meiner Seele wanken;
Ein jeder Trieb nimmt ſeinen Lauf;
Aus meinem Zweifel ſtehn Gedanken,
Wie Welten aus dem Chaos auf.

Dies iſt die Welt? Dies iſt die beſte?
Wo Leibniz dacht? Wo Wolf noch ſinnt?
Wo man da Laſter, wo Paläſte;
Da Tugenden, wo Hütten findt?
Wo Jener Martern ewig währen,
Die Deine Majeſtät verlezt;
Und ſchwache Menſchen frech zerſtöhren
Den Zwek, den Deine Weisheit ſezt?

Wo man gleichgültiger in Wettern
Des Meineids Straffen rauschen hört,
Als Numa seiner Staatskunst Göttern
Roms Aberglauben opfern lehrt.
Wo sich die Ruhe der Gemüter
Im Wirbel eitler Wünsche dreht,
Und im Genuß erseufzter Güter
Die Lust im Ekel untergeht.

Wo wir, die Gottheit auszumessen,
Der Frechheit Maasstab in der Hand
Das, was wir selber sind, vergessen,
Der Welt; nie aber uns bekannt.
Wo Epiktet, in Fesseln weise,
Des strengen Zeno Lehren übt;
Und Seneka, der Tugend Preise,
Gelassen sterbend Selbst sich giebt.

Wann hier im Lenz aufgehnder Tage
Der grosse *Gaston focht und fiel:
Beweint dort Lapplands dumme Klage,
Des Zaubrers hundertjährig Ziel.
Wie oft hat ohne Ruhm und Siege
Den Zufall, den Verraht erhöht,
Wann dort, bestimmt zur Schmach der Pflüge,
Manch grosser Geist betrachtend geht.

Doch heilig, HERR! sind Deine Schlüsse,
Und schienen sie mir noch so hart;
Es strahlt durch meine Finsternisse
Ein Schimmer Deiner Gegenwart:

* Gaston de Foix.

Wie als dort blitzend Deine Rechte,
Vor der erstaunenden Natur,
Durch die grundlosen Mitternächte,
Als Herold Deines Sohnes fuhr.

Nicht will ich Deine Weisheit meistern;
Nicht forsch ich nach des Bösen Grund:
Warum Dir von glükseelgen Geistern
Ein Heer rebellisch widerstund?
Warum die Welt, die Du erlesen,
Beim Anblik aller Möglichkeit,
Dir die Vorzüglichste gewesen?
Sind Fragen der Verwegenheit.

Genug! daß, wann gleich bereit zu rächen,
Dich mächtger Donner Wach umgiebt:
Doch nie ein Tropfen unsrer Schwächen
Das reine Meer der Gottheit trübt:
Daß, voll der zärtsten Vaterstriebe,
Dein unermeßlicher Verstand,
Daß Keiner in der Knechtschaft bliebe,
Das grosse Lösegeld erfand.

Troſt des Weiſen.

Wir haben dieſe Welt nicht ſo eingerichtet, wie ſie iſt, und in dieſem Sinne ſcheinen wir alle unſchuldig zu ſeyn. Nur der Weiſe aber findet einen Troſt darinnen, daß alles von höhern Gründen abhanget, und auf unſer Beſtes zielet. Er ſiehet ſich auch oft in Begebenheiten verwikkelt, wo er mitwürken muß, und nicht allemal einen böſen Verdacht vermeiden kan. Hier iſt ſeine Unſchuld keine paſſive; ſondern eine thätige Unſchuld, wo ſeine Tugend einem Schiffe gleich iſt, welches Stürme ergreifen, und wo er alle Mühe anwenden muß, ſolches zu retten.

Troſt der Unſchuld, reines Gewiſſen!
Wann ungütige Schikſale zurnen,
Biſt Du wahrer Weiſen Schuz!
Auf die Tugend donnert kein Himmel;
Auf die Laſter zielen die Blize;
Und ein GOTT iſts, der ſie wirft.

Nur ein Weiſer wird in den Schlüſſen,
Die der Menſchen Sorgen beſtimmen,
Einen Vater denken ſehn;
Schläge, ſo die Unſchuld empfindet,
Nennt er Schläge himmliſcher Güte,
Warnungen der Ewigkeit.

Nie hat noch der Abgrund der Schatten
Deine Strahlen, Sonne! beherbergt;
Nie kehrſt Du, wo Nacht iſt, ein.
So wohnt nie das wahre Vergnügen,
So wohnt nie das heitre Gewiſſen,
Wo das dunkle Laſter wohnt.

* * *

- - - Et mea
Virtute me inuoluo - - HORATIUS.

Ihr ſtöhrt mich nicht in meiner Ruh;
Mich decket meine Tugend zu;
Und nichts beugt meine Hofnung nieder!
Dem Neid ſeh ich gelaſſen zu.
Verläumder! gönnt mir meine Ruh;
Umſonſt empört ihr euch darwider!
Ihr läſtert eine kurze Zeit:
Traut nicht dem Glük; es regt noch heut
Sein unbeſtändiges Gefieder;
Und nach der Läſtrung kurzen Zeit,
Und wann ihr längſt vergeſſen ſeyd,
Hört man noch meiner Unſchuld Lieder!

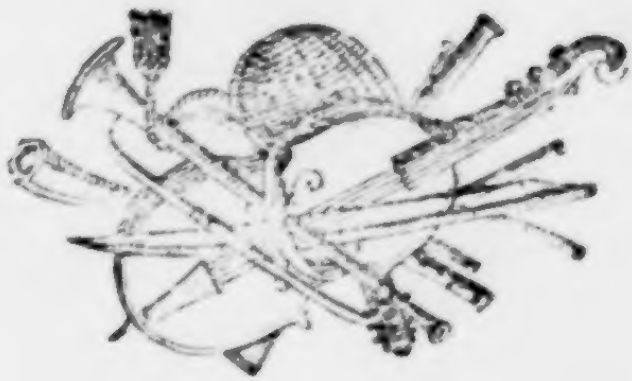
Die
Furcht vor dem Tode
an
DAMON.

Ich fürchte, Damon! nicht den Tod,
Den mir, und nicht den Liedern droht,
Die Deines Herzens Wehrt erheben:
Ein Gram, ach! nur ein Gram um Dich,
Nur eine Furcht entgeiſtert mich,
Die Furcht, Dich einſt zu überleben!

Philomele.

Dein himmlisch Lied, o Philomele!
Schallt durch die Tieffen meiner Seele,
Und doppelt stärker schlägt mein Herz:
Klagst du dem sehnsuchtvollen Gatten,
Im Schoose mitternächtger Schatten,
Der Zärtlichkeiten holden Schmerz.

Mir strahlt kein Blik vom heitern Morgen
Durch das Gewölke trüber Sorgen;
Doch wär ich stolz selbst auf mein Leid:
O! mögte nur, es zu besingen,
Ein Ton, von Deinen mir gelingen;
Ja, selbst das Glük reizt ich zum Neid.



Gedanken.

Wie rein, wie heilig ſind der Dichter hohe Chöre!
Wie heiter meine Luſt, von keinem Fluch geſtöhrt,
Wenn ich vom Pöbel fern, die ſanften Öden höre,
Die dort Blanduſiens* geweihter Quell gehört!

Auch mein gelaſſner Bach hört einſam meine Klagen,
Die mein ſanft traurend Herz oft um kein Glük vertauſcht;
Wann dort ein ſchwarzer Strohm von laſtervollen Tagen,
Durch der Verzweiflung Thal ins Meer des Todes rauſcht.

Die Welt und ihr Getöß, das Luſtſpiel wilder Thoren,
O, Loen! was iſt ſie Dir? ein prächtigs Trauerſpiel;
Der Weiſe, wie der Thor, ſind beide gleich erkohren,
Zu einer Weisheit Zwek, zu eines Lebens Ziel.

Wann von dem Weiſen ſich das falſche Glük verlieret,
Und alles undankbar ihn in der Noht vergißt:
So iſt ihm der Gedank: Daß GOTT die Welt regieret,
Das, was ein wahrer Freund in Unglüksfällen iſt.

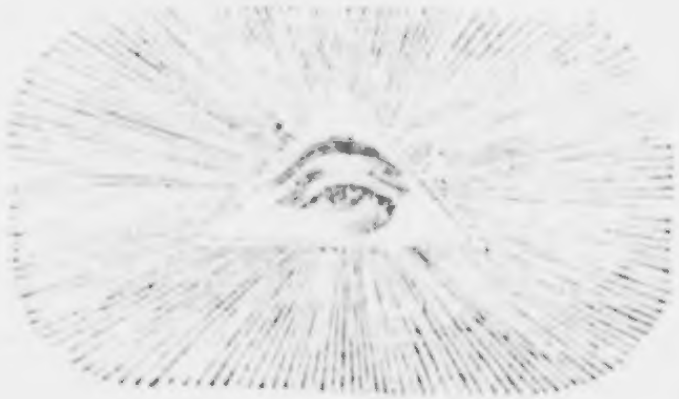
Auf Unthat folget Reu; oft ſtraft ſie jenes Leben,
Und ungerochen wird kein Bubenſtük vollbracht:
So ſpahrt der Himmel oft, von Wolken trüb umgeben,
Die Blize, die er droht, bis auf die Mitternacht.

* O, fons Blanduſiæ, ſplendidior vitro.
HORATIUS.

Ein Leben, sanft verhaucht im geilen Schoos des Glückes,
Ist einem Schlummer gleich, der Kranken tödlich ist;
Auf grosse Geister stürmt der Wechsel des Geschickes,
Weil man nach jedem Fall einst ihre Grösse mißt.

Der Mensch, der ohne GOTT des Lebens Thun beginnet,
Ist einem Wandrer gleich, der ohne Stab und Freund,
In dunklen Wäldern irrt; umsonst auf Wege sinnet,
Und dem entgegen geht, was er zu fliehen meint. *

* Die Gegenwärtigkeit des Geistes rühret zwar öfters nur von zufälligen glüklichen Umständen her, wo man das gleich trift, worauf es ankommt: von einer Aufmerksamkeit, wozu die äussere und innere Beschaffenheit der Sinnen das meiste beitragt, und endlich auch von einer glüklichen Unwissenheit in Absicht auf das Innerste einer Gefahr, wo man eine Lust glüklich überspringt, weil man sie nicht sieht. Wie viel besser ist aber nicht ein Mensch daran, der zwar die Abgründe der Gefahren, aber zugleich einen allgegenwärtigen Gott sieht, auf den er sich verläßt?



Erin-

Erinnerung

an

DAMON.

Die inneren Vollkommenheiten
Mißgönnet uns, o Freund! kein Thor,
Und königlichen Eitelkeiten
Ziehst Du mit Recht Dein Denken vor.

Ein Herz, das sanft, gleich Deinem schläget;
Ein Blut, wie Dein Gewissen, rein,
Das nie verbotne Lust beweget,
Kan Dir mehr als ein Peru seyn.

Vergiß den Lohn, den Deine Jugend
Vom kargen Schikfal fodern kan;
Und nimm dafür die frühe Tugend,
O Damon! zur Ersetzung an.

Mir fehlen Schätze, Dir zu schenken:
Dir, sie zu missen nicht der Mut;
Doch, ewig will ich an Dich denken:
Mein Denken ist mein einzigs Gut.

Einst wirst auch Du des Himmels Seegen
Gleich heitern Westen kommen sehn;
Die auf der Lüfte sanften Wegen
Mit unsichtbaren Tritten gehn.

* * *

Der

getröstete Weise.

Der Himmel hörte seine Klagen,
Und gab ihm den gesezten Mut;
Dem Weisen, der in Unglükstagen,
Auf Hofnung, wie auf Rosen, ruht:
So dämpft, in grausen Ungewittern,
Die von der Höh gesandte Flut,
Wann Bliz und Sturm die Welt erschüttern;
Wann Könige und Schäfer zittern;
Der Stürme Macht, der Blitze Glut.

Uebersetzungen.

Aus dem Lateinischen des Burmanns.

Dort glaubt ein Zergliederer, wann er von erwürgten Hunden
Zu dem Tod der Katzen eilt, und, da ihn kein Ekel schrekt,
Seiner mörderischen Neugier rauchende Gedärm entdekt,
Als wär ihm für solchen Dienst alle Sterblichkeit verbunden.

* * *

Aus dem Französischen des jungen Herrn Racine.

Was seh ich? . . . Mich befällt des Mitleids holder Grauß,
Bläßt jenes arme Thier, auf ein Gerüst geheftet,
Von langsam quälendem, unnennbarn Schmerz entkräftet,
Sein, unsrer Grausamkeit gleichgültigs Leben, aus!
Ich zittre vor der Lust, die der Zergliedrer spüret,
Wann er vom Ekel frei, von keiner Reu gerühret,
Dies unschuldvolle Thier, der Neugier opfernd, würgt;
Und in Gedärm und Blut die Mörderhand verbirgt.
Untröstbares Geschöpf! Er sieht noch mit Vergnügen,
Dem geilen Blik entblößt, Dein sterbend Herze liegen;
Merkt, wie es sich bewegt; sieht, wies vom Blute raucht;
Und starrend noch den Trieb zu rächen von sich haucht.

* * *

Aus dem Engliſchen des Schakeſpear.

Der Käfer, der ſich dort, zerquetſcht zum Zeitvertreib,
Zum leztenmale krümmt, ſtirbt eben ſo gequälet:
Als wann im blutgen Sand des Rieſen ſtarken Leib
Verwundung, Mordluſt, Rach und Raſerei entſeelet.

Aus dem Virgil.

So weint die Nachtigall, von Schatten kühl umringet,
Auf einem Pappelbaum, wo ſie am ſchönſten ſinget,
Der federloſen Brut, die ihr der Landmann nahm,
Unerſetzlichen Verluſt, den mütterlichen Gram:
So klagt ſie, ſanft den Aſt, auf dem ſie ruht, bewegend,
Des Landmanns Grauſamkeit den Nächten und der Gegend.

Christliches Gebät.

Wie wird mir, wann ich dich gedenke?
Nicht ohne Zittern nenn ich dich!
Allweises Wesen, führ und lenke,
Wie Welt und Sonnen, so auch mich!
Ich bin ein Staub, und ach! noch minder,
Wann dich dein Sohn allmächtig nennt:
Du bist gerecht; was ich? Ein Sünder;
Verzeihe dem, der es bekennt.
Ja, ich bekenn es, schweigt, ihr Spötter,
Mit Schaudern füllt mich euer Spott:
Ich spreche mit dem GOTT der Götter,
Und mein Gebät erhört mein GOTT.
Still, Meer! still, Stürme! und ein Schweigen
Sey allgemein in der Natur!
Wie sich die gröſten Geister beugen,
Schau ich, und knie in ihrer Spur.
O Wesen, dessen heilgen Namen
Der erste Mensch vorm Fall nur sprach;
Dein Hauch ist aller Geister Saamen;
Sie wurden; Welten folgten nach.
Du kennst den Kreis, in dem wir schweben;
Ach, dir ist er unendlich klein:
Du schreibst ins Buch von unserm Leben
Zugleich der Würmer Schicksal ein.

Die Hand, die Ströhme selbst mit Rinden,
Gleich deinen Cedern, fest umschließt,
Winkt nur dem Frühling; sie verschwinden:
Ein Strohm, der Schiffe duldet, fließt.
Du sprichst, und es erbebt die Erde;
Gefahr macht Thron und Pflüge gleich,
Und Länder zollt dem Wort: Es werde,
Das grenzenlose Wasserreich!
Doch deine Wunder zu erzählen,
Wagt nur ein seraphinischer Mund!
Du kanst von tausend Zungen wählen;
Ihr Himmel, machts den Erden kund!
Ich krümme mich in meinem Staube;
Auch dieser Staub gehöret dir:
Ich spreche nur ein Wort: Ich glaube,
Und dieses Wort gehöret mir.
Dies Wort allein darf ich noch wagen,
Und würdig schallt es bis zum Thron,
Den so viel Himmel prächtig tragen;
Was sagt ich? . . . . Doch du hörst mich schon.

Neujahrs-Gedanken.

1 7 5 3.

Longus ad manes properatur ordo
Agminis moesti. SENECA.

Nacht, die mein Herze haßt und liebet!
Wo meine tiefe Schwehrmuht klagt!
Die mir die Ruhe nimmt und giebet!
Den Sorgen winkt und sie verjagt!
Du bringst den Schlaf den Thälern wieder,
Und selten den Paläſten Ruh!
O Mutter sanfter Trauerlieder!
O höre meinen Klagen zu!

Wie flieht die Zeit, in der wir währen,
In der wir fliehn! ihr Spiel! ihr Raub!
Sie fällt zugleich mit reifen Aehren;
Schmelzt mit dem Schnee; welkt mit dem Laub;
Und sie verweſt mit unſern Leichen;
In unſrer Wiege wird sie jung;
Sie ſtürzt mit Thronen und mit Reichen,
Und jeder Fall iſt ihr ein Schwung.

Das Glük mit ſeinem Zauberſpiegel,
Mit dem es Könige verblendt,
Flieht mit der Zeit auf gleichem Flügel,
Und bleibt den Thoren unerkennt:

Schnell hat ihr Flug sie unserm Blicke,
Und dem Saturn vorbei geführt;
Die Thräne ruft sie nicht zurücke,
Die Valerens Aug verliert.

Ich sehe, wie, kaum aufgegangen,
Schon unser Heut ein Gestern ist.
Das schönste Roth der schönsten Wangen
Deckt nur des Todes Hinterlist.
Ich sah manch eisernes Geschicke
Schon über meine Scheitel gehn,
Und hinter manchem falschem Glücke
Den Unfall, sich verbergend, stehn.

Gleich vollen Segeln fliehn die Jahre
Mit ihren Augenblicken fort.
Der Sommer ist des Frühlings Bahre,
Und nichts behauptet seinen Ort.
Wie ein Gewölk das andre treibet:
So ist kein Ding, das Dauer hält.
So wie kein Strohm derselbe bleibet:
So ändern wir uns, und die Welt.

Wie Rom im stolzen Siegsgepränge
Verheerter Städte Bilder trug:
So zeigt des größten Lebens Länge
Der Tod in einem Aschentrug.
Der eitle Stolz der Erdengötter
Wird tausenden zum frühen Grab:
So werfen Cedern ihre Blätter
Verachtend in das Thal herab:

Wer ſchläft, und iſt von Sorgen freyer?
Der Tod belauſcht die ſtille Nacht:
So wie des Nilſtroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unſicher macht.
Er ſpielt mit Pflügen und mit Kronen:
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn, und Gallionen,
Als gleiche Laſten, in ſich ſchlingt.

Oft, eh ſich Nichts und Weſen trennen,
Empfinden wir ſchon ſeine Macht.
Eh wir das Licht gewöhnen können,
Umringt uns eine blinde Nacht.
Sein Name tönt in allen Zonen,
Und ſeiner lauten Tirannei
Sind ungeheure Patagonen,
Und Grönlands Zwerge einerlei.

Wer zählt die Rümpfe*, die dort liegen?
Den feigen Flüchtling und den Held,
Den ſchnell im Fliehn, den ſchnell im Siegen,
Vermengt der Wahlſtatt rothes Feld.
So ſeh ich Wünſche, die ſich drängen,
Im Wirbel der Vergeſſenheit,
Und Scherze ſich mit Thränen mengen,
Im Strudel der Vergänglichkeit!

Jahrhunderte, verſchwelgt im Glücke,
Wer zählt ſie in der Ewigkeit?
Träumt nicht in einem Augenblicke
Uns eine ganze Lebenszeit?

* - - - - - - - - - - - - iacet ſua nomina turba.

VIRGIL.

So wird in jenem Nachtgefilde
Einſt unſer Schatten einſam gehn,
Und ſo, wie eine Schlacht im Bilde,
Die Fälle dieſes Lebens ſehn.

Wer hat des Weltlaufs Sinn erlernet,
Und ſtrebt noch nach Vollkommenheit?
Die Sonne iſt zu weit entfernet,
Die unſerm Glanz die Strahlen leiht.
Die Gruft hört nicht der Nachwelt Töne;
Der Nachwelt, die uns leicht vermißt,
Und ſo, wie eine ſpröde Schöne,
Auch ihren Buhlern grauſam iſt.

Welch Schikſal ſtellt die Uhr des Lebens,
Und rükt den Zeiger unſrer Zeit?
Der Kindheit Sorgen ſind vergebens;
Des Alters Sorgen Eitelkeit.
In dieſem Reich der Flüchtigkeiten
Sind wir, wenn Unglüksſtürme wehn,
Und Wellen wider Wellen ſtreiten,
Wie Büſche, die am Ufer ſtehn.

Was wirſt du uns, o Zukunft! bringen?
Welch Unfall folgt dem Abendſtern?
O Zeit! ſoll alles dir gelingen?
Iſt, Welt! dein Ende nicht mehr fern?
Flieht, Menſchen! heut vor künftgen Wettern;
Ein jeder Morgen gleicht dem Tag,
Der in Sibyllens drohnden Blättern
Prop etſch eingehüllet lag.

Wie räthſelhaft ſind unſre Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz ſind ſie des Thoren Klage;
Dem Wunſch des Weiſen oft zu lang.
Welch Fabelwerk iſt unſer Leben?
Halb iſts ein Weſen; halb ein Schein;
Zu kurz, nach eitlem Glük zu ſtreben;
Zu lang, ohn eitles Glük zu ſeyn.

Es blühn der Tugendhaften Stunden,
Wie Nachtgewächſe traurig blühn;
Der Morgen kommt; ſie ſind verſchwunden;
Wie Vögel, die vorm Winter fliehn.
Es fliehn der Laſterhaften Tage
Gleich Dünſten aus der Erde Schoos,
Der reinen Lüfte ſchwehre Plage,
Ihr Bliz und des Gerechten Loos.

Wo flieh ich hin? Welch ein Geſchicke
Iſt meiner Zukunft auserſehn?
Ach! ſoll dann nur für Bubenſtücke
Die heilge Freiſtadt offen ſtehn!
Kein holder Traum teuſcht meinen Kummer,
Der nirgends eine Zuflucht findt;
Des Pilgrims Troſt, kein ſanfter Schlummer
Kehrt ein, wo meine Sorgen ſind.

Wohlan, den Unmut zu zerſtreuen,
Flieh ich der Trape Kerker zu;
Doch ach, umſonſt! auch Wüſteneien
Sind, wie die Städte, leer an Ruh.

Die Jahre, die mir schon verschwunden,
Sind öd, wie ein zerstörtes Reich;
Die meinem Gram noch künftge Stunden
Sind unbekannten Ländern gleich.

Erscheine bald, geliebter Morgen,
Wo ewig einst mein Auge wacht!
Hold, wie ein Kind, das ohne Sorgen
Im sichern Arm der Unschuld lacht.
Ich zähle schon die Augenblicke,
Als Schritte zu der Ewigkeit,
Und meinem Wunsch gefällt kein Glücke,
Das reinre Geister nicht erfreut.

An das

Glük.

1753.

Hier seh ich ferne dir zu, in den verlaßnen Gründen;
Wo ich, o Glük! dich ohne Reu verlohr!
Du stürzest Felsen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebst du oft noch den kleinsten Staub empor.

Du stöhrst dem Helden, der sich in blutgen Siegen übt,
Verliebt besieht, die Cirkel seiner Ruh,
Und gleich verrätherisch siehst du in des Todes Thälern
Der Fürsten und der Bettler Ankunft zu.

Wer, wenn du lächelst, dir traut, schläft unter falschen Schatten,
Und Schlangen schaun erbost auf ihn herab;
Die Mörder siehet er nicht, die auf dem Zweig sich gatten,
Der untreu ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel sich verliert:
Der Wollust Wünsche drehn sich in eines Meeres Gründen,
Wo jede Luft auf Sand und Klippen führt.

Ein unerbittlich Geſchik lenkt unſichtbar von oben,
Den leichten Wagen unſrer Lebenszeit;
Kein Weiſer wird einen Tag noch vor dem Abend loben;
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

Was noch kein Vorwiz erforſcht; noch kein Columb entdecket;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Archytas noch maß, kein Kriegsvolk noch erſchrecket,
Das iſt das Land jenſeits der ſtillen Gruft.

Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reiſe thue!
Wie eilt mir, o Glük! vor deinem Spiel!
Dort iſt ein ſichres Geſtad; der niedre Siz der Ruhe,
Die nie, o Glük! von deinen Sproſſen fiel.

Gedanken
an
einem ſtillen Abend.

Den 3 Jul. 1753.

Ein unvollkommenes Stük.

Wie ſanft ſchlägſt du die goldnen Blicke nieder?
Wie ſchön biſt du im ſtillen Untergehn?
Werd ich, o Sonne! dich, ach werd ich wieder
Dich, und mit dir mich auch vergnügter ſehn?

Du biſt, o Nacht! mit deinen Dunkelheiten,
Von meinem Herz das Bild; ein traurigs Bild!
Wo Triebe, gleich erzürnten Stürmen, ſtreiten,
Ein Abgrund, nur mit Wünſchen angefüllt.

Wie ſchnell ſind ſie, die Schritte meines Lebens!
Wie kurz iſt ſie, die Reiſe nach der Gruft!
Mein ganzes Thun, ach GOTT! o wie vergebens!
O wie umſonſt, wann deine Stimme ruft!

Nichts, was der Stolz mit prächtgen Namen nennet,
Entrinnt der Flut der Zeiten, und dem Grab.
Wie Blüthen, die kein Sturm den Aeſten gönnet,
So fallen einſt vom Held die Lorbeern ab.

Die Ehrſucht war, o Himmel! nie dein Feuer;
Wo Siege ſind, da iſt auch Eitelkeit;
Die Wiſſenſchaft iſt blöder Thorheit Schleyer;
Ein Weiſer rühmt ſich der Unwiſſenheit.

Die Sonne kan ich in den ſtillen Bächen,
Und GOTT kan ich in meinem Herzen ſehn.
Doch, ach! mein Aug hängt nur an Oberflächen,
Und weiter darf mein kurzer Blik nicht gehn.

Hier ſchweben wir, mit uns ſelbſt unzufrieden,
Den Schwalben gleich, die Sturm und Wetter jagt.
Ein Tag der Ruh iſt wenigen beſchieden,
Und meiner Ruh ein Augenblik verſagt.

Die

Wege der Vorsicht.

Bei einer gewissen Gelegenheit.

1755.

Ein unvollkommenes Stük.

Ja, du beherrschest meine Tage!
Wann ich dir meine Sorgen klage:
Wem klag ich sie, als meinem HERRN?
Ja deine Weisheit, welche Tiefe!
Dein Wort, das einst den Himmeln rieffe,
Dein Wink gebeut; ich folge gern.

Und, o, auf welchen dunklen Wegen
Kömmt deine Hülfe mir entgegen!
O Nacht, die nur dein Strahl verklärt!
O welche Nacht! O welch ein Grauen!
In deinen ewgen Raht zu schauen,
Ist irrdschen Blicken nicht gewährt.

Zu schwach, die Fluten durchzubrechen,
Schwebt unser Schiff bang auf den Flächen
Der Ewigkeit grundlosen See.
Was hilfts, Gedankenberge häufen?
Das Unbegreifliche begreifen
Kan nur der Unbegreifliche.

Wie Heu vergehn die größten Staaten;
Wie Blumen welken; gleich den Saaten,
Die eine ſtrenge Glut verzehrt.
Du ſiehſt von deiner Himmel Höhen
Die Rieſen klein, wie Würmer, gehen,
Und deiner Macht iſt nichts verwehrt.

Gedanken
über die
Eitelkeit,
bei der frühen Gruft
der Durchleuchtigſten Prinzeſſin,
Maria Anna,
Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg *.
1755.

Träume nur durch deine Nächte,
Unglükſeliges Geſchlechte!
Menſchen, alles iſt nur Schein!
Augenblicke, und vergebens
Werden Jahre unſers Lebens
In des Todes Zeitbuch ſeyn.

Sterbliche, nichts kann beſtehen!
Länder wurden ſchon zu Seen!
Ströme troknet einſt die Zeit!
Norden ſauſten ſonſt gelinder!
Unſre Sonne wärmt ſchon minder!
Alles, ach! iſt Eitelkeit.

* Dieſes Gedicht hat einer hohen Anverwandtin der hochſeeligen Prinzeſſin gnädigſter Befehl veranlaßt.

Cäsars Lorbeer iſt ſo eitel
Wie die Roſe, die der Scheitel
Des Anakreons gefiel!
Meine Seufzer will ich fragen:
Iſt die Welt, wo Alle klagen,
Nicht ein traurigs Schattenſpiel?

Ach, wir ſtürzen, und geſchwinde,
In die Klüfte, in die Gründe
Ewiger Vergeſſenheit!
Doch, welch ahnende Gedanken,
Die wie Wellen um uns wanken,
Warnen vor der Ewigkeit!

Schatten, dürften wir euch fragen?
Doch, ein Geiſt, den unſern Tagen
Traurig das Geſchik entriß;
Einen Geiſt, den unſre Zähren,
Unſre Klagen zärtlich ehren,
Jammert unſrer Finſternis.

O wie göttlich wird SIE denken?
Wird IHR Blik ſo tief ſich ſenken,
Daß SIE unſer Thun noch ſchaut?
Ach, ein Thun, dem SIE entronnen:
Hell, wie SIE, hat SIE den Sonnen
Unverſehrt ſich anvertraut.

Ja, SIE ſieht von hohen Sternen,
Menſchen ſich vom Arzt entfernen,
Der allein ſie heilen kann:
Wie, wann Würmer ſterbend ſchleichen,
Halb zertreten, halbe Leichen,
Sieht SIE unſre Wallfahrt an.

Tod und Welt ſind überwunden,
IHRES Lebens lezte Stunden
Lehren noch die künftge Zeit.
Wer kann IHREN Sieg beſingen?
Welcher Engel goldne Schwingen
Trugen SIE zur Ewigkeit?

Ja SIE denket, ja SIE lebet,
Und wornach SIE hier geſtrebet,
Dieſes Ziel erreicht SIE dort!
Welche Kluft hat uns geſchieden?
Welche Ruh! In welchem Frieden
Setzet SIE IHR Denken fort!

Auf der Morgenröthe Wegen
Geht SIE jenem Glück entgegen,
Das die Tugend IHR verſprach:
Strahlen webt SIE SICH zum Kleide
Und ein Strom der reinſten Freude
Rauſchet IHREN Tritten nach!

Seeligſte, ſieh nicht zurücke!
Welche Seufzer! welche Blicke,
Die halb ſterbend nach DIR ſehn!
Augen, die mit tauſend Thränen,
So viels Schmerzen, ſo viel Sehnen,
So viel Wehmut DIR geſtehn!

* * * * * * * *

Der Mittelstand *.

Scheu nicht zu klug, Licin, der Stürme drohend Heer,
Und zeige, wie dein Mut nie den Gefahren weichet!
Du lebest weiser, wenn, gleich weit vom hohen Meer,
Dem Ufer nicht zu nah, dein Schiff die See durchstreichet.

Beglükt, wer ohne Stolz vom Pöbel sich entfernt,
Die Hütten flieht, nicht schmäht; die Mittelstrasse wählet,
Und auch im kleinsten Haus zufrieden leben lernt;
Weil ihm mit dem Palast zugleich der Neider fehlet.

Trau nicht zu grossem Glük: Ist die Gefahr nicht da,
Wo hohe Fichten sind? Um Höhen wohnen Stürme.
Ein Wolken naher Berg ist auch dem Donner nah,
Und vor dem schweren Fall schüzt Hoheit keine Thürme.

Des Weisen starke Brust wird ohne Hofnung nicht
Im schnellen Unfall seyn; nicht ohne Furcht im Glücke.
Ein holder GOTT gönnt uns des Frühlings wärmres Licht,
Und bleibt der nemliche, ruft er den Nord zurücke.

* Die neunte Ode des zweiten Buchs des Horaz.

Dem Wunſch, den das Geſchik uns heute nicht gewährt,
Dem iſt ein künftiger, ein ſchönrer Tag gewogen:
So wekt Apoll, der einſt zu ſingen aufgehört,
Die Cither wieder auf, und ſpannt nicht ſtets den Bogen.

Es kömmt die trübe Zeit; das Unglük rauſcht daher:
O Freund, o bleib beherzt! auch zieh des Schiffes Flügel,
Die ſtolzen Seegel, ein, weht auf dem falſchen Meer,
Dir ein zu holder Wind von deines Glückes Hügel.

An die

Nacht.

Zu dir, o einsame, verschwiegne, lange Nacht,
Kehrt seufzend sich ein Herz, das nichts mehr frölich macht!
Du hast mich klagend oft; doch ungerührt, gehöret,
Nie hat dein Schlummer mich und nie dein Traum gestöret:
O hör, geheime Nacht, und rühret dich mein Schmerz,
Wie gern vertrau ich dir mein Denken und mein Herz!
Die Göttin, welcher ich verschwendrisch Weihrauch streute,
Mir gestern noch geneigt, und meine Feindin heute,
Die Hofnung, die noch nie im Unfall von mir wich,
Sie, meine Trösterin, ach, untreu flieht sie mich.
Nur Blize in der Näh, Cometen in der Ferne,
Und euch seh ich nicht mehr, ihr Strahlen guter Sterne?
Wie ruhig sah ich nicht des Glückes Zauberspiel,
Als dir, o Hofnung, noch mein Glücke wohl gefiel!
Ich sah die Fluren weiß, von Schnee und Eis bedecket,
Im Frühling wieder grün, gleich als vom Tod erwecket;
Ich sah in jenem Bach des Wandrers troknen Fuß,
Und bald ihn schwellend hoch und voll zum Ueberguß.
Ich sahe, wie sich schnell das Rad der Dinge kehrte,
Und sah im Wechsel stets die Hofnung, die ich ehrte.
O Nacht, du gehst vertraut mit Traum und Hofnung um;
Leg jenen lezten Wunsch noch in ihr Heiligthum:
Wird von der Hofnung ihn ein sanfter Hauch beleben,
Wie mutig wird er sich zur Sonnenstrasse heben!
Indessen komm, o Traum, und teusche meinen Schmerz!

An eine

Dame.

1758.

Du wilst mich zu den Dichtern zählen?
Ach! Dichten ist ja Eitelkeit!
Du thust es auch nur, mich zu quälen;
O welche Grausamkeit!
Doch du bist von den schönen Seelen,
Die stets vergnügen, wann sie quälen:
O wäre Quälen nicht, wie Dichten, Eitelkeit!

* * *

Das

höchste Gut.

O höchstes Gut! Glükseligkeit!
Du lezter Ton von allen Stimmen!
Du gleichst den Inseln, welche schwimmen,
Dem, der sie suchet, stets gleich weit!

Was hat von dir in stiller Nacht,
Wo Träum und Schatten um ihn wanken,
In hohen einsamen Gedanken,
Der Weise göttlich ausgedacht?

Was fand er? Ach! er seufzt und schweigt,
Weil sich, o Zufall! o Geschicke!
Loos, Wechsel, Ungefähr und Glücke,
Vor eurem Scepter alles beugt!

Was ſucht der Weiſe? Ach, die Ruh,
Er ſucht der Seelen wahren Frieden:
Doch, wem ein ſolches Theil beſchieden,
Dem ſieht kein Engel neidlos zu.

Hier iſt es nicht, hier in der Welt,
Die einem wilden Sturme gleichet;
Kein Hafen wird vor ihm erreichet;
Kein Anker iſt, der vor ihm hält.

Wo iſt die Ruh? Ach! in der Gruft!
Hier iſt ſie nicht, wo wir noch leben,
Wo wir gleich jenen Fiſchen ſchweben,
Verfolgt im Meer und in der Luft.

O Freundin! leſe dies Gedicht,
Und frage nicht nach ſtärkern Gründen:
Iſt hier ein höchſtes Gut zu finden,
Wer dich beſitzt, dem fehlt es nicht.

Die

Einſamkeit.

Ihr Inſeln, ferne dort im lezten Ocean!
Verſengte Wüſten, wo der Tiger traurig flieſſet!
Geſtad, wo ſich ins Meer der ſtarre Oby gieſſet,
Nun bald ein Eisgebürg, wo niemand landen kan.

Verlohrne Felſen, wo ſich kein Geſchöpf erfreut!
Ihr Grotten der Natur, und ihr gebohrne Grüfte!
Veſuve jener Zeit; nun ausgebrannte Klüfte!
Seyd izt mein Trauerbild! Mahlt mir die Einſamkeit!

Hier ſtralt der Höfe Pracht, das Spiel, der Masken Tanz,
Und was die Eitelkeit für Mittel ſonſt erfunden,
Zum Gift der edlen Zeit, zum Tod der koſtbarn Stunden,
Wie jener Würmer Licht, wie eines Irrlichts Glanz!

Wie eines Irrlichts Schein, der uns in Sümpfe führt;
Wie eine Luftgeſchicht, die ſchreckend uns ergetzet;
Hier wird nach wahrem Wehrt ein jedes Ding geſchätzet;
Hier iſts, wo ſich ins Nichts der Menſchen Thun verliert!

Hier ſizt der Weiſe ſtill in der gelehrten Gruft,
Von Todten, deren Nam durch alle Zonen tönet,
Umringet und umarmt, und andrer Laſt entwöhnet,
Aufmerkſam auf die Stimm, die laut von hier uns ruft;

Und in die tiefſte Zeit ſenkt er den ernſten Blik;
Daß einſt die Welt gebraunt, entdekt er dort die Spuren;
Verwundernd geht er von verſteinerten Figuren
Bis in dein altes Bett, verſeztes Meer, zurük.

Nun ſieht er eine Kluft, die Tod und Feuer ſpeyt;
Den Rachen eines Thiers, das Länder in ſich ſchlinget,
Das, einer Allmacht gleich, was widerſteht, bezwinget,
Der Zwietracht gräßlichs Bild, das Bild der Grauſamkeit.

Er ſieht den Krieg; erblaßt, und denket göttlich nach:
Was hat Unſterbliche zu ſolchem Thun bewogen?
Ein Geiſt, wie Sterne hell, mit einer Haut umzogen,
Verwandelt in ein Thier? ⁘ ⁘ ⁘ ⁘ O Plato, welche Schmach!

Wo iſt der Zauberſtab, der Kreiß, das dunkle Wort?
Wer hat, Unſterbliche, wer hat euch ſo mißhandelt?
Auf welchen Wegen hat der erſte Menſch gewandelt?
Auf welchen Wegen geht die böſre Nachkunft fort?

Vernunft, dein Licht verleſcht in dieſer Finſternis!
Iſts Manes, welcher uns des Böſen Urſprung lehret?
O Räthſel, hat vielleicht mein Leibniz dich erkläret?
Er ſeufzt, und ſchweigt, und denkt: Ach, es bleibt ungewiß!

Ja, niemals ſoll mein Geiſt, o Plato, untergehn!
So ſpricht er, und ſein Blik ſieht nun in Ewigkeiten,
Wie in ein dunkler Schwarz, jenſeits der Nacht der Zeiten,
Wie wir nur ein Gewölk ſtatt ferner Ufer ſehn.

Entlegnes Holz, wo kaum ein ſcheuer Vogel klagt,
Scheu vor dem gröſſern Thier, dem Menſchen, ſcheu vorm Wetter;
Er findet Ruh und Schuz im Schatten deiner Blätter:
Gewähr auch mir die Ruh, die mir die Welt verſagt!

Wie ein geſchlagnes Heer das Feld der Leichen ſcheut,
Und von der Furcht berauſcht die fliehnde Hauffen wanken:
So fliehn vorm Lerm der Welt die traurigen Gedanken,
Und ſetzen ruhig ſich in Schoos der Einſamkeit!

Hier ſammle dich dann nur, du mein zerſtreuter Schmerz;
Hier unterm Schatten, den der Ahorn traurig ſchenket;
Hier in dem Thal, das ſich matt vom Gebürge ſenket;
Hier, Einſamkeit, empfang und ſchüz ein traurend Herz!

Was hab ich von der Welt, von mir und vom Geſchik,
O wie viel hab ich dir, verſchwiegne, zu vertrauen?
O ſagt ich dirs ſchon heut! Könnt ich dich heut ſchon ſchauen!
Doch ach, es hält mich noch ſo manche Pflicht zurük!

Ach, daß ich im Gedräng und noch nicht einſam bin!
O warum lernt ich dann das Thun der Menſchen haſſen,
Seh ich nicht ruhig bald, zufrieden und gelaſſen
Von meinem ſchwülen Tag die lezten Stunden fliehn!

Die beſte Welt.

1757.

Humanum genus infelix, o pectora coeca!

LUCRET.

Ich hörte manches Freundes Klage:
Der ſeufzt um ſeiner Schönen Gruft,
Die in der Jugend erſtem Tage
Aus Neid der Himmel zu ſich ruft.

Der heiligt mit untröſtbarn Thränen
Des treuſten Freundes frühe Bahr;
Dort rief des beſten Vaters Sehnen
Den beſten Sohn, der nicht mehr war.

Der flehet edel um ein Herze,
Ein einziges und höchſtes Gut,
Und zürnet aus gerechtem Schmerze
Dem Einſpruch, den das Glük ihm thut.

Der ſieht die Tugend unterdrücket;
Wie ſich vorm Thoren alles beugt,
Und wie dem Laſter alles glücket,
Sieht er und ſeufzt: O GOtt! . . und ſchweigt!

Der klaget einſam und verlaſſen,
Verrathen ſelbſt von ſeinem Freund:
„ So muß ich dann die Menſchen haſſen,
„ Die meiner nicht mehr wehrt! . . Er weint!

Der gieſſet einen Bach von Zähren
In Ströme Bluts, dort in dem Feld,
Wo Menſchen ſelber ſich verheeren,
Um Ehre der, und der um Geld.

So klagt das Kind der reinen Sterne,
Ein Geiſt, den Großmut unterſcheidt,
In dieſer traurig öden Ferne
Vom Himmel und Glükſeligkeit.

O Seelen, die ſo edel traurek,
Für euch ſind Glük und Pöbel taub,
Und o, wie ſeyd ihr zu bedauren,
In dieſer Welt, und beider Raub!

Du ſahſt den Lauf von meinen Jahren,
Und meines Glückes Unbeſtand,
Ja, Freund! ich hab es ſelbſt erfahren:
Hier iſt des Uebels Vaterland *.

* Vielleicht iſt dieſe Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel ſchwimmt, des Uebels Vaterland.
Von Haller.

Einige

Scenen

der

Fürſehung.

Welt, voll von Schönheit, von Engeln beneidet;
Ein Paradis, für Menſchen gemacht;
Für ſie hat ſtolz ſich ein Himmel gewölbet,
Nach Gothiſcher Art ganz von Zieraht erdrükt.

Es weht die Fahne der Göttin des Morgens;
Des Indus glänzender Vögel Chor
Schifft durch die öſtlichen Fluten der Lüfte,
Wie in vergoldeten Gondoln, daher.

Sieh dort, ſieh dort die noch lebloſen Inſeln!
Wie ſchön, wie reizend liegen ſie da,
Gleich noch nicht fühlenden Keuſchen von Marmor,
Noch nicht vom Stabe des Zaubrers beſeelt.

Sieh Caſchemirens berauſchete Thäler,
Die ſters des Frühlings Nectar geſchmekt;
Von Waſſer ſpeyenden Wolkengebürgen,
Und von Veſuviſchen Flammen verſchont.

Doch, Freund, das iſt nicht der Erde Gemälde;
Ich merk, ich ſeh, und bebe zurük!
Zuſammen tauſend gekettete Inſeln
Ein ehmals untergetaucht Continent.

Manch

Manch grosses Erdtheil, den Brandstätten ähnlich,
Und Wälder, tief in Abgrund gestürzt,
Und in dem Ocean Menschen und Monster
Durchmischt, Gerippe und Knochen gesä'et.

Ja, Freund, das ist nicht der Erde Gemälde . .
Durch das dem Luxus offene Thor
Schleicht sich die Pest; vergiftet die Lüfte;
Des Lebens Quellen . . ach, dulden sie Gift?

Doch alles, sprichst du, ist weise gewählet;
Die seidnen Fäden der Sympathie'n,
Nicht alle sind sie zur Kette bestimmet:
Der Wirker braucht sie zum Blumenwerk auch.

Die Sonne spinnt sich in purpurne Wolken;
Ihr Gold sticht ganz bescheiden noch durch:
Sie aber zog mit elektrischen Stralen
Den Knall, der Menschen bekehret, hinauf.

O Freund, laß uns der Wahrheit hier opfern
Die schönsten Bilder der Phantasie!
Ja, die Natur ist die Schönste der Schönen,
Wär nur so häßlich ihr Inneres nicht!

Verwelken nicht paradisische Fluren
Vorm Blik des Wolfs dem schaudernden Lamm?
Was hilft unglüklichen Fischen ein Flügel?
Um in der Luft noch unsichrer zu seyn?

Sieh in der Freiſtatt der einſamſten Büſche
Des frommen Pilgrims ſinkendes Haupt,
Verſehrt von Funken, aus Wolken geſchlagen,
Die wild der Wagen des Donners durchrollt!

Sieh dort die Herrſcher Gold ſtaubender Zonen
Die Höle, wo ein Mogol izt kniet!
Er glaubt und bätet und ſieht nicht vor Andacht
Den Strang, den würgenden Mohren, den Tod.

Doch ach, ihr ſeufzende Scenen der Liebe
Hier ſucht ein Herze, was nicht mehr iſt;
Irrt in dem fernen Tempiſchen Clima,
Und ſuchet ein Eden, das nicht mehr iſt!

Ihr ſeyd, ihr Scenen der Liebe, die ſtärkſten
Im groſſen Trauerſpiele der Welt:
Wir überſehn untergehende Eilands,
An das Theater der Liebe geheft't.

Nicht träger, ſterbender Körper, Theater!
Hier ſtreiten himmliſch Geiſter und Tod!
Hier ſtürzen ſich, von olympiſchen Trieben
Begeiſtert, göttliche Seelen ins Grab!

Du ſiehſt das Schikſal der Schönen Europens,
Dem Staatsgott in der Wiege vermählt;
Es flieſſen deine betrachtende Zähren,
Den hohen Iphigenien geweint.

Sieh den Tribut von Circaſſiſchen Schönen!
Die Armen! ◦ o, wie frieret ihr Herz!
Entſchleiert ſehn ſie die gräßlichen Tatarn,
Und ſterben ◦ ◦ Tödtet die Häßlichkeit auch?

O ſiehs, o Freund! ſieh und ſpreche mir Weisheit,
Doch von der Welten Beſten nur nichts:
Sprich: alles iſt gut, ob uns gleich verborgen;
Doch alles wär böſe, ſtürben wir nicht.

Dies iſts, warum in den ſchrecklichſten Scenen
Die Vorſicht oft den Knoten nicht löſt:
Ein Thebe, mit hundert Thoren verſchloſſen,
Mit hundert geöfnet, iſt ihr Palaſt.

Alles iſt eitel.

An einen Freund.

Freund, ſuche nur in dem unſchuldigen Buſen
Des Weiſen höchſtes Glük; der Thor ſuchs auſſer ſich.
Im ſanften Schooſe der geweiheten Muſen
Buhlt die Zufriedenheit um dich.

Mit einem Blik ſieh das Getümmel der Erden,
Den wilden Wellenkrieg im Meere der Natur;
Sieh untergehn, verwandeln, prächtiger werden,
Und überall des Wechſels Spur!

Du ſahſt das trunkne Haupt vergoldeter Aehren
Ihr höchſtes Glücke war der Senſe Loſungs-Wort;
Du ſahſt das Rad der Zeit beſtaubet ſich kehren;
Nun wälzt es ſchwer im Schnee ſich fort.

Das holde Lächeln der verbuhleten Weſte
Stöhrt bald mit Ungeſtümm der grobe Boreas:
Von ihm erſchrekt ſieh die entlaubeten Aeſte,
Wo ſonſt geheim ein Vogel ſaß.

Was iſt zu thun? Wann die bethaueten Matten
Im Arme der Natur auf ihren Schlaftrunk ruhn:
So dekt zugleich der Nacht mitſchuldiger Schatten
Des Laſters unnatürlichs Thun.

Was iſt zu thun? Ein unerbittlichs Verderben
Dreht uns, noch eh wir ſind, und in der Wiege ſchon:
Was iſt zu thun? Von unvermeidlichem Sterben
Borgt unſer Wiegenlied den Ton.

Ein

zufälliger Gedanke.

Ach! ſind ſo wenig Augenblicke,
Als unſer Tod ſich nur verweilt,
In ſo viel Fälle, o Geſchicke!
In ſo viel Sorgen eingetheilt!

In ſo viel Wünſche, die vergebens
Der Weſt auf ſeine Flügel nimmt,
Und in Entwürfe längern Lebens
Als in dem höhern Rath beſtimmt!

Ihr achtet nicht die fliehnden Tage;
Doch fliehn ſie ohne Wiederkehr;
Erlaubt, ihr Thoren! daß ich frage:
Was ſind denn hundert Jahre mehr?

Ein sterbender Philoſoph, An GOTT.

Der Dichter ſezt ſich in die Lage eines ungefähr platoniſchen Philoſophen, wie ſolcher aus ſeinem Todbette denken würde.

Naft, meinen Tod voraus beſchlieſſend,
Ein grauſam Schikſal mich dahin?
Wie? oder ſterb ich ganz unwiſſend,
Ob ich des Todes Urſach bin?
Ach, GOTT, ich kenne meine Schranken,
Allein, warum giebſt du Gedanken,
Worauf dein hohes Lied geprägt,
Dem Staube, den ein Lüftgen trägt.

Das Innerſte hab ich geſehen,
Wo Ausflaß iſt, was Schöpfung heißt:
Und wie? Du läſſeſt mich vergehen,
Und denkſt nicht mehr, ich bin ein Geiſt?
O, laſſe Pyrenäen ſchmelzen,
Nur mich nicht, mich im Staube wälzen!
Ich kenne meine Weſenheit,
Von Ewigkeit, und nicht von heut.

Du warst und bist, und dich alleine,
Den Ersten nennen Welten dich!
Doch eher, vor der Sonnen Scheine,
Der Tausend Tausendster war ich,
Und eine Folg aus Grundideen,
Nach welchen Himmel selbst entstehen:
Allmächtger Donnrer in der Höh
Und in der Tiefe . . ich vergeh?

Im Bilderſaal der Ewigkeiten
Prangt Platons Bildnis aufgestellt,
Und von unangefangnen Zeiten
War er und wir . . Nach uns die Welt.
Ich sterb . . Auch fielen Chinens Mauren,
Des Atlas Himmel überdauren . .
Ihr Geister! welche Kleinigkeit!
Wir sind von ewig; er von heut.

Der erſte Affect.

1 7 5 5.

So ſtürmeſt du noch, unverſöhnliches Unglük!
So raſeſt du noch, verwildertes Meer!
So rauſchet ihr noch, o ihr Sorgen der Zukunft,
Gleich überſchwemmenden Wellen auf mich!

So ſcherzeſt du noch, o mutwilliger Zufall,
So ſpieleſt du noch mit Heilig und Recht!
So pflichteſt du gar, o partheyiſches Schikſal,
Gleich nicht erröhtenden Schmeichlern ihm bei!

Die Pfeile des Himmels, wer führt ſie, Verhängnis?
Wie? lenket ſie kein Geſetze nicht mehr?
Sie taumeln herab, gleich berauſcheten Kriegern,
Und unterſcheiden nicht Freunde noch Feind.

Die Wahrheit entfliehet zum heitern Gewölke,
Und läßt der Lüge zum Raub ihr Gewand.
Nun ſeh ich belorbert das ſiegende Unrecht,
Und auf der Wahlſtatt die Unſchuld erblaßt!

Nun ſeh ich belorbert das ſiegende Unrecht,
Und hör ein Plutoniſches Siegsgeſchrei;
Nun ſeh ich entgeiſtert Tropheen der Hölle,
Und auf der Wahlſtatt die Unſchuld erblaßt!

Auf einer

Reise.

1756.

Mein Leben hab ich halb vollbracht,
Nun frei den Tod gewählet.
Hier wart ich auf die kühle Nacht,
Vom heissen Tag gequälet.
Dort in dem melancholschen Hain,
Dort in der Schwehrmut Höhlen,
Stellt, Schatten, euch erschreckend ein,
Gleich abgeschiednen Seelen.

Ich seh oft nach dem Abendstern
Nicht ohne Wunsch und Thränen,
Und schliesse, daß mein Ziel nicht fern,
Aus meines Geistes Sehnen.
Er soll, allmächtiges Geschik,
Er soll dort ewig wachen.
Wie gern läßt er den Leib zurük,
Die Flucht sich leicht zu machen!

Gefilde, oder Wolken dort,
Die wankend vor mir schweben!
O GOTT! O Himmel! ists der Ort,
Wo Geister ewig leben?
Ich sehe dich, Unsterblichkeit;
Dich, die ein Thor verkennet,
Der Zukunft und Vergangenheit
Mit einem Namen nennet!

Was rührte, kaum empfindbar, mich,
Wie wann ein Sandkorn sinket?
War es ein Augenblik, der wich,
Und noch dem lezten winket?
Es streifte mich der fliehnden Zeit
Vorbei gerauscht Gefieder,
Sie floh, und sprach zur Eitelkeit:
Leb wohl, ich komm nicht wieder!

Welch Schwarz bedekt den Himmel ganz?
Was seh ich für Gestalten?
Ich seh der Sterne schwachen Glanz
Durch dicker Wolken Spalten:
So seh ich durch die Körperwelt,
Durch ihre dikste Nächte,
Die Hand, die Erd und Himmel hält,
Die unermüdte Rechte!

Der Gottheit Glanz gibt uns den Schein,
Und den uns nächsten Wesen,
Die ohne uns unsichtbar seyn,
Sind wir zum Mond erlesen.
So leuchtet in gemeiner Nacht,
So strahlt ein Geist dem andern,
Und so wird jedes Lauf vollbracht,
Gleich Sternen, welche wandern.

O, Wahrheit, die ich stets geglaubt!
O, Trost für alle Fälle!
Der Zweifel, welcher ihn uns raubt,
Macht uns die Welt zur Hölle.

Thor, unterſcheide deinen Geiſt
Vom Körper, den er fliehet!
Das Sehrohr, das die Sterne weiſt,
Iſt nicht das Aug, das ſiehet.

Doch ach, da wir unſterblich ſind,
Und ſolch ein Geiſt uns lenket!
Ach, daß zu eitel und zu blind,
Der Menſch ſo ſterblich denket!
Daß er des Lebens Augenblik
So leichtſinnig verſchwendet,
Und ach, auf ein nichtswürdigs Glük
Ein ganzes Leben wendet!

Beim

Wechsel der Zeit.

1 7 5 6.

O, ihr vergangene Geschichte,
Wo dieser rechnet, jener mißt,
Hier Wahrheit, und dort nur Gedichte
Des Jahrs, das abgelauffen ist!
Der Uhr, von uns nicht aufgezogen,
Des Rads, das unser Bach nicht treibt,
Und der Gewichte, dort gewogen,
Wo auch kein Staub zurücke bleibt!

Die Fälle, welche vorbedeuten,
O, welches Unglük, welche Noht,
Im neuen Lauffe unsrer Zeiten,
Welch eine Zukunft ists, die droht?
Wir sind nicht mehr in Edens Garten;
Lang drükt der Fluch schon unsre Welt.
Wir wünschen, seufzen, hoffen, warten,
Vom Glük am Ende blos gestellt.

In unbesungenen Gefilden,
Einsamen Thieren gleich zerstreut,
O, wie beneid ich euch, ihr Wilden,
Die Ruhe der Unwissenheit!
Wer hat die Wahrheit noch gefunden?
Noch bis zum lezten Grund gedacht?
O, Welt, wie plözlich mir verschwunden,
Erscheint sie, meine lezte Nacht!

Wo Sterne ſelbſt vergebens funkeln,
Ja, ſtündeſt du, o Sonne! ſtill;
Doch Tag und Himmel ſich verdunkeln
Dem Auge, das verleſchen will,
Ein Waldrauch um die Welt ſich ziehet,
Die euch, ihr Thoren, zugehört,
Und nun mein traurigs Leben fliehet,
Von euch im Anfang ſchon geſtöhrt!

Und nun, ich ſtürze in die Tieffe!
Nein, prächtig mich zur Höhe ſchwing,
Und dort, wo Plato längſt mich rieffe,
Das lezte Lied dem Staube ſing!
Und zahle noch den Reſt der Thränen
Der abgedankten Sterblichkeit!
Zurük, ihr Sorgen, Wunſch und Sehnen
Ins Zauberſchloß der Dunkelheit!

Empfindungen
beim
K r i e g e
gegen einen Freund
ausgedrukt.

Singe nicht, Freund, vom luſtigen Frühling,
Nicht von der Zephyrn ſcherzendem Thun,
Nicht von der Luſt des ſchwärmenden Herbſtes,
Nicht von dem Schnee, der Schlitten lokt.

Stolz ſey dein Ton; was lachende Freude
Leicht in der Bruſt des Jünglings erwekt,
Sey nicht dein Lied; ein Dichter voll Mutwill,
Schwimm Enten, klappre Störchen nach.

Fehlet dir Stoff? Du kennſt ja die Tugend;
Sieh, wie ſie leidend ſeufzet zu GOTT!
Sieh, wie der Thor ſie witzig verſpottet:
Wie ſie für Hohn ihm Mitleid giebt!

Fehlet dir Stoff? Du ſiehſt ja das Elend,
Welches jezt unſre Flur überſchwemmt!
Ach, nur dem Raube blühen die Saaten;
Für wen reift jezt des Landmanns Schweiß?

Der kaum der Ernde glühend Geſchäfte
Sehnend vollbracht nach kühlender Ruh,
Und ſanft bethaut vom tropfenden Schlummer,
Noch dieſes Lohns glaubt wehrt zu ſeyn:

Schnell springt er auf . . Ein treffender Donner,
Welchen des Kriegers Stimme nachahmt,
Scheucht seinen Schlaf; er weinet zum Himmel:
Ach! Sterne sieht er; keinen Trost.

Was seh ich fern? Wie? wohnet Aurore,
Schimmert sie jezt im staubichten Thal?
Seh ich etwan im Grunde des Meeres
Ein prächtiges Corallenfeld?

Nein, es ist Blut von Tygern vergossen;
Löwen nur haben Löwen gewürgt;
Hirsche gestritten; Stiere geraset;
Und Wölfe Heerden umgebracht.

O, wär es so! Nicht unsere Brüder!
Tränke das Schwerdt nicht menschliches Blut!
Fielen nicht Brüder! stürzten nicht Menschen,
Vom Bliz der Kunst getroffen, hin.

Schreckender Schauplaz! schwärmende Kugeln,
Schwestern der Pfeile, spielen den Tod.
Hier hemmt des Reuters hauendes Eisen
Den in dem Sieg, den in der Flucht.

Hier liegt beisammen, Trost und Verzweiflung,
Muht und Verzagheit, Hofnung und Furcht:
Menschen und Rosse, traurig vermischet,
Todt liegenden Centaurn gleich.

Tröste, o Muse, weinende Wittwen,
Jammernde Bräute, Väter voll Leids:
Tröste die Zukunft! Unwiederbringlich
Fällt hier, was künftig war, dahin!

Noch iſt kein Ziel, der Strom der Verwüſtung,
Ueders Geſtad gegoſſen, rauſcht fort:
Fürchterlich rauſcht er; wer aus ihm trinket,
Der trinkt Vergeſſenheit und Tod.

Rette dich, Muſe! Sieh, wie's Gewebe
Nächtlicher Luft hier reiſſet, dort bebt,
Ach! ſieh den Tanz unſinniger Bomben:
Toll, wie Bachanten, raſen ſie.

Siehe hier Thürme! glühnde Coloſſen!
Jahre, die man nach hunderten zählt,
Solten ſie ſtolz ſtehn; ſiehe, ſie ſinken,
Wie junge Helden in der Schlacht!

Schaue mit den geretteten Reſten
Angſtvolle Reihn, Kameelen gleich ziehn!
Ach! dort entreißt den Klauen der Flammen
Die Mutter ungeſtümm ihr Kind!

Aengſtliches Winſeln, ſeufzend Geheule
Miſchet ſich mit der praſſelnden Glut,
Während, daß ſtolz, vor brennenden Tempeln,
Die neuen Herroſtraten, ſtehn.

Hier glüht ihr Nachruhm, Nachruhm der Thoren!
Doch du, o Gottheit! ſtrafeſt du nicht?
Aber dein Bliz führt ſelbſt mit Altären,
Mit deines Wortes Dienern Krieg.

Alles iſt heilig, was du beginneſt!
Deinen Befehl vertrauſt du dem Bliz:
Ernſt, wie dein Seraph, wie deine Engel
So ernſthaft richtet er ihn aus.

Aber für uns gehöret kein Donner,
Welcher den Lohn den Laſtern zuwiegt;
Himmel, verdammt die Kunſt die im Pulver
Den Bliz, der Gottheit Vorrecht, fand.

Siehe, ſie lokt vom Boden des Meeres
Schlummernde Monſter donnernd herfür:
Mit ihren Körpern meſſen ſie Inſeln,
Und hemmen ſtolzer Wellen Lauf.

Aber, o Krieg, welch andere Monſter!
Von ihrem Tritt erſtirbet die Flur!
O, welch ein Thier! ſein Anhauch macht wütend,
Der Morgenröhte flucht ſein Aug.

Schau jezt in ihm die Wellen der Säfte,
Wie ſie ſich raſend ſchäumen zu Gift!
Will ſich das Unthier ſelber verzehren?
Sein Zahn zielt auf die eigne Bruſt.

Seh ich den Hunger? Krieg, welch Geſchöpfe!
Grauſamer Vater des grauſamen Sohns,
Hölliſcher Krieg! was keimen für Uebel,
Im frech vergoßnen Menſchenblut!

Irr ich am Strand, der ſchlummernden Lethen?
Welche Geſtalten ſeh ich, und flieh
Schauernd zurük! verſtorbener Schatten?
Nein, dieſe Schatten athmen noch.

Ach, ſchon halb todt vom folternden Hunger,
Kennen ſie das Vergangne nicht mehr;
Der hat vergeſſen, ſtolz zu befehlen;
Der Sclave kennt nicht ſeinen Herrn.

Schau dort die ſtolzen göttlichen Schönen,
Sonſt gleich der Sonne, nun gleich dem Mond,
Nun blaß, wie er . . vergeſſen des Stolzes,
Sehn ſie Aeſopen gütig an.

O, ſäh ich nur erkaltete Menſchen!
Aber, o GOTT, welch gräßlich Geſicht!
Wandernde Leichen! athmende Todten,
Und auferſtandne Mumien!

Sieh, Held, ſeht Sieger! kriegende Schaaren,
Euere Werke! Seufzet und weint!
Doch nein, ihr lacht; verwilderte Lüſte
Zaubern eure Bruſt zu Stein.

Ihr ſucht noch Wolluſt ſelbſt untern Leichen;
Und nach den Hütten, Wald und Geſträuch,
Werft ihr unſinnig, ob nichts verborgen,
Die geilen Blicke weit umher.

* * *

O, fleuch, o Muſe! fleuch von der Scene
Zärtlichern Anblicks, rührendern Grams,
Fleuch vom Gebüſche, feucht von den Thränen
Der unverſchonten Schäferin!

Such andre Scenen; ſiehe die Künſte,
Gleich einer Heide, wüſte vom Krieg;
Schau das Gewölk am Ufer der Zukunft,
Es iſt die künftge Barbarei.

Siehe, dort raucht auf dumme Befehle
Neuer Califen, Miltons Gedicht!
Sieh, wie den Thron unſterblicher Werke
Der neue Koran frech beſteigt.

Schaue die Feindin gründlicher Känntnis,
Wie ſie aus Händen kühn prophezeiht,
Wie ſie dein Schikſal lieſt in den Sternen
Die herrſchende Unwiſſenheit.

Sieh mit Geſpenſtern und mit Kobolden,
Unſere ganze Flur überſäet!
Schaue die neuen Fauſten verbrennen,
Auch von dem Satan ſelbſt geholt.

Sieh die Geſchichte grauſam verdrenget,
Und der Romanen ſiegendes Glük,
Und über neue Häcceitäten *,
So Märtyrer als Krieg entſtehn.

Vor ſolcher Ausſicht ſchlieſſt ſich mein Auge,
Müd iſt mein Blik; er ſahe zu viel!
Und ihr, o eremitiſche Stunden,
Labt mich mit einem Tropfen Ruh!

Wie aus der Schlacht noch ſtaubvoll und blutend,
Lang ohne Schlaf, von Speiſen noch leer,
Noch unverglichen mit dem Geſchicke,
Das ihm den lauten Sieg verſagt,

* Unverſtändliche Worte.

Sieh nun auf bald hinwelkenden Rasen,
Unmut voll wirft der fliehende Held,
Musternd die Bilder schwerer Colonnen;
Des Feindes Siegsfeld war ihr Raum.

Wie sich der Eindruk endlich verlieret,
Wie er sich endlich kaum mehr besinnt,
Daß eine Schlacht, in der er verlohren,
Und fliehend Held geblieben, war:

Wie er nun schläft und glüklicher träumet;
Schlummer ich, müd vom Anblik der Welt;
Ach, was ist sie, die Erde, die kleine?
Ein Stäubchen an der Allmacht Saum.

Wo sind die Bilder, die vor mir schwebten?
Wird es in meiner Seele nun Tag?
So, wie das Spiel auftrettender Puppen
Scheint nun das Spiel des Weltlärms mir.

Das Spiel der Schatten, Scherze und Sorgen,
Weisheit und Thorheit, Unglük und Glük,
Selbst solche Feinde werden versöhnet;
Zulezt wird nichts mehr ungleich seyn.

Mir ist, o Freund, das Bildnis des Himmels,
Der sich im Weltmeer malet und trift,
Eben so Himmel, als das Gewölbe,
Das fallend einst die Erd umarmt.

Mir ist die Luft, von Kondorn gespalten,
Eben das Meer, das Anson durchschift.
Mir sind die Aehren, buhlend mit Westen,
Statt Wellen eines klaren Bachs.

Zaubernder Schlummer, deine Geſchöpfe,
Dort ein der Wolluſt huldigend Thal,
Und hier die aromatiſchen Wälder;
Die ſchmeichelhaften Matten dort:

Deine Paläſte, Silbergebürge,
Schlöſſer und Flotten, Frachten von Gold,
Wiegen an Würklichkeit und an Dauer,
Nicht leichter, als des Mogols Glük.

Zürnet der Wahrheit liebende Morgen
Auf das Geſchwäz der lügenden Nacht;
Lügt er nicht ſelbſt? ſind Farben denn würklich?
Nur anders träumet, welcher wacht.

Nacht meines Lebens, welche die Stralen,
Die meine Seele ſterbend noch wirft,
Sonſt nichts erheitert, komme und ſchlieſſe
Ein Aug, das ungern länger ſieht.

In einer

ſtillen Nacht.

am 2 April 1763.

Ruht ſanft, ruht ſanft, ihr matte Sorgen!
Das Schikſal lenket euren Kahn,
Und an dem ſchönſten Frühlingsmorgen
Kömmt er vielleicht im Hafen an.

Die Vorſicht hat ſich vorbehalten
Der Stunde Loos, die Wahl der Zeit:
O, ſo laßt nur die Vorſicht walten,
Sie herrſcht ja ſchon von Ewigkeit.

Für unſre Wünſche, unſer Sehnen
Iſt dort noch ein unendlichs Feld;
Hier Ströme Bluts; hier Ströme Thränen,
Sind Tropfen in der andern Welt.

Ich ſeh euch, Wolken, nun zufrieden,
Doch ungeſtraft des Sturmes Wut.
Wär uns ein ſolches Herz beſchieden,
Das ungerochen ſanfter ruht!

Die Sonne, die den Tag uns nahme,
Ließ uns des Mondes Licht zurük:
So läßt das Glücke unſerm Grame
In ſeiner Nacht der Hofnung Blik.

Seht die Natur, nicht nur erhalten;
Sie bringt auch stets was neues für.
Ihr Wolken, bildet nur Gestalten,
Und schildert ihre Werkstatt mir!

Seht sie an neuen Welten zimmern;
Wie klug sie ihr Geschäft verkürzt,
Zum neuen Bau braucht sie die Trümmern
Der Welten, die sie niederstürzt.

Sehn wir nicht selbst des Meers Gebiete
Verrükt, und manchen Stern nicht mehr?
Und unserm murrenden Gemühte
Ist noch der Welt Gesez zu schwer?

Was ists? ist alles auch verlohren,
Der Leib, der Ball von Staub ist hin.
Er wurd, ich Seele nicht, gebohren;
Ich weiß, daß ich unsterblich bin.

So sind wir glüklich? Nein, Geschöpfe,
In euren Körpern seyd ihrs nicht.
Sie sind des Töpfers Thon und Töpfe,
Die er, so oft er will, zerbricht.

Ja, wären nur des Leibes Qualen
So lebhaft nicht! = = Oft Höllenpein!
Unsterblichkeit! dich zu bezahlen,
Wie konnten sie gelinder seyn?

Was tröſtet euch, ihr arme Kinder?
Ein beſſres Alter hoffet ihr.
So tröſten Weiſe ſich nicht minder,
Erſt Weiſe dort, und Kinder hier.

So ruht denn ſanft, ihr matte Sorgen!
Das Schikſal lenket euren Kahn,
Und an dem ſchönſten Frühlingsmorgen
Kommt er vielleicht im Hafen an.

Empfindungen der Unſchuld.

Sanftes Gefühle der ſtilleren Tugend,
Die nicht mit blutigen Lorbeern ſich crönet,
Und nicht mit einem eiſernen Helm
Die himmelheitre Stirn verbirgt!

Sanftes Gefühle, von dir einſt durchdrungen,
Tauſchten die Dichter pharſaliſche Felder
Um Buſch und Weide, ruhige Flur:
Die Schäferin war ihr Geſang.

Schreckende Bilder des mordenden Krieges,
Bilder des Jammers, der Wut, der Verwüſtung,
Und der Verzweiflung ſchauernd Gemäld:
Zu ſeelig ſahen ſie euch nicht.

Göttliche Muſe! von dir unterrichtet,
Sangen ſie rührend von murmelnden Bächen,
Traurendem Hayn, verlaßnen Geſtad,
Und melancholiſchem Gefild.

Und von der Schönheit des thauenden Himmels,
Wann Glanz und Sonne in Tropfen herab fällt,
Und von der Sonn, an dem Himmel Gold,
Und auf der ruhnden Au Schmaragd.

Prächtig, gleich ſchwimmenden Flöſſen von Roſen,
Scheint ſie in Strömen; mit fallenden Waſſern
Stürzt ſie herunter, malt ſich im Schaum,
Und giebt dem Meer des Silbers Glanz.

Aber gerührter von Freundſchaft und Liebe,
Als von dem funkelnden Morgen des Frühlings,
Als wenn voll heitrer Sterne die Nacht
Erleuchteten Paläſten gleicht.

Aber gerührter von feurigen Blicken,
Und den Verweiſen erröhtender Unſchuld
Floſſe den Wangen Sehnſucht herab,
Und Liebe war der Schäfer Lied.

Himmel, da ſahſt du zum erſten verwundernd
Seeligkeit unten, und Luſt in der Tieffe:
Da war ſonſt Chaos, Stille und Nacht,
Und nun iſt hier der Freuden Siz.

Die Ahnung.

Wie wird mir? Welche Wolken
Verfinstern Aug und Geist?
Welch Schikſal meldet trotzig
Sich durch die Zukunft an?

Was ſchrecken mich für Träume?
Was ſah ich dieſe Nacht?
Mein Geiſt war aus dem Körper;
O, Himmel! wo war er?

Ich ſterb = = mein Herz ſchlägt ahnend,
Noch banger als zuvor.
Mein traurend Herz ſchlägt ahnend,
Und jeder Schlag iſt Angſt.

O, Schikſal! biſt du gütig,
So ſchon ein fühlend Herz;
Doch ach, du biſt nicht gütig,
Dein Pfeil verfehlt mich nie.

Das Wetter, das ſich nähert,
Ich fühl es, bricht bald los.
Ich ſterb = = mein Herz ſchlägt ahnend,
Und jeder Schlag iſt Angſt.

Getroſt! mir bleibt noch Hofnung,
Raubt alles mir das Glük.
Mir bleibt auch Mut zu ſterben;
Wer ſiegt, o Schikſal! izt?

* * *

Unſer

Schikſal.

1764.

Peleius, adſumtis Priamus Pater Aeſacon alis
Vivere, lugebat. OVID.

Wo ſind ſie, unſre erſten Tage?
Das Feld, wo unſre Freuden blühn?
Des Jünglings unſchuldvolle Klage
Fragt einſam oft, wo ſind ſie hin?
Wie glüklich, ſeufzt um Kleinigkeiten
Allein noch unſer junges Leid?
Welch Friede, wo nur Kinder ſtreiten?
Ein färbigt Ey iſt all ihr Neid.

Im ruhnden Thale, wo wir ſpielen,
Warnt unbemerkt manch innres Wort;
Uns ahnet was, das wir nur fühlen;
Was Unſichtbares zieht uns fort.
Ein Schein, der wie die Wahrheit funkelt;
Ein Wort, das wie die Wahrheit ſpricht,
Hat dies Gefühle bald verdunkelt;
Wir fühlen noch, und fühlens nicht.

Wir ſehn nun kühner nach dem Himmel,
Und nichts, als Wunder der Natur:
Wir kommen tieffer ins Getümmel,
Und ſchon verliert ſich Tag und Spur.

Wir sehn berauscht nur fremde Lichter,
Und für den wahren Tag zu blind,
Verwirren wir oft Traumgesichter
Mit Dingen, welche würklich sind.

Was blinket durch die dunkle Höle
Des Körpers, der uns fest umschliesst?
Bist du es, wunderbare Seele,
Die alles weiß, nicht, was sie ist?
Wie stolz? die kaum dem Nichts entronne,
Wagt sich in ein verlohrnes Feld,
Sieht hier die Venus in der Sonne,
Und jenseits eine Geisterwelt.

O, bleibe still in deiner Hütte,
Hier sorge für dein kleines Glük!
Du thust aus ihr verwegne Schritte;
Erschrocken taumelst du zurük.
Denk unter den, von neidschen Göttern
Für sich allein erköhrnen Höhn,
Und wache treu, bei so viel Wettern,
Die über deinem Erdball stehn.

Was gehet auf dem Oceane
So plözlich vor? Der Sturm erwacht.
Auf einem schwarzen Todtenkahne
Schwimmt dort die fürchterlichste Nacht.
Wie fliegen schon die stärksten Masten?
Seht, wie der Sturm sie spielend trägt,
Und untergehnder Flotten Lasten,
Wie eine leichte Feder wägt!

Nun ſinken Höhen in die Tieffe;
Abgründe winden ſich herauf;
Ein Donner brüllt, der drohend ſchlieffe,
Der Bliz ergreift den ſchnellſten Lauf.
Sehr Meer und Himmel ſich verwirren,
Und ſtreitend gleichſam untergehn,
Und die neugiergen Monſter irren,
Der Weſen Wahlſtatt anzuſehn.

Entweicht dem Anblik, der euch ſchrecket,
Wo ihr die Erde ruhend ſchaut,
Mit einem Sternendach bedecket,
Dem Gleichgewicht hoch anvertraut.
Doch wie, wann Schwefelſtröme brauſen?
Wann Höllenberge Feuer ſpeyn?
Wann unterirrdſche Stürme ſauſſen,
Und Felſen ſchon geborſten ſeyn?

Wie ruhig tragen dort die Bretter
Die Todten, greiffend noch nach Gold!
Kaum ſchäumt das Meer; kaum ziſcht das Wetter;
Den Särgen iſt die Seefahrt hold.
Sie lauffen glüklich in den Hafen;
Wo iſt der groſſe Unterſcheid?
Wir machen ängſtlich; jene ſchlafen,
Und träumen Schätze ohne Neid.

O, Weltlauf, mühſam zu ergründen!
O, Schauplaz, nur für eitles Thun!
Für wahres Glük, hier nicht zu finden!
Nur Gräber, träumend auszurnhn!

Es herrſcht ein allgemein Verderben,
Und herrſchte ſchon von Ewigkeit:
Wie glüklich, welche denkend ſterben,
Mit redender Gelaſſenheit!

Ja, Menſchen, wir ſind zu bedauren!
Doch höret, was ein Weiſer fand;
Er ſah einſt durch cryſtalne Mauren
Ein ihm entgegen glänzend Land.
Von einem göttlich heilgen Grauen
In ſeinem Innerſten durchflöſt,
Durft er es Räthſeln nur vertrauen,
Von wenig Weiſen aufgelöſt.

In vielen heiligen Geſtalten,
In Tempeln dort, von Thebens Art,
Als ein Geheimnis aufbehalten,
In Fabeln unentweiht bewahrt,
Verhüllt in Aeſacons Geſchichte,
Beſchwohren vom Pythagoras,
Dem tapfern Tag oft ein Gedichte;
Furchtſamer Nacht ein ſchreckend Was:

Dem Weiſen, in den Pyramiden,
In dunklen Bildern, vorgelegt;
In jener Stille ganz entſchieden,
Wo ſich auch nicht ein Zweiffel regt;
Wo im geſchloßnen Augenliede
Der Geiſt ſich nicht um Stralen grämt,
Und, der umtauſchten Körper müde,
Sich ſeiner Blöſe rühmt, nicht ſchämt.

Was hier der Traum kühn unterfienge,
Fehlt dort nicht, reine Seele! dir;
Entkörpert ſtellſt du dir die Dinge
So lebhaft, wie durch Sinnen, für.
Dort brauchſt du keiner Augenwaffen,
Und ſiehſt an deinem Firmament
Die Sterne, die du ſelbſt erſchaffen,
Mit eignen Namen ſelbſt benennt.

Du wilſt; dein Wink ruft Römſche Heert;
Sie liefern nochmals eine Schlacht,
Und Sonnen ſteigen aus dem Meere,
In königlicher Purpurtracht.
Was hier, oft nur erregt durch Dünſte,
Der Traum verwirrt zu ſchildern weiß,
Sind dir gemeine Zauberkünſte;
Du wilſt, und ſiehſt auf dein Geheiß.

Ein Tropfe war des Weltmeers Quelle;
Ein finſtrer Staub wurd eine Sonn?
Aus deinem Dunkel wird dort Helle,
Und Ewigkeit, was hier begonn.
Ja, Seele, du biſt nicht verlohren!
Dein Stoff iſt keines Zufalls Raub:
Sey Stern in Neutons . . Sey in Thoren
Der ihnen angenehmre Staub!

Allgemeines Gebät.

1766.

Der Du die Weisheit gebohren,
Sie über Welten geſetzet,
Das Ungefähr und das Schikſal
Als Sclaven ihr übergeben.
Du, giebſt du Thronen zu Lehen,
Haſt Du das Oele der Salbung
Für Götter irrdiſcher Reiche
Vom hohen Himmel geſendet;
Doch ach, nicht allen Weisheit ſcheinſt!

Du, der auf glühendem Wagen,
Mit Donnerpferden beſpannet,
Beim Staube gräßlicher Blitze,
Die Lüfte ſchreket und ſegnet;
Der uns, wann ſchwärmende Seuchen
Der Jugend Wangen von Roſen
Mit ſchwarzem Kohlſtaub beſtreuen,
Und böſe Sitten vertilgen,
Bei lauter Güte grauſam ſcheint!

Du, der den ſchwellenden Bergen
Ein Herz von Golde gegeben,
Und Eingeweide von Silber;
In Gruben Sterne vergraben,
Die goldne Cronen umleuchten;
Du, der die Höhen und Tieffen,
Die Waſſer, das ſtehende Feſte,
Von alter Ewigkeit woge,
Ohnmächtig ohne Wunder ſcheinſt!

Der jenem Stein ohn Empfindung
Zum Geist den Nordpol gegeben;
Du, dessen Sonne dort röstet,
Hier, wie die Liebe, sanft wärmet;

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich Dich an, den **Mächtigsten!**

Du, dem die Biene nachbauet,
Du, dem die Spinne nachwebet,
Du, der unsichtbar im Schimmel
Die schönen Blumen gezogen;

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich dich an, den **Weisesten!**

Du, der, wenn alles erstarret,
Die Hunger stillenden Körner
Vorm Raub des Winters zu schützen,
Dem Schnee selbst Wärme gegeben;

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich dich an, den **Gütigsten!**

Du, der den Wesen der Geister
Zum Standort die Ewigkeit gabest,
Wann schwere Gewichte von Welten,
Wie Federn, fallen im Leeren:

* * *

Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet,
Und zur Begeistrung aufwallend,
Bät ich dich an, den **Ewigsten!**

Beim
Anblik
der
Römiſchen Kaiſerin.

Iſts möglich, dacht ich oft, der Menſch, der GOTT-
heit Bild?

Solch einer Sonne Glanz in ſolche Nacht gehüllt?

Iſts möglich, daß der Menſch zu dieſer Höhe ſteiget?

Ich ſah die Kaiſerin! Schnell wurd ich überzeuget.

Astrâa.

Astrâa, die einſt den Olymp erkohre,
Und in der Flucht uns tief im Staub verlohre,
Kömmt wieder; THEODOR winkt ihr.
Sein Herze, voll von ihren hohen Trieben;
Sein groſſes Herz, erſchaffen, ſie zu lieben,
Sagt zu ſich ſelbſt: Sie iſt nun wieder hier.

Sie kam! und daß ſie auf dem Ball der Erde,
O THEODOR! in Dir erkennet werde,
Erbate ſie von dem Geſchik.
Es riefen ſie umſonſt der Muſen Lieder;
Dein Wink nur wars; auf dieſen kam ſie wieder:
Riefſt Du ſie auch für mich zurük? *

* Der Verfaſſer hatte damals eine fremde Angelegenheit zu betreiben.

Sehnsucht nach dem Frieden.

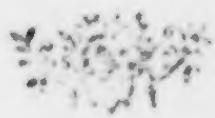
Komm, träger Friede, komm, und tröste unsre Fluren,
Laß uns von Strömen Bluts nun endlich trokne Spuren:
Wo ein entseelend Bley durch die Colonnen flog,
Und über Doris Au Troß und Geschütze zog,
Hier gehe stolz ein Storch; hier ruh im grünen Hafen,
Von Lärm und Sturm gejagt, ein friedsam Heer von Schaafen!
Die Hütte sey nicht mehr der Ruhe Lagerstatt
Für Krieger, die der Raub allein ermüdet hat:
Seht Höhlen dort voll Angst für Herzen ohn Erbarmen,
Und hier die Tugend ruhn in ihrer Unschuld Armen.
O, Sterne! leuchtet nun den wachen Hirten nur;
Dem frommen Wandersmann zeigt gütig Weg und Spur:
Wann auf dem Meer noch nicht sich Schiff und Friede winken;
So führt des Wilden Kahn! . . Laßt Orlogschiffe sinken!
Fließ sanfter, ruhiger, fließ reiner, holder Bach;
Kein furchtsam Lamm trink hier schaumvollen Rossen nach.
Grünt für den Landmann jezt, reift nur für ihn, ihr Saaten,
Sonst unreif schon verheert, des Helden lezte Thaten!
Ihr Schwerdter, die der Mensch tief aus der Erde gräbt,
Wo über ihn ein Berg sich in die Wolken hebt:
O bleibet ewig nun, ihr Waffen toller Sorgen,
Tief in der Erde Schoos verlohren und verborgen!
Welkt, Lorbern, ewig hin, genezt mit unserm Blut,
Das, nur in euch verliebt, ein junger Held verthut!
O, Friede! sey willkomm den Völkern, die noch zittern,
Wie eine stille Luft nach schweren Ungewittern;

So wie das Morgenlicht, nach überstandner Nacht,
Schwermütigen erscheint, von Traum und Angst erwacht!
O, träger Friede, komm! Sieh, wie dein Reich verheeret,
Dein Tempel frech entweiht, dein Thron gestürzt, entehret,
Der Billigkeit gedroht, dem Recht gespottet wird,
In Wüsten kaum noch frei, die Unschuld trostlos irrt.
Sieh so viel Lasterthat! der Krieg läßt sie gelingen,
Und alles rüstet sich, dich ewig zu verdringen.

„ Ihr Thiere, die mein Schluß . . gerecht ist er!
verkennt,
„ Zerstöhret euch nun selbst, die ihr euch Menschen nennt,
„ Des Vorzugs nicht mehr wehrt, den ich voll Huld euch dahte!
So sprache das Geschik, und winkte nun dem Tode.
Wie schnell kommt er und würgt! Wie grausam zeigt er sich!
Was klebt nicht Blut an ihm! Wie schwarz, wie fürchterlich!
Wie häuft er Leichen auf! Was speyt er dort für Flammen!
Was Mauren fallen um, was Thürme nun zusammen!
Welch Tempel, wo man dich, der Götter Gott, verehrt,
Gesprengten Felsen gleich, verwüstet und zerstört!
Nun fliegt ein Pfeil . . Ach, Gott, gebiet ihm, daß er fehle!
Wir beben . . leicht trift er die größte Heldenseele?
Soll alles untergehn; gebiete, Herr, dem Meer,
Daß es uns überschwemm, und ist der Blize Heer
Nicht stark genug? . . Verschon uns mit des Krieges
Grauen!
Der ganzen Erde Brand will ich gelaßner schauen.
O, Friede! noch ein Wunsch . . Und soll des Säuglings
Schreyn
Vom Mitleid ungehört, und unbejammert seyn?
Ach, Friede, nie seh ich, dich und Asträen wieder!
Ich wünsche durch die Luft! Gemäuren sing ich Lieder,

Gemäuren, öd und still; Jahrhunderte zerstört;
Noch glüklich, wenn mich nur ein Todesvogel hört!
Noch glüklicher, wenn hier, verfolgt, wie ich, von Sorgen,
Sich ein Antonius vor Sonn und Welt verborgen,
Und denket, wie ich denk, und ist des Weltlaufs müd,
Und nennet izt vielleicht auf ein antwortend Lied!

O, Schiksal, gönntest du! Wem hast du noch gegönnet
Was mehr, als eitel ist? Den Wunsch hab ich genennet;
Ich wart, es fall dein Loos — — Die Weisen such ich auf;
Dem Kindpot hemmest du, und nicht mein Wunsch, den Lauf!
Ach, selten so viel Grauln und so viel Lasterthaten
Der jenen öden Ort, die Freistatt, mir verrahten,
Wo, von der Vorsicht selbst geführet an der Hand,
Ein frommer Greis hin bebt, den Blik ins Grab gewandt,
Der Mann, der, eh er floh, die Welt genug gekennet,
Und müssig fromm zu seyn, sich nicht von ihr getrennet!
Fand ich den Weisen hier, der gestern war, wie heut,
Und morgen selbst noch hat ein Herz ohn Eitelkeit!
Doch, ach, wann ich auch selbst solch einen Weisen fünde!
Es bleiben unerforscht der Dinge tieffe Gründe.
Du teuschest mich zu sehr, untreue Phantasie!
Hier ist mehr Wunsch, als Glük; viel Thorheit; Weisheit nie.
Und wolt ich endlich auch tief untern Nordstern fliehen,
Auch dahin seh ich schon gedungne Heere ziehen.
Ach, Krieg war überall, eh Ilium noch war;
Ein blutger Strich bemerkt der Schöpfung erstes Jahr.



Auf

den Tod
Franz des Ersten.

Wann an der Schöpfung Rand, am Ufer der Aeonen,

Ein majestätscher Stern, mit prächtgen Silberkronen,

Mit Ringen rund umschmükt, an Glanz und Wonne satt,

Sein stralenreiches Haupt sanft hingeleget hat,

Und seines Laufes Ziel nun endlich da gefunden,

Wo so viel Sonnen schon urlang vor ihm verschwunden,

So sieht Germanien, wie gleich an Majestät,

Sein Kaiser in die Gruft erblaßter Götter geht!

Anhang
einiger Briefe,
worinnen
Fragmente
von
etlichen Gedichten
des Verfassers
enthalten

W. den 26 Aug. 1767.

Hier bin ich endlich wieder an einem Orte, wo ich mich meinen Betrachtungen in einiger Ruhe überlassen kan. Nun glauben Sie, würde ich mein Versprechen erfüllen, und mein Trauerspiel vollenden. Socrates interessiret Sie, und mich auch; allein .... Mein Entschluß ist gefaßt, dieses Stüke zu unterdrüken. Ich habe diesen Entschluß bereits so weit vollzogen, daß nur Fragmente noch übrig sind. Es ist wahr, daß es unveränderliche Gesetze gebe, welchen ein guter Dichter sich unterwerfen müsse, wann er will, daß sich andere nach ihm bilden sollen. Wer aber seinen Namen nicht in der Schule decliniren hören will, diesem muß man schlechterdings seinen eigenen Geschmak überlassen. Der Engelländer ist einem irrenden Ritter gleich, der auf ungebahnten Wegen gehet, in Wüsten und Einöden, auf Klippen und Felsen, bald zu Pferde, bald zu Fusse, ein Ulysses auf dem Lande ist; aber auch Entdekungen macht, welche bei regelmäßigen Reisen niemand machen kan. Wer würde aber der auf Reisen gehenden Jugend die Anleitung geben, auf Ebentheuer auszugehen? Wer würde angehenden Dichtern den Milton als ein Muster der Nachahmung vorlegen? Wer wolte den Geschmak der biblischen Heldendichter zum herrschenden machen? Dieses alles beziehet sich auf unsere leztere Unterredung, die Sie doch, wie ich hoffe, nicht vergessen haben werden. Es giebt eine höhere und eine schwächere Begeisterung; eine wilde und eine sanfte. Das Wesen der Dichtkunst ist allemal Begeisterung, von welcher Eigenschaft, und von welchem Grade sie nun auch sey; stark oder gemäßigt, wild oder sanft. Hier be-

ſtimmet der Geſchmak eines jeden Dichters die beſonderen Grenzen, aber die Gegenſtände müſſen auch in gehörigem Verhältniſſe mit eines jeden Dichters beſonderem Geſchmacke ſtehen. Doch kan einer in der Sprache der Menſchen, und ein anderer in der Sprache der Engel ſingen, und beide können gleich groſſe Meiſter ſeyn. Adam kan in der Sprache der Engel klagen, und auch sermone pedeſtri ſeine ſtille Traurigkeit ausdrüken. Wollen Sie ihn hören?

Euch laß ich nicht, ſchmaragdene Fluren!
O, Engel, wie ſeyd ihr ſo hart!
Uns minder treffliche Naturen,
So fern von Gottes Gegenwart,
Kan leicht ein Traum, ein Schein verführen:
Allein ein Paradis verlieren
Um einen Traum? Das iſt zu hart!
Was mir zum Schein der Engel ſagte,
Das flog mit ihm; er eilte ſich:
Als aber Satan frech es wagte,
Da war kein Engel mehr um mich.
Mir gab man Seraphim zur Wache;
Das lautet groß und feierlich;
Sie wachten ſchlecht . . wen trift die Rache?
Die Wächter nicht; mich, ärmſten mich!

Dieſe Klagen kan wenigſtens ein miltoniſcher Adam mit autem Grunde führen. Der berühmte Ort, wo Milton an das Licht kömmt, und es feierlich anredet, verdienet oft als ein heiliger Ort von Pilgrimmen der Muſen beſuchet zu werden. Sie haben dieſe Klagen in der Ueberſetzung des Herrn Zachariä mit Entzüken geleſen, wünſchten ſie aber in veränderter Geſtalt von neuem zu leſen. Vielleicht ſchreibe ich Ihnen mit nächſter Poſt wieder. Leben Sie indeſſen wohl!

W. den 28ten Aug. 1767.

Ich halte mein Versprechen vielleicht früher, als Sie es wünschen. Doch nein; Sie unterhalten Sich gerne mit solchen Gegenständen. Einige, und so gar Kenner der römischen Litteratur, wollen doch unsere Hexameter nicht recht vertragen, ob es gleich der Reim nicht ist, dessen Mangel ihnen solche abgeschmakt machte: dann sie können reimlose Gedichte, nach Verschiedenheit der Versart, ganz wohl leiden. Es gabe mir dieses Anlaß, der Sache weiter nachzudenken, und ich will Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber eröfnen. Ein reimloses Heldengedichte scheinet fast die hexametrische Versart vorzüglich zu erfordern; aber die Hexameter müssen auch so flieſſend seyn, wie die Klopstockischen. Ich habe, zumal bei angehenden Dichtern, ein Vorurtheil bemerket, als ob es gleichgültig sey, welche Versart sie zu ihren verschiedenen Gegenständen erwählten. Es ist aber dieses nicht gleichgültig, und obgleich die Schreibart allemal poetisch seyn muß, so ist es doch auch wieder nicht gleichgültig, welche von den verschiedenen Arten, die alle poetisch sind, man erwähle. Die Miltonische erhabene Schreibart ist die wahre und rechte, wie solche sich für ein Biblisches Heldengedichte schicket; allein eine Henriade in diesem Geschmacke wäre etwas unerträgliches. Eine Ode? Ich weiß nicht. Eine Elegie? Nimmermehr. Ein Lehrgedicht? Das fehlte noch.

- - - - - Je cherchai dans mes chants,
Non les charmes des sons, mais la beauté du sens,
Et j'osai négliger les peintures brillantes,
Pour présenter au coeur des verités touchantes.

Von der flieſſenden Dichtart, welche eigentlich die herrschende seyn solte, machen sich viele einen unrichtigen Begriff, gleich

als ob sie von der Prose nur durch Silbenmas und Reim unterschieden wäre. Aber es ist nicht so, wie eine Menge Beispiele sonnenklar zeigen kan. Nur eines: " Du, o Schöpfer, der du „ alles, was in unserm Herzen ruhet, durchforschest und kennest, „ und es mit Namen unterscheidest, ob es irrig, oder gut sey; „ o, siehe die Dunkelheiten, die durch meine Seele sich breiten, „ und gebiete deinem Lichte, daß es meine Nächte breche! „ Wer sieht nicht, daß dieses Poesie, und keine Prose sey? Ein Kenner fühlet hier die sanfte Begeisterung des also singenden Dichters:

Schöpfer! der du alles kennest,
Was in meinem Herzen ruht;
Der du es mit Namen nennest,
Ob es irrig, ob es gut!
Schaue was für Dunkelheiten
Sich durch meine Seele breiten,
Und gebiete deinem Licht,
Daß es meine Nächte bricht.

Das ruhen im Herzen, die sich breitenden Dunkelheiten, das gebieten dem Lichte, sind poetische Ausdrüke, die in der Prose nicht erlaubt sind, wie man dann auch nicht in Prose sagen kan, das Licht breche die Nacht, sondern es breche durch die Nacht. Kan ich in Prose so reden: " Die göttliche Lehre „ von der Unsterblichkeit ist ausser Zweifel. Wahr ists, daß dorten ein wildes Volk, vermenget mit seinen Kindern wohnet, „ welches dieser Lehre widerspricht; aber kan dieses die Kraft „ der Wahrheit mindern? „ So kan man sich in der Prose nicht ausdrüken. Die Prose duldet eine solche Art der Kürze eben so wenig, als sie solche Sprünge duldet, wo der Leser, gar nicht vorbereitet, auf einmal ein richtiges Volk mit seinen Kindern

vermenget ſiehet, welches die Unſterblichkeit läugnet. Sie ſehen alſo, wie ich glaube, deutlich, daß ein flieſſendes Gedichte noch lange keine Proſe iſt, wann es gleich ohne Silbenmaß und Reim Proſe zu ſeyn ſcheinet. Ein andermal ein mehreres, indeſſen die miltoniſchen Gedanken vom Lichte Ihnen hier in der veränderten Geſtalt zu Befehl ſtehen. Entſchuldigen Sie ihre Unvollſtändigkeit, und leben Sie wohl!

Das Licht.

Du erſte Geburt des ſchaffenden Himmels,
Wie ſoll ich dich ehren? Wie ſoll ich dich nennen?
Dich Ausfluß des reinſten, ſelbſtſtändigſten Weſens?
Dich, deſſen Quelle nichts endliches entdecket?
Aetherſcher Strom, der die Schöpfung durchwäſſert,
Sey mir gegrüßt!

Gegrüßt! Darf aber auch ich ohne Tadel,
Da Gott das Licht iſt, und Ewig zu Ewig,
Ganz unzugänglich im Lichte gewohnet,
Dich nennen das Licht?

Noch vor der Sonne, welche dir danket,
Daß ſie, die Morgenröthe zu nähren,
Daß ſie, den längern Tag zu erhalten,
Sich reich genug ſieht:

Noch vor dem Himmel, welcher dir danket,
Daß du ſein Felſendickes Gewölbe,
Aus grobem unzerbrechlichen Glaſe,
Erhöhſt zum Saphir:

Da warſt du . . Auf Gottes allmächtige Stimme
Warſt du des Weltbaus, vom Leeren durchwunder,
Bedeckender Mantel, da lag er beſchüzet,
Und ſchien eine Sonn.

Und Bilder, aus allerfeineſtem Stoffe
Gedrehet, in ſympathetiſcher Lage,
Wurden, von dir berühret, Gedanken,
Beſeelendes Licht:

Wo wann ein Künſtler in unſerem Thale
[illegible] zu Namen der Fürſten erſt ordnet,
[illegible] dann, von einem Funken entzündet,
Sie brennend da ſtehn.

W. am 30. Aug. 1767.

Ich mußte das lezteremal abbrechen, ohne Ihnen die wahre Urſache melden zu können, und Sie ſollen es auch jezt noch nicht wiſſen, auf welche angenehme Weiſe ich geſtöhret worden bin, ehe ich noch ein paar Zeilen mehr von der flieſſenden Dichtart ſchreiben wolte. Neukirch ſchreibet freilich flieſſend:

Calypſo weinte noch: Ulyſſes hartes Scheiden
Gieng ihr an Seel und Herz: Was bei ſo bitterm Leiden
Ihr allen Mut benahm, und Höllenpein gebahr,
War, daß ſie leider! nicht, wie Menſchen ſterblich war:

Allein hier sehen Sie eine wahre gereimte Prose, und der Himmel sey dafür, daß dieser Geschmak allgemein würde. Ein anderer hätte sich so ausgedrüket:

Calypsens Auge ließ noch Thränenströme fliessen;
Sie sahe, wo sie gieng, den scheidenden Ulyssen,
Und sie verwünschte oft der Götter ganze Schaar,
Verzweiflend, daß sie nicht, wie Menschen sterblich war.

Aber sanfter begeistert, würden Sie sich vielleicht also ausdrüken:

Calypso weinte noch, und kannte keinen Frieden
In der bestürmten Brust — Ulysses war geschieden!
Was ihr am schwersten fiel, und Angst aus Angst gebahr,
War, daß die Göttin nicht, wie Menschen, sterblich war.

Das poetische liegt hier in der Kürze, in dem Abgebrochenen, und in einigen Ausdrüken, welche eine reine Prose nicht duldet, als welche keine Angst aus Angst gebähren läßt, und die Redensart: keinen Frieden in seiner Brust kennen, ist poetisch. Der größte Vorzug der fliessenden Dichtart ist die Verständlichkeit, und ich glaube mich also so sehr nicht zu irren, wann ich der Meinung bin, daß diese Dichtart billig die herrschende ſeyn solte. Die geistreichen Dichter behalten deswegen doch ihren hohen Werth; aber sie reden eine Sprache, die nicht alle verstehen, und können nicht so allgemein nüzlich seyn, wie die Meister in der fliessenden Dichtart. Glauben Sie auch nicht, mein Freund! als ob alle geistreiche Dichter grosse Genien seyen. Sie müssen sich durch grosse Gedichte erst legitimiren, wann man sie

dafür halten soll. Nam & Barbari magnifice loqui solent & ornate, saget Plinius, und gewis ist es, daß ein sehr mittelmäßiger Kopf sich zuweilen selbst übertrift, und wann eine entzündete Einbildungskraft nur eines einzigen glüklichen Bildes Meistern wird; so folgen hernach Bilder auf Bilder, wie von selbst, und dem Erhabenen gehet es alsdann, wie dem Golde der neuen Welt, das auf einmal Hauffenweise in die Hände der schlechtesten Leute geriethe. Ein Dichter der fliessenden Dichtart kan nicht so leicht betrügen, als mancher geistreicher Schwärmer, und es gehöret mehr dazu, fliessend zu schreiben, als man sich gemeiniglich vorstellet. Ich sage hier, wie überhaupt, so Ihnen insbesondere, nichts Neues; aber Sie wissen ja auch, worinnen ich mit Ihnen nicht einig bin. Die Prose unterscheiden Sie, wie ich auch, in die gemeine und in die höhere, oder redneriſche. Ein Redner hat seinen zusammenhangenden wohl überdachten Plan, und je deutlicher er ihn vor Augen leget, desto beredter zeiget er sich, es sey dann, daß, nach Unterschied der Fälle, eine redneriſche Klugheit dieſes nicht erlaube. Er sieht mehr auf Zeichnung der Redner, als auf Farben, und er bleibet lange in der Stellung eines gewöhnlich redenden Menschen, bis ihn nach und nach eine sanfte Begeisterung hebet; aber er hütet sich vor allem, was Zuhörern, die in ihrer gewöhnlichen Stellung sich befinden, unwahrscheinlich vorkommen muß. Er darf nichts besonders sagen, nichts auſſerordentliches, ohne die Zuhörer dazu vorbereitet zu haben. Ein Dichter aber wird aus seiner gewöhnlichen Lage sogleich in eine auſſerordentliche versetzet, und was in einer Rede die Mitte, oder gar der Schluß ist, das ist bei ihm der Anfang. Die dichteriſche Sprache ist kurz, abgebrochen, und je mehr sie sich von der gemeinen Art zu reden entfernet, desto poetiſcher ist sie. Ein Dichter adelt, wo möglich, jeden Ausdruk, und hat eine unumſchränkte Gewalt, neue Wörter zu erfinden, wann sie nur die beiden Eigenschaften der Verſtändlichkeit und des Wohllau-

tes haben. Einem Redner iſt dieſes eigentlich nicht, und nur die Wahl unter mehreren gleich proſaiſchen Ausdrücken erlaubet. Eine ausgeſprochene Rede kan niedergeſchrieben mittelmäſſig, und ausgeſprochen ein Meiſterſtük ſeyn, wo nemlich Stimme und Gebärden, nebſt allen kleinen Umſtänden, welcher der, ſo redet, ſich zu nuz macht, das meiſte thun. So bald ein Redner auſſerordentliche Bewegungen an ſeinen Zuhörern bemerket, gehet er von ſeinem Plane ab, und ziehet von dieſem Zufalle augenblilich allen möglichen Nutzen, wohingegen ein Dichter, der ſich mit ſich ſelber unterhält, indem er ſeinen Plan ausführen will, gleich als von einer unſichtbaren Macht plözlich davon abgezogen wird. Und ſo ſetze ich die geiſtreiche Dichtart der höhern Proſe entgegen, und um weder Sie noch mich zu lange aufzuhalten, übergehe ich noch viele andere Unterſchiede. Die flieſſende Dichtart iſt halb Proſe, halb Poeſie, ohne alle Rükſicht auf Silbenmaß oder Reim. Sie iſt eine poetiſch nachgeahmte Proſe, und dieſes iſt würklich der Fall Ihres Canz und einiger andern Dichter. Aber hatten die meiſten Strophen über den Tod ſeiner Doris nicht etwas anders lauten können? Haben ſie noch einige Geduld übrig?

Soll ich meine Doris miſſen?
Grauſam wird ſie mir entriſſen!
Schikſal, welche Tirannei!
Oder iſts nur Phantaſei?
Nein, ach nein! Sie iſt verſchwunden!
Meine Freundin delt ein Grab.
O, ihr melancholiſchen Stunden!
Wer kürzt euren Faden ab?

Wer nimmt mir mein todtes Leben,
Das ich froh für ſie gegeben?

Wer macht mich der Banden los?
Und [illegible]at mich in ihren Schoos?
Können Geister sich umfangen?
Gönne mir nur einen Blik!
O, wie rein ist mein Verlangen!
Komm als Geist zu mir zurük!

Ja, o himmlisch holde Schöne,
Höre meine Traurtöne!
Sieh, ach, sieh mein wundes Herz,
Blutend von dem tiefsten Schmerz.
Sieh den Aufruhr der Gedanken
Von der Höhe deiner Ruh,
Und mich wie ein Schilfrohr wanken,
Ganz unwissend, was ich thu.

So mögte es auch fliessend seyn. Aber finden Sie nicht, daß die Versart, welche Caniz erwählet hat, für seinen ernsthaften [illegible]gen Gegenstand nicht schwer genug sey, und nichts fei[illegible]ches an sich habe, und solten Sie nicht die Anmerkung von sich machen, daß meistens die Versart, auf welche ein Dichter ohne Wahl fallet, alles übrige entscheide? Ein geistreiches, an Gedanken schweres Gedichte, erfordert eine andere Versart, als ein fliessendes. Die Prose hat ihre eigenthümlichen Gegenstände, und die Poesie desgleichen. Die geistreiche wieder andere, als die fliessende Dichtart. Was in Poesie schön und rührend ist, ist oft lächerlich und abgeschmakt in der Prose. . . Dieser Brief ist lang gerathen, werden Sie sagen; aber ich bin noch nicht fertig. Ich würde gewiß der lezte unter allen seyn, welcher dem schönen Geschlechte einen gleichen Anspruch auf Vernunft und Wissenschaft streitig zu machen suchen würde; aber, so lange sich noch der Begrif von einem Gezierenden und nicht Gezie-

menden in unserer philosophischen Welt erhalten wird, mögte die Metaphysik und Algebra sich für uns vorzüglich schicken, und artigen Dichterinnen die fliessende Dichtart mehr geziemen, als die erhabene. Sagen Sie dieses unserer Klopstockianerin, und wann Sie haben wollen, daß ich mich wohl befinden soll, so leben Sie auch wohl.

N. S. Ich werde nun ein viertägiges, auch wohl längeres Stillschweigen beobachten, und zwar mit grösserer Strenge, als man hier beim Gebrauche der Cur verfähret. Ich sehe indessen mit Verlangen den schriftlichen Beweissen von Ihro fortdaurenden Freundschaft entgegen.

* * *

W. den 8. Sept. 1767.

Ich habe mir es wohl vorgestellet, daß Sie mir nicht in allem Recht geben würden. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß Miltons verlohrnes Paradis ein unsterbliches Werk sey und bleibe, wann es gleich grosse Fehler hat. In Absicht auf die Poesie des Stiles geben Sie dann doch nach, wann diese Art des Erhabenen auf das biblische Heldengedichte eingeschränket wird. Aber Sie wollen die wahre Religion mit keinen Fabeln vermenget wissen. Ich war auch einmal so fromm, und erklärte mich sogar singend über diesen Punct also:

Laß mir kein Lied von dir mißlingen,
Erlöser, hör den sanften Ton!
Doch christlich will ich von dir singen;
Miltonisch singt ja Klopstock schon!

Nun aber bin ich geneigter, Unterschiede und Bedingungen zuzulassen, und mache meinen ersten Unterschied zum Vortheil des Herrn Klopstocks. Milton vermenget Christenthum und Heidenthum, Philosophie und Theologie, Orthodoxie und Heterodoxie mit einander, und setzet den grossen Engel, der jezt Satan heisset, in eine solche Lage, daß man fast gezwungen wird, ihn einigermassen zu entschuldigen. Nach dem Milton war der Sohn Gottes nicht von Ewigkeit Gott, und seine plözliche Erhebung konte einem Geiste, der ihm fast gleich schiene, ganz natürlich einen Argwohn erwecken. Ohne Sünde konte Satan in sein eigenes Wesen schauen, und da er darinnen keine Spur eines Anfangs fande, auch keiner Schöpfung noch bewußt war, war es kein Wunder, daß er von Ewigkeit zu seyn glaubte. Von der Allmacht hatte er noch keine Probe gesehen, und sein Sturz selbst konte ihn davon noch nicht überzeugen, indem eine Überlegenheit noch keine Allmacht ist. Umsonst wird für ihn ein Abgrund erschaffen; umsonst sind die Thoren der Hölle für ihn verschlossen, und er schwinget sich aus der grundlosen Tiefe durch unermeßliche Räume wieder an das Licht. Er findet den Menschen zum Falle vorbereitet; er soll nicht vom Baume des Erkänntnisses essen. Das ist verdächtig, läßt Milton seinen Satan sagen. Sie sehen, mein Freund, daß ich Ihnen Recht gebe, wo Sie Recht haben, und es ist wahr, daß der Plan des Miltons fehlerhafter sey, als man es sich vorstellen kan. Mit gutem Grunde läßt er seine Teuffel mit aller Stärke reden, welcher die hohe Vernunft, die er ihnen beilegt, nur immer fähig seyn kan; allein er sezt zugleich seine Engel in grosse Verlegenheit wegen der Antwort. Mit kleinen Gedichten sind wir zu frieden, wann das horazische Utile & Dulce beisammen angetroffen wird, aber grössere Gedichte müssen durch ein grosses Interesse uns in der Aufmerksamkeit erhalten. Milton hatte dafür, aber unglüklich, gesorget. Freilich interessiren uns die

wahren Urſachen des Verluſtes von einem Paradiſe, und wir wollen ſchlechterdings den Urſprung des Böſen wiſſen, und werden gewis nicht befriedigt, wann die Schuld auf die Vernunft geſchoben wird. Die Schrift pranget mit dem Gepräge einer unverletzlichen Heiligkeit, und ihre Einfalt beruhiget uns, und läßt keine Zweifel aufkommen, ſo wie ein lebendiges Quellwaſſer nichts unreines leidet. Für ein Gedichte aber haben wir nicht gleiche Ehrfurcht, und Milton erfüllet die Lücken mit ſeinen Phantaſien, welche ein göttliches Geheimnis, das ſich tief in ſeine Heiligkeit verhüllet, unſerer Vernunft nothwendig zurück laſſen müſſen. Er legt es uns ſo nahe, daß wir nicht länger unſer Urtheil aufſchieben können. Wir philoſophiren zugleich mit ſeinem Satan, und erwiedern ihm das Mitleid, welches er beim Anblick unſerer erſten unſchuldigen Stammeltern ſo großmütig bezeugte. Es iſt wahr, ich geſtehe es Ihnen nochmals ein, daß der miltoniſche Plan aus lauter Fehlern zuſammen geſezt zu ſeyn ſcheine; aber deſſen allem ohngeachtet iſt ſein verlohrnes Paradis ein mehr als groſſes Meiſterſtück, und es wäre lächerlich, wann ich bei einer ſolchen Gelegenheit, wie dieſe, Ihnen auf die Vorwürfe, die Sie mir wegen der Unterdrückung meines Socrats machen, antworten wolte. Einiger Fragmente ſollen Sie doch noch theilhaft werden. Schreiben Sie nur bald wieder und leben wohl!

* * *

W. den 9. Sept. 1767.

Ich habe geſtern zu kurz abgebrochen; aber daran iſt ein Geſichte am Himmel ſchuld. Ich ſahe eine Wage, auf deren auffahrenden Schaale meine Critik zu meinem Nachtheil gewogen lage. Hätte ich nur noch folgendes darauf geleget, um das Ge-

wichte zu vermehren. So läßt Milton Gott scherzen, als seine Allwissenheit ihm die Anschläge des Satans entdeckte:

„ Sohn, in welchem ich völlig den [illegible]
den [illegible]
„ Meiner Herrlichkeit ausgedrükt seh, [illegible] einziger
Erbe
„ Meiner Macht; izt ist es entscheidend, daß unse-
rer Allmacht
„ Sicher wir sind, und erwegen, mit was für Waf-
fen wir glauben
„ Unser verjährtes Reich an die Gottheit und Herr-
schaft des Himmels
„ Zu behaupten: dann izt will ein gewaltiger Feind
sich
„ Wider uns auflehnen, welcher sich vornimmt, im
weiten Norden
„ Seinen Thron dem unsern entgegen zu stellen:
Auch hiermit
„ Ist er noch nicht zu frieden, indem er in offener
Feldschlacht
„ Unsere Macht, und unser Recht zu prüfen gedenket.
„ Laß uns dann rathschlagen, laß uns in Eil die
Kräfte versammlen,
„ Die uns noch übrig geblieben, und alle Vorsicht
gebrauchen
„ Uns zu vertheidgen, damit wir nicht etwan, noch
eh wirs vermutet,
„ Unsern heiligen Sitz, und unsere Hügel verlieren.

So scherzet ein majestätischer Gott mit seinem Sohne über die Verwirrung, in die eines seiner Geschöpfe gerathen

war! Ist wohl ein grösserer Unsinn möglich gewesen? Wer kan hier den Milton entschuldigen? Die H. Schrift gewis nicht: dann wann es gleich heisset, der Herr spotte ihrer, so wird Gott doch nicht redend eingeführet, und werden ihm keine unanständige höhnische Ausdrüke in den Mund geleget. Hören Sie nun aber einmal den Satan, wie er mit Gründen der Vernunft und allem Anstande [ich weiß auch nicht, ob dieses Wort gelten kan] den Abdiel abfertigt:

„ Daß wir geschaffen sind, sagst du? Das Werk von hülfreichen Händen,
„ Und der Arbeit, welche der Vater dem Sohn übergeben?
„ Eine ganz neue seltne Lehre! Wir mögten wohl wissen,
„ Wo du sie her hast? Wer sahs, als diese Schöpfung geschahe?
„ Kanst du dich deiner Erschaffung erinnern, in der dir das Wesen
„ Mitgetheilt ward vom Schöpfer? Wir wissen von keiner Zeit nicht,
„ Da wir nicht eben so waren, als izt, und wissen von niemand,
„ Der noch vor uns gewesen.

Hier ist zu merken, daß dieses kein verwegener Vernunftschluß sey; sondern auf Erfahrung beruhe, welche zahllose Schaaren dem Satan bezeugen. Nun fähret Satan fort:

„ Wir sind durch uns selber gezeuget,
„ Selbst entstanden durch uns, durch unsre belebenden Kräfte,

„ Als ſich der Lauf des Schikſals im vollen Cirkel geſchloſſen.

Wie gebärdet ſich Abdiel hierbei? Wie einer der zornig wird, ja in Wut geräth, weil er aus Mangel ſchwererer Gründe nicht antworten kan. Was er ſagt, iſt Petitio Principii; hier war aber der Ort, wo Satan hätte widerlegt werden müſſen; oder wo Milton ihn mit ſchwächeren Gründen ſeine Vertheidigung hätte führen laſſen ſollen; aber an ſtatt deſſen ſezt er den Satan immer in Vortheil. Wie ſchwer iſt es aber nicht auch, ein bibliſches Heldengedicht unanſtöſſig zu ſchreiben? Wie ſchwer iſt es überhaupt in Poeſie zu philoſophiren, ohne daß man entweder anſtoſſe, oder die Poeſie darunter leide? Mit nächſtem ein mehreres. Leben Sie abermals wohl!

* * *

W. den 12. Sept. 1767.

Alles iſt in voller Bewegung den Socrates zu retten. Seine Tochter Lirene ſpielet eine Hauptrolle. Sie iſt eine Dichterin und Philoſophin, ſehr bei dem Volke beliebet, und nimmt aller Herzen ein, wann ſie ſinget. Hephäſtion, auch ein Dichter und Philoſoph, iſt ihr Freund. Anytus hat ſeine verſchmähte Liebe an ihrem Vater zu rächen geſchworen, und führet es aus. Hephäſtion hat das Volk in Bewegung gebracht, und bringet ſeiner Freundin gute Zeitung, und tröſtet ſie auf das beſte. Sie drücket ſich ſo aus:

Das Unrecht ſchlägt zu tiefe Wunden
Zu tiefe Wunden,

In mein empfindungsvolles Herz!
Ihr Götter habt es nie empfunden,
Ach, nie empfunden!
Beim Nectar kennt man keinen Schmerz.
Wer weinte wohl bei ewger Freude?
Wann blutete der Götter Herz?
Ich aber leide . .
Ach . . ich leide
Höllenschmerz!

Hephäſtion: Selbſt unſre Feinde ſind gerühret,
Und kennen die, ſo ſie verführet:
O Freundin, waffne dich mit deines Vaters Mut!
Es weiß das Volk, was du gelitten,
Die Richter laſſen ſich erbitten;
Du weiſt nicht, was ein Blik ſo holder Augen thut.
Ja, könten tauſend Thränen büſſen,
Das Unrecht, das man dir gethan:
O, welche Ströme würden flieſſen!
O, könten Ströme Thränen büſſen!
Das Unrecht, das man dir gethan.

Cirene: Du irrſt, mein Freund! dem unter allen,
Dem ich vielleicht zu viel gefallen:
Die Menſchen ſind nicht ſo, wie du,
Und hören ungerührt uns zu.

Hephäſtion: Nein, blutge Thränen würden flieſſen,
O, könten blutge Thränen büſſen
Das Unrecht, das man dir gethan.

Hier werden ſie vom Criton geſtöhret, nach deſſen Ab

gang Cirene, ruhiger und gelassener, sich über die Vielgötterei mit dem Hephästion unterhält. Hephästion sagt:

Ist Jevs, ihr höchster Gott, in Creta nicht gebohren?
In Creta starb er auch, und ach, wir Thoren
Verehren einen Gott, der Mensch, wie wir, gebohren,
Und Mensch, wie wir, gestorben ist.
Wir fürchten uns für todten Göttern,
Und sehn nicht die Natur, nur sie, in dunklen Wettern,
Und Schöpfung da, wo Zufall ist.
Wie lächerlich sind sie im Himmel selbst entzweiet!
Wie lächerlich wird dort beschlossen und bereuet!
Wie lächerlich ist nicht ihr ewger Zwist!

Die aufgemunterte Cirene erwiedert scherzhaft:

Indessen ists uns Menschen ungelegen,
Wir leiden unter ihrem Zwist.
Ich weiß, kan ich noch heut den grossen Jevs bewegen,
Daß Pluto mir so gleich zuwider ist.
Ihr Götter, ach, ihr schikt uns keinen Seegen,
Worüber unter euch vorher nicht Zwist,
Und Krieg und Unruh war - - Ach, ihr schikt keinen Seegen,
Der nicht mit Gift vermischet ist.
Wie glüklich, daß ich nicht die Welt vorher gesehen,
Eh aus des Jevs Gehirn der Weisheit Göttin sprung!
Wie hat es da erst ausgesehen!

Welch Wüste! welche Finsternis!
Und nichts entstund, ich weiß gewis,
Das nicht ein andres gleich verdrung,
Bis unter tausenden kaum ein Geschöpf gelung.
Wie sieht es izt noch aus? Toll zur Verwunderung.
Was nüzt dort jener Fels, wo Stein auf Stein gehäufft,
Die fliehnde Wolke oft an seiner Spitze streifft?
So lang ich leb, hab ich verwundernd ihn gesehen,
Und dachte: Nun, nun wird er grün,
Und wenigstens auf ihm einmal ein Dornstrauch blühn.
Was werden noch die Götter endlich machen?
Dort hört man weit im Meer ein unterirrdisch Krachen,
Und siehet dunklen Rauch; er steiget hoch empor:
Vielleicht kommt auch ein dummer Fels hervor.
Einst schlich ich munterer, als izt, an jenen Bach
Der edlen, stolzen Bachstolz nach,
Als eine Otter mich . . Ich wette,
Vom Anytus verhezt, bei nah gebissen hätte.
Wer hat, dacht ich bei mir, das schöne Thier gemacht?
Ein artiges Geschöpf, sehr sinnreich ausgedacht.
Ein Lämmgen, das mich lieb gewonne,
Lag still in meinem Schoos; ich spielte sanft mit ihm;
Ein Esel, dem ich seine Disteln gönnte,
Nicht weit davon, als plözlich alles brennte;
Unendlich schien der Götter Grimm:
Ich sah die Donnerwolken schwärmen,
Die Blitze, wie Bacchantrn schwärmen,
Ich hört und hörte nichts als Lärmen,
Und dachte, was kommt nun heraus?
Der Himmel war ganz schwarz, und sah abscheulich aus.

Auf einmal schuq es ein . . Was soll ich davon denken?
Die Götter sind es ja, die selbst die Blize lenken!
Wen traf der Schlag? Mein armes Lamm.
O, Unschuld! ach, was rühret hier mein Herze,
Wo ich, geteuscht von eitler Hofnung, scherze!
O, Thränen fließt! Wer fällt mir traurig ein?
Wer kans, Hephästion, als nur mein Vater seyn?
Ja, Unschuld, du must leiden,
Den Bösen stöhrt kein Bliz in seinen Freuden,
Doch, du, o Unschuld, du must leiden!

Hiermit können Sie für diesmal genug haben. Ich bleibe nur wenige Tage noch hier, werde ihnen aber fast täglich schreiben, weil ich vermute, daß dieser Briefwechsel ohnedas von kurzer Dauer seyn werde. Dann Geschäfte gehen vor. Leben Sie ohne Geschäfte wohl!

* * *

W. den 13. Sept. 1767.

Es war erst diesen Vormittag eilf Uhr, als meine gestrigen Gedanken, in ein Felleisen eingepacket, zu Pferde abgiengen. Ich war aufgelegt zum Nachdenken und der französische Pope lag neben mir. Wie! Dachte ich, meine Gedanken sind immateriel, und lassen sich auf gekampfte Lumpen abdrucken? Wie ist es möglich, daß todte Buchstaben gleiche Gedanken, Gedanken, die mein sind, bei meinem Freunde erwecken? Was haben Töne, Buchstaben und Gedanken mit einander gemein? Solten es Elementar-Gedanken geben, welchen Töne und Buchstaben entsprächen!

chen? Hätten wir keine immaterielle Seele, und wäre unser Denken etwa blos das lezte Resultat von allen Lebens-Bewegungen: wie könten wir über die Bedeutungen der Töne und Buchstaben mit einander übereinkommen? Die Töne würden sich unserm innern Ohre; die Figuren auf dem Papiere unserm innern Auge eindrücken; aber ohne Bedeutung. Wäre ein Gedanke das Resultat eines lebendigen Aethers, so oft er seinen augenblicklichen Lauf durch die unendlich mannigfaltigen und allerfeinsten Canäle unsers Körpers in vollem Cirkel schlösse, und wieder eröffnete: o, so müßte die Sprache dieses denkenden Körpers zugleich das Resultat der nehmlichen Bewegungen seyn; allen denkenden Körpern müßten einförmige natürliche Zeichen angebohren seyn, welche ihren Gedanken entsprächen, keine willkührliche Bedeutung litten, und also jeden Körper in Stand sezten, sich dem andern verständlich zu machen. Unsere Sprache müßte (ich wiederhole es) durch den nehmlichen Weg entstehen, durch welchen unsere Gedanken entstehen, und sie müßte einförmig seyn; eine allgemeine Sprache müßte allen natürlich eigen seyn. Lassen Sie zwei denkende Körper einander begegnen, und den ersten auf einen Baum deuten, und zugleich einen Laut von sich geben. Beides, das Bild des Baumes und der Laut, wird sich entweder jedes besonders eindrücken; oder beides sich mit einander verwirren. Es fehlete allemal noch das Dritte verbindende. Ein denkender Körper wäre also keiner Sprache fähig, wie die unsrigen Sprachen sind, und denkende Körper könten einander ihre Gedanken nicht mittheilen, wie von uns geschiehet. Was aber kan ich hier entgegen setzen, als eine immaterielle Seele mit einem Körper verbunden? In der immateriellen Seele lieget der Grund von der Möglichkeit, uns unsere Gedanken auf so verschiedene Arten mittheilen zu können. Alle Sprachen, die nur jemals von Zungen gesprochen worden, präexistiren in unserer Seele, woraus aber nicht folget, daß wir ordentlicher Weise sie ohne

nicht ſprechen und verſtehen könten; ſondern es folget darnur die Fähigkeit zu Erlernung aller Sprachen. So liegt ganzer Wald in einer einzigen Eichel; aber er entſtehet erſt unter feſtgeſezten Bedingungen. Die electriſche Materie iſt unſichtbar vorhanden; aber ſie wird erſt, in Bewegung geſetzet, ſichtbar. In dieſen Gedanken ruhete meine Seele, als mich ein Beſuch unterbrach. Was leſen Sie? fragte mich mein Freund, meiner und der ihrige, welches Sie noch nicht wiſſen. Vom Pope war natürlich ſogleich die Rede. Wir fielen zu erſt auf die Stelle:

Si des Decrets divins la ſage profondeur
Au plan le plus parfait donnant la préference,
Doit enfanter un Monde, *où brille ſa puiſſance;*
Où, quoique ſéparé, rien ne ſoit deſuni;
Où croiſſant par degrés jusques à l'infini,
Les Etres différens, ſans laiſſer d'intervalle,
Gardent dans leur progrés une juſteſſe égale;
Si pour remplir ce tout, *que Dieu forme à ſon gré,*
Parmi les animaux l'homme occupe un degré,
Le ſeul point eſt de voir, ſi le Ciel équitable
L'a placé dans un rang, qui lui ſoit convenable.

Des Leibnitz beſte Welt ſtralte uns hier gleich in die Augen, und daß Gott die Welt zu ſeiner Verherrlichung erſchaffen habe, klange uns ſehr miltoniſch; den Wolf Ihnen anzuführen, dürfte wohl überflüſſig ſeyn. Pope fähret fort:

Dans l'homme tel qu'il eſt, ce qui paroît un mal,
Eſt la ſource d'un bien dans l'ordre général.

Wenn wir auch die Schrift bei Seite ſetzen, und das Paradies nur als eine Tradition annehmen wolten: ſo findet ſich doch

nichts Unwahrſcheinliches hierbei, und im Paradiſe hätten wir es beſſer gehabt. Sie wiſſen, und ich Gott Lob! auch, alles, was auf Einwürfe dieſer Art erwiedert zu werden pfleget; aber wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Nur eine Anmerkung will ich hier machen. Kein Menſch von geſundem Verſtande, wie ihn ordentlicher Weiſe alle Menſchen haben, hat ſich noch jemals im Ernſte beſchweret, daß er nicht ſo groß ſey, wie eine Eiche, daß er nicht fliegen könne, und ſo weiter; und man findet ſich auch darein, daß unſer Körper zum Gefühle beiſſender Schmerzen, wie zum Gefühle der Wolluſt gleich eingerichtet ſey: dann wir ſind ſterblich. Wir machen keinen Anſpruch auf den höhern Verſtand der Seraphim; wir wiſſen, daß wir Menſchen ſind, und können uns in die Gradation der Weſen zur Noth noch finden. Aber wir wiſſen den uns beſtimmten Lauf, den uns die Wiege öfnet, und das Grab ſchlieſſet. In dieſem Cirkel iſt unſere Welt eingeſchloſſen, und von dieſer Welt iſt nur die Rede, ob ſie die beſte ſey? Nimmermehr, ſagten wir beide, und was ſagen Sie, mein Freund? Iſt der Menſch in dieſem kleinen Cirkel zu einer Glükſeligkeit beſtimmet? Soll er ſich hier vollkommen machen?

Son tems n'eſt qu'un moment, ſon Eſpace qu'un point.

Wir müſſen, ſage ich noch einmal, die Welt von der Seite nehmen, die ſie uns zukehret, in dem Kreiſſe, in welchem wir eingeſchloſſen ſind, und man tröſtet uns faſt lächerlich mit der gröſſern Vollkommenheit des Ganzen, indeme nicht die Frage davon iſt, ob die Einrichtung dieſer Welt, in wie ferne ſie von einer höhern Weisheit herrühret, zu tadlen ſey; ſondern ob der Plan dieſer Weisheit eine Glükſeligkeit beziele, zu der wir hienieden beſtimmet ſeyen, alſo, daß auf dieſen Grund eine Moral

und ein Naturrecht gebauet werden könne? Nichts iſt ſo gewis, als daß ohne Tugend keine Glükſeeligkeit möglich ſey; aber dieſer Saz läßt ſich nicht alſo umkehren, daß, wo Tugend, da auch Glükſeeligkeit ſey. So unterhielten wir uns, und verlängerten unſern Mittag. Wir ſpeißten ſpäte, aber vergnüget, und vergaſſen nicht, Ihre Geſundheit zu trinken. Wir machten uns darauf eine Veränderung im Grünen, und philoſophirten faſt bis Abend. Ich ſpeißte nichts, und ſezte ſo gleich die Feder an, Ihnen dieſe Gedanken mitzutheilen. Das weſentliche der nachmittägigen Unterredung will ich Ihnen auch nicht verſchweigen. Leben Sie, ob hienieden gleich keine Glükſeeligkeit iſt, deſſen ungeachtet doch wohl!

* * *

W. den 15. Sept. 1767.

Wir ſezten feſt, wie unſer Zuſtand beſchaffen ſeyn müſſe, wenn er gut ſeyn ſoll. Wir gaben Popen und allen Moraliſten in allem Recht, was ſie von den Scheingütern ſagen. Allein wir waren zugleich überzeugt, daß wir mit der Materie auf das genaueſte verbunden, und hier mehr Materie, als Geiſt ſeyen. Wir forderten alſo billig zu erſt für uns alle eine erträglicheLage für unſern Körper, und ſezten die phyſiſche Glükſeeligkeit in der angenehmſtenLage deſſelben, ohne etwas unmögliches zu fordern. Wir lieſſen ohne Murren eine Unterbrechung dieſer Lage zu, aber nur mit Ausſchlieſſung des Aeuſſerſten. Die Schmerzen ſolten uns nur in eine ungleich weniger angenehme Lage, aber nicht in die unangenehmſte verſetzen. Den Luxum wolten wir entbehren; aber Armut und Verachtung ſolten unſere Glükſeeligkeit nicht unterbrechen. Wir lieſſen Unterſchiede der Stände zu; aber nur nicht allzugroſſe Ungleichheiten. Wir forderten

für einen Körper in der angenehmſten Lage zugleich eine zärtliche Seele, welche dieſe Lage auf die feinſte Art empfinden könte, und welche von einer jenſeitigen Glükſeeligkeit, wo wir mehr Geiſt als Körper, oder pur Geiſt ſeyn mögten, einen Vorſchmak hätte. Das ſinnliche und geiſtige Vergnügen ſolte abwechſeln, und allein der Grund eines ſtillen Lachens ſeyn, welches eine reine Freude verkündiget. Wir ſezten alſo zwar den Körper in die angenehmſte Lage; aber wir begnügten uns mit einer nur mehr als erträglichen Lage, und ſahen gar wohl ein, daß einiger Abgang an phyſiſchen Gütern, wodurch unſer Körper der angenehmſten Lage beraubet würde, durch die Güter des Geiſtes reichlich erſetzet werden könne. Wir ſprachen alſo dem Weiſen ſeine berühmte Glükſeeligkeit nicht ab, die von den irrdiſchen Gütern ſo unabhängig ſeyn will; wir ſezten nur die Bedingung hinzu, daß ſein Körper ſich wenigſtens in einer erträglichen Lage befinden müſſe, und daß alsdann doch ſeine Glükſeeligkeit die eigentliche allgemeine nicht ſeye, wie dieſe iſt, und ſeyn muß, die ſich blos auf dieſe Welt, wo wir leben und ſterben, einſchränket, und wo eine blos erträgliche Lage des Körpers nicht hinreichend iſt, um einen ſolchen Zuſtand glükſeelig nennen zu können. Wir forderten endlich auch, an ſtatt eines ſolchen ungeſtümmen Abſchieds aus dieſer Welt, wie des Satans ſeiner war, den er vom Himmel genommen, einen ſanften Tod. Allemal aber wolten wir zu frieden ſeyn, wann wir das ganze menſchliche Geſchlechte in einem erträglichen Zuſtand ſehen könten; allein wir ſahen erſchrocken ſein Elend, und ſeufzeten. Wir wußten wohl, daß, wann die Natur nach ihren beſondern Compenſations-Arten einmal mit uns allen abrechnete, keiner in einem unbilligen Vortheil vor dem andern befunden werden würde; aber ſi tout eſt égal, tout n'eſt pas bien. Dieſe unſere Gleichheit kan man keine Glükſeeligkeit nennen. O, wie weit, mein Freund, waren wir entfernet über jenes höchſte Weſen zu klagen! Wir forderten

in dieser Welt, wo wir leben und sterben, nimmermehr die Glükseeligkeit, deren Begriff wir festsezten; wir forderten nur von den Sittenlehrern, daß sie den Menschen, der hier gebohren wird und stirbt, und nach dem Tode nicht mehr Mensch ist, daß sie diesen Menschen zu keiner Glükseeligkeit bestimmen, ihn dessen ungeachtet zur Tugend ermuntern, aber zur Belohnung ihm nicht einmal einen halb erträglichen Zustand versprechen sollen. Sie sollen mit dem Worte: Vollkommenheit: nicht spielen, und der Glükseeligkeit, womit die Weisen dieser Erden so verschiedene Begriffe verknüpfen, nicht willkührlich die Gestalt geben, als wäre sie eine natürliche Folge der Erfüllung des Naturgesetzes, ob ich schon allerdings zugebe, daß der Tugendhafte in einem wahren Vortheile stehe. Wenn man allgemeine Pflichten lehren, und sie auf Absichten, die allgemein intendiret werden sollen, gründen will: Da muß man auch im Voraus sich fürgesehen haben, daß solche Absichten auch allgemein erreichet werden können. Es sind aber nicht alle der Güter fähig, die sich vorzüglich unterscheiden, als jener auch reinen Wollust, welche unsern Stammeltern nicht zur Sünde angerechnet wurde, sich aber auf die blosse physische Handlung der Fortpflanzung nicht einschränket: noch weniger der sich unterscheidenden Ehre, und am allerwenigsten des Reichthums und der Macht. Selbst der Bau des wilden Feldes unseres Verstandes, wo wir allein Herrn und Meister zu seyn scheinen, gehöret nicht zu den allgemeinen Absichten, die alle so erreichen, wie intendiren könten. Gesezt, wir wären alle gleich im Stande, unsere Leidenschaften zu mäßigen: so verstünde sich dieses doch nur auf die Gewalt, welche die Seele, an sich betrachtet, über sich hätte; nicht aber auf die ungleiche Gewalt über den Körper, und nicht auf eine Macht, die äussere Hindernisse zu überwinden, oder die Würkungen der äussern Ursachen unserer Leidenschaften zu hemmen. Aber Todtschlag, Diebstahl, Ehebruch und andere Laster, können wir doch alle

gleich vermeiden, wenn wir wollen, und die Moral thut unſerer kranken Seele hier eben die Dienſte, die ein kranker Körper von einem groſſen Arzte erwartet? Alles dieſes thut noch nichts zur Glükſeeligkeit. Iſt die keuſche Taube glüklicher, als der Sperling? Das Lamm, das ſich erwürgen läßt, glüklicher, als der Wolf, der es erwürget? Der ſtehlende Rabe unglüklicher, als der Kettenhund, der die Diebe verjagt? Oder iſt die unſchuldige Nachtigal glüklicher, welcher die Katze nachſtellet? Allein das gute und böſe Gewiſſen? Ohne weitere Unterſuchung gebe ich zu, daß hierauf unendlich viel ankomme; nur hier nicht. Alles auf dieſes Leben eingeſchränket, macht ein böſes Gewiſſen nicht unglüklicher, als eine ſchwere Hypochondrie beim beſten Gewiſſen an ſich, hier aber ohne Würkung, und ein gutes Gewiſſen macht den Martyrer in dieſer Welt nicht glüklich. Sie werden denken, mein Freund, wir machten uns einen Zeitvertreib daraus, nieder zureiſſen, was andere bauten. Aber neimachen viele Unterſchiede; Religion und bürgerliche Verfaſſung bleiben glüklich beſtehen, und die Religion gewinnet; die Philoſophie nur kan ihre Geſtalt ändern. Unſer Geſpräche wurden auf einmal tranſcendent. Ich will Ihnen aber Zeit laſſen, derjenigen weiter nachzudenken, womit ich Sie dermaln unterhalten habe. Leben Sie wohl in dem Schooſe Ihres beſten Gewiſſens!

* * *

Fr. den 18. Sept. 1767.

Ich habe nun meinen hieſigen Aufenthalt verändert, und freue mich, ſo viel Zeit noch zu gewinnen, die angenehme Unterhaltung mit Ihnen fortzuſetzen. Aber dermalen nichts von Philoſophie. Was unſer Freund und ich auf eine abgebrochene und

nachläſſige Weiſe mit einander ſprachen, kan ich jezt nicht in Ordnung bringen. Ich bin würklich in dieſen Augenblicken dazu nicht aufgeleget. Vielleicht hören Sie eine ſchöne Dichterin und Philoſophie lieber? Sie iſt unter meiner Aufſicht, und mit meiner Erlaubnis ſoll ſie Ihnen eine Rolle ſpielen. Es iſt die Ihnen ſchon bekannte Cirene. Ihr Freund, Hephäſtion, hatte über die Seele und Unſterblichkeit mit ihr philoſophirt, und hätte ſie vielleicht galanter unterhalten, wenn er es hätte wagen dürfen. Als ſie ſich allein funde, und der Eindruk von dieſer Unterredung noch lebhaft war, beſchäftigte ſie ſich alſo mit ſich ſelbſt:

Und wie? So ſind verſchiedne Seelen,
Von einer gröberen Natur,
Die dich, Unſterblichkeit, verfehlen,
Und für die Weiſen biſt du nur?
Ein ewigs Schikſal ſoll ſie wählen,
Die, von unſterblicher Natur,
Und die von Thon, doch beide, Seelen,
Ungleiche Blumen einer Flur,
Die dich, Unſterblichkeit, verfehlen,
Das ſind die niedern Seelen nur,
Die Wolluſt für die Weisheit wählen;
Sie ſind von ſterblicher Natur.
Mich will man zu den edlern zählen;
Allein Hephäſtion ſagts nur.
Die Gottheit würde mir nicht fehlen,
Wär er der Schöpfer der Natur;
Ich will mich gern im Staube quälen,
Bleibt meines Vaters Seele nur!
Sie bleibt und iſt von allen Seelen,
Die erſte, himmliſcher Natur.

Ja, meine Seele mag zerſtäuben!
Ach, ſie iſt nur von Staub gemacht!
Des Vaters Seele muß doch bleiben;
Sie glänzt ja wie der Sterne Pracht,
Und iſt aus Sternen ſelbſt gemacht!
Doch meine Seele mag zerſtäuben!
Ach, ſie iſt nur aus Staub gemacht!

Phädon will die Cirene auf den unglüklichſten Fall vorbereiten; ſtehet aber halo erſchrocken ſtill, da er ſie in einer auſſerordentlichen Stellung ſieht, und ſagt zu ſich ſelber:

Ach GOtt, ſie iſt erſtarrt!
Sie ſieht mich tödlich an! Iſts meine Gegenwart?
Soll ſie dem Phädon nicht des Herzens Kummer klagen?
Dem Freunde des Socrats wird ſie ihr Innres ſagen.

zu Cirenen.

Cirene faſſe dich, o, Tochter des Socrat!
Und iſt dein Schmerz zu groß, ſo laſſe Thränen flieſſen;
Sie ſind dem Oehle gleich, das wir in Wunden gieſſen:
Ja, weine Tochter des Socrat!

Cirene.

mit einer hohlen, faſt ſterbenden Stimme, und zitternd:

Stumme Gedanken ſammlen ſich in mir,
Die ſich umſonſt nach Wort und Ausdruk ſehnen;
Des Vaters Tod ſeh ich in dir:
Mein Unglük iſt zu groß - es fehlet mir an Thränen.

Ergänzen Sie selbst das übrige, mein Freund, und vergessen nicht, mir zu antworten. Leben Sie wohl!

* * *

Gr. den 20 Sept. 1767.

Ich bin ausser Stande, Sie jezt mit etwas wichtigerem zu unterhalten, als über die Eigenschaften einer guten Prose. Diese liebet das Abgekürzte und Gedrungene nicht, welches der Poesie vorzüglich eigen ist. Das Fliessende ist eine Haupteigenschaft der Prose. Um aber fliessend zu schreiben, muß man eine Wahl unter den Wörtern treffen, die sich durch den Wohllaut unterscheiden, und unter zusammengesezten Wörtern diejenigen aufsuchen, deren Zusammensetzung erträglich ist. Der Geschmak der Japoneser, welche Ellenlange Wörter lieben, ist gewis nicht natürlich. Es giebt Wörter, die sich natürlich zusammen schicken, gemeiniglich beisammen zu seyn pflegen, mit einem Worte, solche sogenannte Phrases, welche der fliessenden Schreibart eigen sind. Diese zu kennen, und mit Wahl zu kennen, ist ein wahrer Vortheil für einen Schriftsteller, der sich mit Fleisse auf die fliessende Schreibart leget. Ein solcher Schriftsteller wird sich also hüten, Wörter zusammen zu ordnen, wo sich eines, nach dem Ausdrucke eines Franzosen, über das andere verwundern könnte. Diese oder jene Art der Wortfügung scheinet manchesmal willkührlich zu seyn: aber man betrügt sich meistens, und daß die Wortfügung überhaupt nicht gezwungen seyn müsse, verstehet sich von selbst. Wenn man kurz ist, ohne dunkel zu seyn, die überflüssigen Zierrathen vermeidet, den Gebrauch der Synonimen einschränket, und zweideutige Ausdrücke, wie überhaupt das spizfindige meidet: so ist die Schreibart männlich und die gedrungene Schreibart ist nur eine besondere Art der

männlichen. Einem jeden Gegenſtande iſt das gedrungene gewis nicht angemeſſen, nicht einem jeden iſt es gegeben, gedrungen zu ſchreiben, und ſehr unglüklich wird es affectiret. Denn es iſt dieſe Schreibart manches tiefſinnigen Schriftſtellers natürlicher Geſchmak; aber der iſt noch nicht tiefſinnig, welcher dieſen Geſchmak nachahmet, geſezt auch, daß er es glüklich treffen ſolte. Bemerken Sie hier, als ein feiner Kenner, eine Feinigkeit unſerer Sprache, da ich bald, aber unrecht, geſezet hätte, daß er ihn treffen ſolte. Denn ob ich gleich ſagen kan, Sie treffen den Geſchmak des Tacitus: ſo kan ich doch nicht ſagen, was den Geſchmak des Tacitus anlange, habe Herr M. ihn getroffen. Gewis iſt es, wiederhole ich, daß auch der glüklichſte Nachahmer der gedrungenen Schreibart deswegen noch nicht für tiefſinnig zu halten ſey, und die Schulen würden mit Recht einen allgemeinen Aufſtand machen, wenn die gedrungene Schreibart die herrſchende werden ſolte. Ich kan Ihnen auch noch mit einer Anmerkung aufwarten, die hier nicht überflüſſig ſeyn mögte. Sie kennen denjenigen, welchen Sie den Criton zu nennen gewohnt ſind, und wiſſen, mit welchem glüklichen Erfolge er ſich einer ſo reinen als flieſſenden Schreibart befleiſſiget habe; allein es regnete Geſchäfte auf ihn, und er mußte ſich angewöhnen, viele Gedanken in wenige Worte zuſammen zu zwingen. Was konte ihm dieſes nutzen, ſagen Sie vielleicht? Man iſt ja eben deswegen weitläuftig, wenn man die Zeit nicht hat, kurz zu ſeyn. Dieſes iſt, mit gütiger Erlaubnis, ein ganz anderer Fall. Im Anfange iſt es leichter, weitläuftig zu ſchreiben, als kurz, aber ſo bald man eine Fertigkeit in der kurzen gedrungenen Schreibart erlangt hat, gewinnet man bei der Kürze viel. Man denket freilich mehr; aber das iſt man gewohnt. Man ſchreibet weniger, und dadurch gewinnt man Zeit. Dieſes iſt alles gut, höre ich Sie denken: allein es iſt keine Antwort auf mein Schreiben. Ich will Ihnen ein Genügen

thun; aber vorher Sie nur noch einmal von den Eigenschaften einer guten Prose unterhalten; vielleicht folgen auch noch einige Beispiele einer gereimten Prose, mit welcher ein wahres fliessendes Gedichte nicht selten vermenget wird. Leben Sie wohl!

* * *

M. den 22. Sept. 1767.

Bin ich nicht ein fleissiger . . Wie soll ich sagen? Etwa Briefwechsler? Dieses Wort taugt nichts. Schreiber? Dieses kan in einem andern Sinne genommen werden. Correspondent? So ists gewöhnlich, aber besser hätte ich gesezt: Schreibe ich nicht fleissig? Hier bin ich, wie Sie leicht denken können, Geschäfte halber; aber ich muß auf Andere warten, und diese Zwischenzeit ist Ihnen gewidmet. In der Absicht, zu denken, stellte ich mich an das Fenster, und funde auf einer Scheibe Verse von besonderem Inhalte. Ich will solche Ihnen, doch etwas verbessert, mittheilen. Die Philosophie klaget in hoher Person:

Wie seufz ich unter den Pagoden,
Und, Schule, unter deinen Moden,
Und deinem Joch, o Politik?
Umsonst sucht ich auf dieser Erden
So klar, als allgemein, zu werden:
Das Vorurtheil trieb mich zurük.
Die Grossen sind mir nicht gewogen;
Die Münze gilt nicht mehr, worauf mein Bild geprägt;
Jüngst wird der Wiz mir vorgezogen,
Den man in Taschen führt und auf den Schmuktisch legt.

Dieſe Gedanken erneuerten die Unterhaltung, die ich mit meinem Freunde gehabt habe. Unſer Geſpräche wurde tranſcendent, hatte ich Ihnen ſcherzweiſe geſchrieben; aber es war allemal wichtig. Die Meinungen der alten Weltweiſen, daß unſer thieriſches Thun mit dem Körper abſtürbe, vieles in dieſer Welt abgethan, aber unſere Schuld doch nicht ganz getilget würde, leiteten uns von Betrachtungen zu Betrachtungen. Die Hölle hielte uns faſt am längſten auf, und ich verſprache meinem Freunde, wenn wir nach Hauſſe kämen, ihm ein ſchönes Gedichte über dieſen ſchrecklichen Gegenſtand mitzutheilen. Dieſes geſchahe, und wir blieben bei folgender Strophe für diesmal ſtehen:

Der Sohn klagt ſeinen Vater an,
Der Vater ſeinen Ehegatten,
Die Frau hinwieder ihren Mann,
Doch keinem kömmt ein Troſt zu ſtatten.
Hier iſt die Hofnung gänzlich aus;
Denn in des Satans ſchwarzen Haus
Verhöret man nicht die Partheien.
Wen Gottes Urtheilſpruch verſtößt,
Der darf nicht über andre ſchreien:
Er wird doch nimmermehr erlöſt.

O, wie ſchön ſcherzen Sie mit mir, ſagte mein Freund! Gut ſagte ich, die Gedanken ſind doch ſo ſchlecht nicht, und nur wenige Aenderungen ſollen Ihnen dieſe Strophe erträglich machen. Hier iſt die geänderte Strophe:

Der Sohn klagt ſeinen Vater an,
Der Vater die geliebte Schöne;
Die Gattin fluchet ihrem Mann,
Und keinem hilft ſein Klaagetöne.

Auf andre schiebt umsonst die That,
Den Gottes-Spruch verstossen hat;
Die Hölle lacht bei seinem Schreien,
Auf ewig löscht der Hofnung Licht,
Und wo allein der Höchste spricht,
Verhört nicht Satan die Partheien.

Eine Menge solcher Stellen fanden wir noch mehr, und fanden sie alle geschikt, den Unterschied zwischen einem wahren fliessenden Gedichte, und einer gereimten Prose auf das deutlichste zu zeigen. Mit noch einer einzigen Probe werden Sie genug haben:

So ist das Spiel der Welt! So giebt des Glückes Hand,
Dem oft ein prächtiges, und dem ein arm Gewand,
Da doch, woferne man nach Würden handeln wolte
Der letztere vielmehr vor jenem prangen solte.

Dieses ist ohne Widerspruch eine gereimte Prose. Nun wollen wir eine fliessende Poesie daraus machen:

So ist das Spiel der Welt! Der glückesgöttin Hand
Giebt dem ein prächtiges, und dem ein arm Gewand,
Der, reicher am Verdienst, auch würdig glänzen solte,
Wenn diese Göttin ja nach Würden lohnen wolte.

Aber wie hätte es nach der geistreichen Dichtart heissen sollen? Diese Frage habe ich vorausgesehen, und hier ist die Antwort:

Solch Räthsel ist die Welt! Ein mit uns tändelnd Glücke

Belohnt die Dummheit nur, oft gar der Bosheit Tücke.
Wie scheint ein Zwerge nicht in Seid und Golde groß?
Was bleibet dem Verdienst? Ein Kittel ist sein Loos.

Bei dieser lezten Zeile fällt mir ein Drollingerischer Gedanke an, den ein matter Dichter also ausgedrucket haben würde:

Seht hier den armen Mann, halb nackend, fast ganz blos:
O, wie ist gegen ihn der Fürst im Purpur groß,
Der gleich in uns das Bild von einem Gott erwecket!
Doch, wißt, daß GOttes Bild dort auch der Kittel decket.

So aber, und nicht anders, konte Drollinger sich ausdrücken:

Der Kittel, der die Noth des Dürftigen verhüllt,
Bedekt, dem Purpur gleich, der Gottheit Ebenbild.

Ich muß jezo schlieſſen; aber, geduldiger Freund, vielleicht gar morgen ein mehreres. Leben Sie wohl!

* * *

M. den 24. Sept. 1767.

Ich bin von der Hauptsache, womit ich Ihnen die Zeit vertreiben wollen, abgekommen. Hören Sie nun etwas vom Himmel, und machen sich gleich darauf gefaßt, auch wieder etwas von Milton zu hören. So viel mein Freund und ich in unserm Gedächtniſſe Nachrichten finden konten, schienen die alten Welt

weisen nicht der Meinung zu seyn, als hienge unsere Seeligkeit von der Beobachtung gewisser Religionsgebräuche ab. Die Opfer wurden den Göttern um zeitlicher Vortheile wegen gebracht, und nur wahre Verdienste, sonst forderten diese Weltweisen nichts, um uns in den Himmel einzuführen. Alle, die um das gemeine Wesen sich verdient machen, haben ihren angewiesenen Plaz im Himmel, ihren locum definitum in coelo, wie Cicero sagt. Solten es auch nur Künstler seyn: so sind sie doch mit unter der Zahl der Beruffenen, und andere werden nicht ausgeschlossen, deren Verdienst sich weniger ausnimmt. Ganz besonders aber werden im Himmel zum Empfange derjenigen seelige Anstalten gemacht, welche ganze Völkerschaften gegründet, moralische Verfassungen durch Gesetze aufgeführet, und die, wie man sagt, gröste Absicht der Natur, die Menschen in bürgerliche Gesellschaften zu sammlen, vorzüglich und wesentlich befördert haben.

- - - - - - porta receptat
Altera, qui leges posuere, atque incluta jura
Gentibus, & primas fundarunt moenibus vrbes.

Mit einem Worte, die blinden Heiden konten von keiner andern, als natürlichen, Seeligkeit wissen, die auf wahre Verdienste in einem andern Leben von selbst folgen müßte. Sie philosophirten in den meisten Stücken, wie der Satan bei dem Milton. Wir aber dachten unter andern, die Natur thue keinen Sprung, und welche Begriffe wir uns auch von Geistern machen dürften, wäre doch der Sprung vom Menschen zum Geiste zu groß, und ein mittlerer Zustand wäre nicht unwahrscheinlich, auch es könte seyn - - Hier blieben wir beide stecken. Das Elysium ist freilich eine Fabel; aber in welchem Sinne ist es eine Fabel? Es hat jemanden schlafend oder wachend von so etwas geträumet; aber ist denn alles falsch, was wir träumen? Werden nicht auch wahre Dinge geträumet, und was ist der

Traum

Traum alsdenn anders, als eine ungewöhnliche, oder, wenn Sie wollen, auſſerordentliche Vorſtellungsart von an ſich wahren Dingen? Fangen Sie hier an zu träumen, wenn Sie können, und warten, wenn Sie wollen, ein paar Tage bis ich wieder erwache. Leben Sie indeſſen, wachend oder träumend, nur immer wohl!

* * *

M. den 25 Sept. 1767.

Ich bin geſchwind wieder erwacht, weil ich heute noch meine Rükreiſe beſchleunigen muß. Doch kan ich Ihnen noch in der Eile etwas mittheilen. Milton läßt ſeinen Gott über die Anſchläge des Satans ſehr unanſtändig ſcherzen, und ſein einziger Sohn (als welches Beiwort zu oft vorkommt) redet auch nicht ganz nach Würden, Umſtänden und Gelegenheit. Ein König von Engelland würde vor der Schlacht bei Culloden, wenn er auch des Sieges gleich, wie dort GOtt, gewis geweſen wäre, doch noch würdiger geſprochen haben; wir hätten es wenigſtens keinem Dichter erlaubt, den König auf ſolche Art redend einzuführen. Aber in einem teutſchen Gedichte, welches würklich Aufmerkſamkeit verdienet, und deſſen grundgelehrten Verfaſſer ich nach Verdienſten hochſchäze, ſpricht unſer Gott zwar anſtändiger, aber was denken Sie? In der gemeinſten Canzleiſchreibart. So lautet es:

Gott, der auf Daſſelbe ſich bis anher noch nicht erkläret,
Was das Recht von ihm verlangt, und die Rache ſcharf begehret.

Brach nun hier der Lippen Siegel, rief, nachdem
er sie geküßt,
O, du Tochter meines Herzens, die du mir am
liebsten bist.
O, Erbarmung! du hast mir dergestalt mein Herz
gerühret,
Daß es nun vor Mitleid schmelzt, und Erbarmung
bei sich führet,
Daß der arme Mensch gefallen, welchen theils des
Teuffels Trug,
Theils das Schmeicheln eines Weibes in des Elends
Abgrund schlug:
Dannenhero will ich dir zwar in deiner Bitte fügen;
Doch die beiden, die hier stehn, muß ich ebenfalls
vergnügen.

Das übrige ist in gleichem Tone. So bald ich kann, schreibe ich Ihnen wieder. Leben Sie nochmals wohl.

* * *

Fr. den 29. Sept. 1767.

Hier bin ich in Erwartung der Dinge, die geschehen sollen. Heiterer Tag reizete mich, die Ufern des von Ihnen so oft be-
n Flusses in Ihrem Namen zu grüssen. Ein würdiger,
! stuirter Mann, wie man diejenigen, die keine Ge-
jeyn wollen, und doch viel verstehen, bei uns zu nennen
, und ein Mann, der sich ein reines Vergnügen daraus
t, jederman zu dienen, ein solcher Mann war mein Be-
r, und ich wünsche Ihnen bei allen Gelegenheiten einen sol-
Begleiter. Wir sahen von ferne eine Gesellschaft auf uns

zukommen. Wer sind diese Herren, fragte ich? Es sind Gelehrte, sagte mein Begleiter, und Lichter. Einige sind Schriftsteller, und andere auf dem Wege, es zu werden. Ist dieses etwas lächerliches? Ja, sagte er, verständen Sie nur wenigstens so viel Latein, daß Sie wie Leibnitz, oder nur wie Wolf sich in dieser gelehrten Sprache ausdrücken könten: so wäre es noch gut: Denn daß ein jeder Gelehrter die Stärke in der griechischen und römischen Litteratur haben solte, wie ein unter den Neuesten berühmter Klos, dieses fordert niemand, aber so ganz und gar ohne die so genannte Fundamente, die man in Schulen legt, ein Gelehrter seyn zu wollen, ist zu arg. Die meisten Juristen, Aerzte und Prediger verdienen den Namen der Gelehrten nicht, wenn sie gleich sonst noch so viel Verstand hätten, und unter den Philosophen gibt es auch ihrer genug, welche die Philosophie wie ein Handwerk treiben. Stille, sagte ich, ich höre die Herren Gelehrten sprechen, und es scheinet, als verdoppelten sie ihre Schritte. Wir merkten auf, konten aber nicht mehr verstehen, als daß sie von dem reinen Gottschedischen Teutschen redeten. Wir liessen sie vor uns vorüber gehen, und ich lenkte das Gespräche auf die Reinigkeit der Sprache. Bald wurden wir darinnen einig, daß der Gebrauch fremder Wörter in gar vielen Fällen erlaubt sey, und die Kunstrichter nicht in allen Fällen die Reinigkeit der Sprache verlangen solten. Wer für die gelehrte Welt schreibet, ist nicht in dem Falle, unrecht verstanden zu werden, wenn er sich fremder Wörter bedienet, und wer für ungelehrte Leser, aber doch nicht für Idioten schreibet, hat auch auf dieser Seite nichts zu befürchten, wenn er von solchen fremden Wörtern einen Gebrauch macht, die im täglichen Umgange gebräuchlich sind. Ueberhaupt muß man einem jeden Schriftsteller, der sich nicht im Style, sondern nur in den Sachen zeigen will, seinen eignen Geschmak lassen, wenn er nur deutlich oder verständlich schreibet, und wenn man nur sieht, daß es ihm natürlich sey, so zu schreiben. Aber

freilich giebt es Schriftsteller, welche sich zieren, gelehrt zu schreiben, und dadurch vornehmlich unerträglich werden, daß sie ihre Absicht verrathen, durch Einmischung vieler fremder Wörter ihren Lesern beibringen zu wollen, als verstünden sie viele fremde Sprachen. Ja einige sind gar in dem Wahne befangen, als wäre es der galante Styl, und denken gar noch zu brilliren. Wie gefällt Ihnen das Wort: befangen? Hier werden wir nicht gleicher Meinung seyn, aber das Wort ist gut, und gleich gut sage ich: nicht umgehen, keinen Umgang nehmen, und so rede ich teutscher, als wann ich französisch teutsch sage: Ich kan nicht ausweichen, ich kan nicht vermeiden, ihnen die Eröffnung zu thun, u. s. w. Wo es nicht nöthig ist, auf die Schönheit des Styls zu sehen, da kan die Zeit, welche durch die Ausbesserung der Schreibart verlohren gehet, besser angewendet werden. Es kömmt nur, ich wiederhole es, darauf an, daß der Schriftsteller keine fehlerhafte, unreine, nachlässige Schreibart affectire, und daß es auch nicht aus bloßer Gemächlichkeit oder gar Faulheit geschehe, daß er schlecht schreibe, wo er besser schreiben könte. Es gelten aber allerdings alle diese Entschuldigungen in zween Fällen nicht; in dem ersten, wo der Schriftsteller augenscheinlich seine Absicht auf die Sprache mitgerichtet hat; in dem andern Falle, wo er ein Werk von Geschmak schreibet. Wenn aber ein Schriftsteller in hundert Stellen rein, gut und schön schreibet, so thun ein paar fehlerhafte Ausdrücke nichts zur Sache, und oft sind sie nicht einmal fehlerhaft, wenn man sie nach der Absicht des Schriftstellers beurtheilet. Aber, sagt man, ganz ohne Noth sich fremder Wörter zu bedienen? Hier macht sich der Unterschied von selbst, ob die Rede von einem Schriftsteller sey, welcher der Schreibart nach schlecht sey, sonst aber gut wäre, und bei solchem ist die Anmerkung überflüssig; oder, ob von einem Schriftsteller geredet werde, welcher im übrigen auch der Schreibart nach gut sey, oder doch

seyn wolle? Dieser leztere aber wird, ausser dem Fall, daß kleine Unbedachtsamkeiten unterlauffen, sich dieses anscheinenden Fehlers niemals schuldig machen, ohne Ursachen zu haben, nach welchen zugleich der Fehler kein Fehler mehr wäre. Wie wäre es, wenn die Absicht auch nur dahin gienge, durch Beifügung des Teutschen oder Fremden zu zeigen, wie die teutsche Redensart der fremden nachgebildet worden, die fremde aber besser sey? Aber noch mehr; solte nicht bei manchem Schriftsteller noch so viel Verstand anzutreffen seyn, daß er zwischen dem fremden und teutschen Worte von gleicher Bedeutung den feinen Unterschied noch fände, daß das eine Nebenbegriffe, oder verwandte Ideen bei sich führe, das andere nicht? Und daß ich es kurz mache, darf es denn kein Schriftsteller mehr wagen, fein zu seyn, das ist, deucht mich, Anmerkungen ohne Anmerkungen zu machen: denn so bald man sich in einer Note erkläret, hat die Feinheit ein Ende. Wer blos unterhalten will - Und was, und wen? sagen Sie unfehlbar; allein so redet man, und wer denn also blos unterhalten will, hütet sich freilich für solchen Parenthesen; aber sie haben ihren Nutzen, und wo eine Schrift ohnehin nicht gelesen werden kan, als auf Kosten eines mühsamen Nachdenkens, da mögte die kleine Beschwerlichkeit, welche solche Parenthesen im Lesen zu verursachen scheinen, nicht viel zu bedeuten haben. Dieses sind, geschäzter Freund! theils meines werthen Begleiters, theils meine Gedanken. Ganz sind wir alle drei nicht einig, aber über eine gewisse Leichtigkeit, erhabne Verse zu machen, werden wir wohl einig werden, indessen Sie nach meinem und meines Begleiters Wunsche wohl leben.

* * *

H. den 4. October 1767.

Ich habe Ihnen und Andern auf alles geantwortet, was Angelegenheiten betroffen hat, und ich hoffe, Sie werden es nicht so ganz

gleichgültig ansehen, daß ich unſern gelehrten Briefwechſel ſo bald wieder fortſetze. Es kamen mir etwa drei hundert Hexameter zu Handen, die ziemlich flieſſend waren. Ich dachte, wenn es hätten tauſend ſeyn ſollen, mögte der Strom ſich hin und wieder geſtämmet haben. Eine ſolche Probe beweiſſet freilich noch nicht viel; aber die Gedanken ſchienen gut; an Malerei fehlte es nicht, und poetiſche Ausdrücke ſchienen ſich zu Haufen zu empfehlen. Wer iſt der Verfaſſer, fragte ich? Sie kennen ſelbſt den N. N. und wiſſen, daß es ihm an allem fehle, was einem urſprünglichen Dichter eben ſo unentbehrlich iſt, als einem rechtmäſſigen Thronfolger das wahre Erbrecht, oder der wahre Beruf zum Scepter. Aber woher kömmt dieſer blendende Schein? Nach einigem Beſinnen, glaubte ich, daher, daß es nicht leicht jemanden fehle, einiger maſſen das Sylbenmaas und den Reim zu treffen. Wer nun darinnen glücklicher, als ein anderer iſt, dem gelinget es auch, ſich die Gedanken und Ausdrücke ſo mancher Meiſter bald eigen zu machen, indem der Reim allemahl ſeine Vettern und Baaſen hat: das Sylbenmaas aber einem Geſetze gleichet, wodurch Gedanken, gleich Menſchen, in eine Geſellſchaft zuſammen gebracht werden. Dieſes gienge nun noch an, wenn ein alſo gebildeter Dichter ſich immer gleich bliebe: denn dieſes verlanget man mit Rechte von einem bloſſen Nutznieſſer, oder Uſufructuario fremder Gedanken, die er nach einem Tode zurückliefern muß; aber von dem Eigenthümer verlanget man es nicht, als welcher bald mehr, bald weniger, und alles, wenn er will, verthun darf. Allein ſo iſt es nicht mit ſolchen Dichtern bewandt, und entweder verderben ſie die guten Gedanken anderer Dichter auf eine erbärmliche Art, miſtrauchen die ſchönſten poetiſchen Redensarten, gehen mit der Blumen, wie ein Affe um, oder, wo ſie am beſten noch davon kommen, hilft ihnen ein Gegenſtand, welcher gegenwärtig ihre Sinnen rühret. Das Malen iſt ſo keine groſſe Kunſt,

und Kinder malen auch einmal glüklich, wenn ſie einen Gegenſtand vor Augen haben. Aber mit der Erfindung verhält es ſich anders, und hier iſt es wieder nicht einerlei, was und wie man erfindet. Unſichtbare Dinge zu ſchildern, Gedanken zu malen, die, Urtheilskraft mehr, als die Einbildungskraft zu gebrauchen, und Gedichte zu machen, welche Männer und Greiſſen mit Vergnügen und Entzücken leſen können, iſt unſers Hallers Werk, wann tauſend andere Gedichte nur der Jugend gefallen können. Ein jedes Gedichte kan indeſſen in ſeiner Art ſchön ſeyn, und die Jugend auf eine erlaubte Art zu ergözen, iſt auch ein Verdienſt; aber es giebt betrogene Leſer, betrogene Kunſtrichter, die wie betrogene Delphinen manchen Affen ſtatt eines Menſchen über die Wellen tragen. Eine Phraſeologie läßt ſich auswendig lernen, und wenn man einem Schüler aufgiebt, über eine Materie, die er faſſen kan, lateiniſch zu ſchreiben: ſo wird er die auswendig gelernten Phraſes gewis anbringen. Ein kleines Fieber dabei, ſo iſt ein Poete fertig, und ſolche phyſiſchen, oder, wenn Sie lieber wollen, mechaniſchen Poeten giebt es. Wenn ich Ihnen nun wieder ſchreibe, ſo iſt es etwas von der unſichtbaren Welt: aber erſchrecken Sie nicht, und erlauben mir, daß ich mich Ihnen empfehle.

* * *

H. den 10 Octobr. 1767.

Was mein Freund und ich, da ich noch zu W. war, von unſichtbaren Dingen mit einander ſprachen, war viel und wichtig; aber alles kan ich Ihnen nicht ſchreiben. Bei der Milchſtraſſe hielten wir uns gewis nicht auf, ganz unbeſorgt, ob dieſes der Siz der Seeligen ſey? Es kam uns aber gar nicht unwahrſcheinlich vor, daß nach unſerm Tode unſere Seelen eine Zeit

lang in einer gewiſſen Betäubung verharreten, während derſelben der Uebergang unſerer Seele in den neuen Zuſtand ſich vorbereitete, und daß dieſer neue Zuſtand noch nicht die vollkommene Seeligkeit ſeyn mögte. Wir vermuteten vielleicht ſicherer, als ſo viele Andere in anderen Fällen, die hieher gehören, mit ſiegender Gewisheit zu ſchlieſſen glauben; wir vermuteten einen Zuſtand, welcher nicht ſo ganz und gar von dem gegenwärtigen unterſchieden ſeyn mögte, wenn man nur ſich bei einer Vorſtellung deſſelben grober Begriffe zu enthalten wiſſe. Manche Fabeln (alles in vernünftigem Sinne genommen) könten dorten wahr werden, und ein Elyſium uns von der Erde und dem Himmel gleich ſcheiden. So plözlich würden wir doch nicht reine Geiſter, und es kame uns lächerlich vor, daß eine dumme Seele, wenn ſie von dem Leibe abgeſchieden, ſich ſogleich in dem Beſize der tiefſinnigſten Wiſſenſchaften ſehen ſolte. So bald die Seele von ihrer Betäubung erwachet, wird ſie ſich kaum beſinnen, daß es vorher mit ihr eine ſo misliche Bewandnis gehabt habe, und ſie wird noch glauben, in dieſer Welt zu ſeyn. Jene Betäubung, in welcher ſie ſich unmittelbar nach dem Tode befindet, kan ihr ſo wenig ſchaden, als wenig eine Ohnmacht in dieſem Leben ihre Fortdäuer hemmet. So gar Ertrunkene werden wieder auferwecket, und was beweiſet dieſes anders, als daß unſere Seele ein vom Körper unterſchiedenes Weſen ſey, das nach dem Tode glüklich fortdauren könne. Wäre der Fall dieſer, daß ein wiederlebendig gewordener Ertrunkener ſich ſeines vorigen Zuſtandes gar nicht mehr erinnerte: ſo könte man daraus ſchlieſſen, daß der Körper ſelbſt das denkende Weſen ſey. Allein, da man ſich ſeiner vorherigen Zuſtände vollkommen wieder erinnert: ſo muß etwas vom Körper unterſchiedenes vorhanden ſeyn, welches indeſſen fortgedacht hat: da die Lebensbewegungen aufgehöret hatten. Laß ſich aber Fälle uns hier entgegen ſtellen, wo der gänzliche Verluſt des Gedächtniſſes für die den-

lende Kraft des Körpers zu entscheiden scheinet, thut gar nichts zur Sache, indem ein einziger Fall, wo das Gedächtnis sich erhalten hat, für die Seele rechtskräftig entscheidet. Denn dieser Fall wäre, ohne eine vom Körper unterschiedene Seele, welche in solchen critischen Umständen den Faden ihrer Gedanken nicht verlohren, gar nicht möglich, wohingegen der Fall, wo die würklich fortdenkende Seele verhindert wird, in Gemeinschaft mit ihrem Körper zu würken, eben so möglich, und leicht erklärbar ist, als die Erfahrung es täglich beweisset, daß uns Dinge von zwanzig Jahren her, die wir gänzlich vergessen zu haben scheinen, und aller Mühe ungeachtet in unserm Gedächtnisse nicht wieder finden können, zu einer andern Zeit wieder einfallen. Hält nun die Seele in diesem Falle den Faden ihrer Gedanken noch immer fest: so kan man auch nicht sagen, daß sie ihn in dem andern Fall verlohren habe. Genug, daß sie in jedem dieser Fälle ihr Gedächtnis ganz und gar und unwiederbringlich verlieren müßte, wenn die Rede von einem denkenden Körper wäre. Ein Officier will um drei Uhr verreissen, und alles ist dazu in Bereitschaft. Aber um zwei Uhr befällt ihn eine Ohnmacht, und es schlägt drei Uhr, da er aus solcher erwachet. Dieses ist die Stunde, sagt er, um die ich habe verreissen wollen. Lassen Sie nun Ihre Uhr, wenn der Zeiger auf zwei stehet, ablauffen, und ziehen Sie solche um drei Uhr wieder auf: so wird sie zwar wieder gehen; aber der Zeiger steht darum nicht auf drei. Das weitere überlasse ich Ihrem Nachdenken. Unser erster Zustand nach dem Tode wird freilich noch viel ähnliches mit unserm gegenwärtigen haben, wenn sich nicht ganz besondere Veränderungen mit uns eräugnen solten. Der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge bleibet uns hier ein Räthsel, und wie wenig ergründen wir in der Natur? Wie mangelhaft ist unsere Känntnis der Geschichte? Wie viel ist in der Moral noch unentdektes, und, alles was Sie thun, machen Sie nur

seinen abgeschiedenen Geist so gleich zu einem grossen Metaphysicker. Milton zeiget sich am größten, wo er seinen Engeln grosse und wichtige Geschäfte aufträgt, und sie nicht blos den ganzen Tag auf der Harfe spielen läßet. Er zeiget sich da groß, so sehr er auch getadelt worden, wo er die gefallenen Geister in der Hölle über das Schikſal und die Freiheit des Willens philosophiren läßt, und ich werde nie aufhören, die philosophischen Schönheiten seines Gedichtes zu bewundern. Aber haben reine Geister auch Leidenschaften? Haften die Leidenschaften an unserer Seele, oder an unserm Körper? Pope theilet jedem Menschen seine Leidenschaften zu, und macht sie zu den Triebfedern solcher Handlungen, die auf das Ganze zielen. Es ist dieses eine alte Meinung, und eine Dichterin aus dem XVI. Jahrhundert, die Olympia Fulvia Morata faßt alles in folgenden Versen zusammen:

Nunquam eadem cunctos mouit traxitue voluptas,
Mens eadem cunctis a ioue nulla datur.
Castor equûm domitor, Pollux pugil optimus, ouo
Cum tamen ex vno natus vterque foret.
Sic ego formina nata tamen muliebria liqui,
Staminaque & radios penſaque cum calathis.
Et placuere mihi Musarum florida prata,
Parnassusque biceps, lactificique chori.
Matronas alias rapiat sua quamque voluptas:
Haec mihi gloria sunt, haec mihi laetitia.

Wie gefällt Ihnen diese Stelle? So gar sonderlich nicht, werden Sie sagen, und Pope hat wohl etwas mehr gesagt. Ich glaube es auch; aber fügen Sie noch folgendes hinzu: Quaeri a nonnullis solet - quid causae sit, cur, cum vna sit animorum nostrorum origo ac natura, qua sapimus, atque *ad hanc humanitatem* informamus, tanta existat in humano genere mo-

rum studiorumque varietas -- Hujus rei alii alias et causas & rationes afferunt; nam sunt qui astris adscribunt, sunt qui fato ad hoc vel illud impelli, alii *magnitudine quadam ingenii occultiores* etiam & *abstrusiores* rationes venantur. Sie ersehen hieraus, daß zu allen Zeiten Menschen gewesen sind, die gedacht haben, aber daß die tiefsinnigsten Philosophen allemal den Kürzern ziehen werden, weis ich gewis. Wer dem Pöbel gefallen will, muß die wahre und tieffe Metaphisik verschwören, die Wörter nach seiner Convenienz brauchen, oder solche Dinge als Ursachen angeben, welche blenden, und die der Pöbel mit Augen sehen kan, wie die Sterne. Ein höherer Verstand hat nur einen Menschen in seiner grösseren Vorstellung; aber dieser zusammengesezte Mensch kan nicht anders, als Millionen einzelnen Menschen, würklich werden. Sezte man alle Menschen zusammen, und machte aus allen nur einen: so würde in unserm Verstande ein wunderliches Thier herauskommen; aber in einem höherem Verstande verschwinden diese Widersprüche, und alles ist gleich, ist übereinstimmig, nur daß der allgemeine Mensch nicht anders, als in ünzähligen einzelnen würklich seyn kan. Es bleiben aber noch eine Menge Fragen übrig, und Sie verlangen doch von diesem Briefe keine vollständige Methaphysik? Unter dieser Bedingung leben Sie wohl!

* * *

H. den 20. Octobr. 1767.

Es ist aus keiner andern Ursache geschehen, warum ich Ihnen, mistrauischer Freund! das lezte von dem Ueberbleibsel meines Socrates noch nicht zugesendet habe, als weil ich solches unter meinen Handschriften nicht so gleich finden konte. Cri-

von hält die Hand des Gefangenwärters, welcher den Giftbecher bringt, und ſpricht.

O, Stygiſches Gewächs! O, Acherontiſch Kraut!
Welch Dämon hat dich hier unglüklich nachgebaut!
Cicute, ſey verwünſcht! Wer dir den Saft gegeben,
Läßt keinen Weiſen mehr auf dieſer Erde leben.

Socrates tritt mit ſanften Lächeln hinzu, nimmt den Becher in ſeine Hand, beſiehet ihn, und ſagt:

Dich vollen Becher ſieht mein Criton zornig an.
Freund, Aesculap verdient zum Opfer einen Hahn;
Er iſt es, welcher uns der Pflanze Kraft gelehret,
Die uns zu Geiſtern macht, wenn ſie den Leib zerſtöhret.

Hierauf trinket Socrat nach und nach, und redet, indem er ein Zeichen ſeinen Freunden giebt, daß ſie ihn durch ihr Weinen nicht ſtöhren ſollen:

Gift, Räthſel der Natur! Du Körper ohne Geiſt,
Doch einem Thiere gleich, das wütend uns zerreißt!
Du, Pflanze, tödteſt mich - - Schon ſchäumen meine Säfte - -
Ein Arzt entdekt vielleicht in dir einſt Heilungskräfte;
In einem Topfe wird, und wird vielleicht noch heut,
Das Leben und der Tod, für Tauſende bereit.
Wie ungegreiflich ſind uns hier der Dinge Weſen!
Im Buche der Natur wird heut Socrat noch leſen.

Seine Freunde fangen wieder an, zu weinen; aber Socrates:

Vergeſſet ihr ſo leicht, was ich euch eingeflößt?
Ihr Freunde weint - - warum? Socrat wird heut erlöſt?

Hier schweigt er still, und gehet auf und ab. Nun seßet er sich, und spricht:

Ich fühle meinen Leib, bestürmt von Todeswettern;
Bald wird mein Eingeweid ein innrer Bliz zerschmettern.
Und löscht zugleich die Glut, die ich getrunken hab.

Hier verweilet er, und siehet seine Freunde lächelnd an, fähret denn fort:

Wie eine Feder fällt ein ganzer Fels nun ab,
Der unabwälzlich schien auf meiner Brust zu liegen.

Hierauf wird er tiefsinnig, und wendet sich wieder zu seinen Freunden:

Zu euch, ihr Freunde, ist nun keine Wiederkehr!
Doch das ist nicht Socrat, was ihr erstarren sehet,
Das ist ein Erdenklos unthätig, träg und schwer,
Sein Geist ist es, der bald ein unermeßlich Meer,
So wie ein Zephyr leicht, so sanft, wie er, durchwehet,
Den Abgrund unter sich, auf hohlen Wellen gehet,
Dann durch den Aether fliegt zum lezten Sonnenheer:
Mein Geist ist der Socrat, den ihr so laut beweinet,
Und dessen Schikſal euch ein grausam Schikſal scheinet.

Hier ist noch etwas darzwischen, und darauf sagt Socrat:

Seht meine Tochter an, und mässiget das Sehnen
Der schwachen, zärtlichen, untröstbaren Cironen.

Auch hier iſt noch etwas, das folget, und alsdenn treten einige Freunde vor das Bette, und ſagen weinend:

Ach, Lehrer, noch ein Wort! Du haſt ſo lang gelebet,
Und auf dem ſteilſten Pfad der Weisheit nachgeſtrebet;
Lehr uns dein Höchſtes noch. * * (Socrat) Hätt ich auch tauſend Jahr,
Mein Wiſſen wäre noch, wie es im Anfang war;
Die Weisheit läßt ſich nicht, wie Gold durch Zeit erwerben:
Ich weiß, daß ich nichts weiß, und weiß genug zum Sterben.

Ein mehreres erwarten Sie jezt von mir nicht, und erlauben mir auch, auf den übrigen Inhalt Ihres Schreibens ein anderes mahl zu antworten. Werden Sie kein Martyrer, und leben, ſo lange Sie können, und immer wohl.

* * *

H. den 10. Nov. 1767.

Ich antworte Ihnen ſpät, aber Sie wiſſen ja, daß ich keinen Ueberfluß an Zeit habe. Sie fragen mich, ob ich unter der gedrungenen Schreibart auch die beſtürzende mit begriffen hätte? Ich glaube, Sie ſcherzen: denn ich kenne keine beſtürzende Schreibart, aber das weiß ich, daß manche Schriftſteller ſelbſt den Gelehrten in kurzer Zeit kaum mehr verſtändlich ſeyn werden, und wenn Sie dieſes die beſtürzende Schreibart nennen, wo der Schriftſteller in jeder Zeile vom Himmel fällt, ganz gewöhnliche bekannte Dinge auf eine räthſelhafte Art uns verſaget,

sonderbare Ausdrücke wählet, und Phrases, welche, als wenn sie electrisch wären, lauter Funken erkünstelten Witzes von sich sprühen; wenn dieses die bestürzende Schreibart heissen soll, habe ich sie freilich unter der gedrungenen nicht mit begriffen. Sie wollen meine Meinung von unsern modernen classischen Schriftstellern wissen; aber das Wort: Classisch, hat seine alte Bedeutung verlohren, und die neue habe ich noch nicht gründlich erfahren können. Ich glaube aber, daß wir einige Schriftsteller haben, deren wir uns gewis rühmen können. Haben Sie den teutschen Phädon gelesen? Aber ich muß eilen, meine Schuld vollends abzutragen: Denn das wird doch noch übrig seyn, worauf ich Ihnen Antwort schuldig bin, ob nemlich das Trauerspiel eine ungleiche Versart dulde? Und warum nicht? Die ungleiche oder auch vermischte Versart, wie Sie wollen, ist die eigentliche, welche sich für ein erhabenes Gedichte schicket, wo nicht blos erzählet wird, sondern die Personen würklich auf der Bühne nach den verschiedenen, die Unterredung lenkenden Anlässen, Umständen, und mitten im Reden entstehenden Gemütsbewegungen mit einander sprechen, oder wo ein Dichter mit sich alleine spricht. Man kennet die Versart der Ode, und es ist gar nicht abzusehen, warum solche sich nicht bei der Tragödie am rechten Orte, und also freilich nicht durchgehends, anbringen lassen solte, da beiden der prächtige Ausdruk, sermo ille grandiloquus, gemein ist. Wo nun die Natur der Sache, oder die Umstände erfordern, daß sermone pedestri geredet werde, da ist es ein anders; doch schicket sich die recitativische Versart zu allen Gesprächen gleich gut, und kan sich allmälig in die Versart der Ode, und wieder in die gewöhnliche verändern. Aus einem Trauerspiele würde deswegen auch noch lange kein Oper werden, wenn eine oder andere Person ihren Schmerz singend ausdrüken solte. Es geschiehet dieses im gemeinen Leben täglich, wo Betrübte eine Erleichterung darinn finden, ihren Schmerz zu besin-

gen, oder ein Lied zu singen, das auf ihren Zustand paſſet.

Et même en déplorant son destin rigoureux,
Dans le sein de sa Muse un Poëte est heureux.

Ich weiß mich auch in diesem Augenblicke nicht zu besinnen, daß ein Kunstrichter eine also abwechselnde Versart aus dem Trauerspiele so schlechterdings verbannet hätte. Es kömmt überdieſes alles auf die Begeisterung des Dichters an, welche ihre Massen hat, und nach Verschiedenheit der Fälle und Gegenstände ihre Unterschiede leidet. Diese Begeisterung bestimmet zugleich die Versart, und ist oft der Ursprung einer neuen:

Archilochum proprio rabies armauit iambo.

Und so ist es auch mit dem Moses und David, nur daß ihre Begeisterung von höherer Art war. Jener besunge den Durchgang durch das rothe Meer in göttlichen Hexametern, und die Vergleichung des Davids mit dem Pindar und Horaz ist schon sehr alt. Denique quid Psalterio canorius? Quod in morem nostri Flacci & graeci Pindari nunc iambo currit, nunc alcaico personat, nunc sapphico tumet, nunc semipede ingreditur. Hier, von genug; ich eile, das lezte zu beantworten. Sie haben sich, mit allergütigster Erlaubnis, von Andern verleiten lassen, den guten Voltaire zu beschuldigen; daß er in unaufhörliche Wiederholungen falle, und sich selber ausschreibe. Wiederholungen sind oft unvermeidlich, und sind auch den alten römischen Dichtern nicht ungewöhnlich gewesen, heissen auch, als Fehler betrachtet, oft so viel als nichts. So sagt z. B. Ovid an einem Orte: *Est Deus in nobis*; agitante calescimus illo, und an einem andern: *Est Deus in nobis*, sunt & commercia coeli. Hat diese Wiederholung etwas zu bedeuten? Die Franzosen sind sich auch überhaupt in Wendungen

gen

gen alſo gleich, daß man faſt ſagen mögte, wenn man einen geleſen, habe man ſie alle geleſen. Die teutſche Sprache hat hier einen wahren Vorzug, und ein Teutſcher iſt glüklicher, mehrere Veränderungen anbringen zu können. Daſſelbe Sújet (und Sie ſehen, daß ich mich auch fremder Wörter bedienen kan); daſſelbe Sújet läßt ſich unzähligemal variiren, und bleibet doch daſſelbe; aber Unwiſſende ſehen die Variationen deſſelben Sújets als Wiederholungen, oder Aufwärmungen an, wie ſich einige, vielleicht artiger, ausdrücken. Pope ſagt an vielen Orten immer faſt das nemliche, aber glüklich variiret. Zum Beweiſe kan dienen:

Dans l'homme tel qu'il eſt, ce qui paroit un mal,
Eſt la ſource d'un bien dans l'ordre général.

Dieſes nemliche lautet, wie folget, alſo anders:

Rougis donc, o Mortel, de ta préſomtion,
Et ne nomme plus l'ordre une imperfection.
Ce qui paroit un mal à notre foible vuë,
Eſt de notre bonheur une ſource inconnuë.

Noch weiter:

Dans les biens & les maux, que le Ciel nous diſpenſe.
Reconnois ſa bonté, ſa juſte Providence
Nos vices, nos défauts, l'orgueil, la vanité,
Tournent ſouvent au bien de la Societé.

Wieder:

D'*un deſordre apparent vint un ordre réel,*
Tel eſt de l'Univers l'harmonieux accord.
- - - - - -
Sans pouvoir ſe ſouſtraire à ſes preſſantes Loix,
Homme, Anges, Animaux, Maitres, Eſclaves, Rois,

Courent au même but d'une viteſſe égale,
Et ſervent de concert à la fin générale.

Und endlich:

De l'être ſouverain l'éternelle ſageſſe,
Pour tous également agit & s'intereſſe,
Et de ſes dons divers le partage inégal,
Devient le fondement du bonheur général.

Es ſind dieſer Stellen noch weit mehrere, und in dieſem nemlichen Falle befunden ſich Milton, Voltaire und viele andere. Alle ſolche Tadel können diejenige nicht treffen, welche Beweiſſe gegeben haben, daß ſie natürlich reich an Gedanken, und ihrer Sprache mächtig ſind. Was ein anderer, der vor Ihnen war, gedacht hat, haben ſie auch denken können. Eine glükliche Nachahmung der Alten iſt kein Fehler; ſondern eine wahre Schönheit, wenn man die Sache auf der Seite der Gelehrſamkeit anſiehet, die am rechten Orte wohl angebracht werden. Ein Dichter darf ja nicht citiren, wie ein Schriftſteller in Proſe, und ihm bleibet alſo nichts übrig, als durch glükliche Nachahmungen zu zeigen, daß er den Geiſt der Alten kenne. Das Unrecht, welches dem Milton geſchehen, iſt Ihnen bekannt; ob aber Voltaire den groſſen Corneille nicht etwas zweideutig vertheidiget habe, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen doch noch nicht zu ſchreiben habe; aber für jezt iſt dieſes genug. Sie wollen Oden leſen? Leſen Sie die Rammlerianen, vergeſſen aber nicht, den Drollinger noch einmal zu leſen. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 20. Nov. 1767.

Sie haben recht, daß die Poeſie und Proſe dem Urſprunge oder der Zeit nach von einander nicht unterſchieden ſeyen. Der

Ausdruk der Leidenschaften war Poesie; Die erste Erzählung einer Begebenheit war Prose. Aber Poesie und Prose unterschieden sich zu einer gewissen Zeit deutlicher und bestimmter. Sie glauben, das Lateinische sey bei den Römern zugleich die gemeine, und die gelehrte Sprache gewesen. In gewissem Sinne hat es seine Richtigkeit. Aber Cicero sagt auch: Vides eloeutionem *emendatam* latinam, cujus penes quos laus adhuc fuit, non fuit rationis, aut scientiae, sed quasi bonae consuetudinis. - - T. Flaminium - pueri vidimus, existimabatur bene latine, sed litteras nesciebat. Von den Dichtern weiß es jederman, daß, mit Ausnahme der Hebräer, die andern ihren Unterhalt durch die Dichtkunst suchten, und vilem ob aircum sungen. Je mehr sie aber die Dichtkunst mit der Religion zu verbinden wußten, deste glüklicher waren sie. Es war aber auch eine Zeit, wo man die Dichter als lüderliche Leute betrachtete. Es war ihnen, als Begeisterten, erlaubet, das unsinnigste Zeug herzuschwätzen, exclusis sanis Helicone Poëtis. Was bleibet aber unsern Dichtern übrig, als für das Theater zu arbeiten, oder zu philosophiren? Denn ein Dichter von jener alten Art wird bei uns sein Glük gewis nicht machen, und ich rede hier von Gedichten, die sich für Leser von gewissem Alter schicken, und nicht sich auf die Jugend allein einschränken; also von ernsthaften Gedichten. Vom Theater will ich kein Wort sagen; wir sind nicht einig. Allein vom Heldengedichte haben Sie selbst geurtheilet, daß solches auf ein National-Interesse gegründet seyn müsse, und, wann Sie behaupten, daß andere Gedichte, die ein besonderes Glük machen sollen, von der Art seyn müssen, wie die Schriften, die man Pieçes du tems nennet: so gebe ich Ihnen nicht ganz unrecht; aber mit dem Bedinge, daß Sie mir auch recht geben, wenn ich schliesse. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 29. Decemb. 1767.

Es gehet mit unſerm Briefwechſel nicht nach Wunſche, und wir haben es den Umſtänden zuzuſchreiben, in welchen wir uns beiderſeits befinden. Dieſes Schreiben iſt das lezte, welches Sie in dieſem fliehenden Jahre von mir zu gewarten haben. Von den alten Dichtern redeten wir zulezt, wenn ich mich nicht irre, und ich glaubte, daß es mit unſern Dichtern eben die Bewandnis hätte, wie mit unſern Helden, welche auch nicht ganz mehr ſind,

Jene: Magnanimi Heroes, nati *melioribus annis.*

Wir können unſere Helden nicht mehr auf die Art beſingen, wie die alten Dichter die Ihrigen. Jene alten Dichter befunden ſich in einer ganz andern Lage, welche ganz andere Abſichten erforderte. Die Begeiſterung der älteſten Dichter ſtunde in einem gleichen Verhältniſſe mit ihrer Lebensart, und dem Geſchmacke ihrer Zeit, die nicht die unſerige iſt. Es können auch in den älteſten Zeiten die Menſchen auſſerordentlicher Weiſe begeiſtert geweſen ſeyn, und dieſes kan ſeine phyſiſchen Urſachen gehabt haben. Pindar mag würklich nicht allemal ganz geſcheut geweſen ſeyn, quod tamen falso humillimo reſpectu dictum ſit, und er kan deſſen ungeachtet als ein groſſer Dichter bewundert werden. Die Griechen, dieſe Natio comoeda, welche unſere artigen Franzoſen zu ſo glüklichen Nachfolgern hat, waren faſt alle begeiſtert.

La Gréce pour les arts fut du Ciel inſpirée.

Aus begeiſterten Dichtern wurden fanatiſche Mönche, und ſchwärmeriſche Kaiſer, und noch iſt den neuen Griechen etwas von der alten Inſpiration übrig geblieben. Aber warum dichten wir in Zeiten, die ſo ſehr von jenen begeiſterten Jahrhunder-

ten unterſchieden ſind? Was iſt unſer Endzwek? Um in gelehrten Zeitungen gelobet zu werden? Dieſes iſt der mitleidswürdige Zuſtand der meiſten jungen Dichter. Dieſes Lob verführet ſie, ſich nach dem Modengeſchmacke zu bilden, und ſie loben, um gelobet zu werden, und verachten wider beſſere Ueberzeugung, um nicht ſelbſt verachtet zu werden. Es ſolte ſich niemand unterſtehen, ein Dichter ſeyn zu wollen, als biß er in Wiſſenſchaften aller Gattung es einigermaſſen weit gebracht hätte, nemlich ungleich mehr, als ein Anfänger wüßte; denn bei einem guten Genie wird eben keine vollkommene Stärke in den Wiſſenſchaften erfordert, und ein groſſes Genie .. Aber, wie ſelten iſt es? kan auch für ſich beſtehen. Einige ſolcher Dichter ſind bloſſe Sammler der erhabenen Gedanken und Ausdrücke anderer Dichter, wie ich Ihnen ſchon einmal dieſes bemerket habe, und wenn ſie auch glüklicke Sammler ſind: ſo wird man doch, wenn man ſie näher kennen lernet, ſie ſo arm an Geiſte als an Wiſſenſchaft finden. Aber

D'autres, à la faveur de quelques chanſonnettes,
Paſſent pour Beaux Eſprits, & brentôt pour Poetes:
Le beau ſexe ſur eux forme ſes jugemens,
Et les voit comme amis, & ſouvent comme amans.

Andere Dichter ſinnen auf keinen Gegenſtand, ſondern erwarten denſelben, wie er ſich ihnen ſelber anbietet. Der groſſe Schauplaz dieſer Welt ſtehet für ſie allemal offen, und, ohne es zu wollen, müſſen ſie Anmerkungen machen, müſſen ſie philoſophiren, und wann ſie die Fälle ihres Lebens beſingen: ſo werden ſie auch edle Seelen allemal rühren. Dieſe Dichter wiſſen kein Wort davon, daß die Poeſie eine Kunſt ſey. Sie dichten wie ſie dazu kommen, ſetzen ſich aber niemals in dem Vorſatze hin, um zu dichten. Sie ſinnen, wie ich ſchon geſagt habe auf keinen Gegenſtand, und am wenigſten erwählen ſie einen, d.

der ihnen fremd ist. Unter einem solchen Gegenstande aber, der einem Dichter fremd ist, verstehe ich keinen, dem der Dichter nicht gewachsen ist; sondern einen Gegenstand, zu dessen Besingung der Dichter keinen Beruf hat, und worauf etwa nur ein ordentlich beruffener Hof- und Leib-Poete ein gegründetes Recht hat. Aber zu philosophiren brauchet niemand einen äussern Beruf; wohl aber einen inneren. Es lege sich also niemand auf die Dichtkunst, welcher nicht völlig überzeuget ist, daß er sich des Dichtens nicht enthalten könne, und also zu entschuldigen ist, wenn er daraus den Schluß ziehet, er sey ein gebohrner Dichter. Wem aber sein Gewissen saget, daß sein Trieb zu dichten nur einen Neid zum Grunde habe, der mache diesen Schluß nicht. Ich könte dieses mit Beispielen, und wahrhaften Anecdoten erläutern; allein davon mündlich.

Der Unterschied, welchen grosse Schriftsteller zwischen einem edlen und niederträchtigen Neide machen, ist der elende Behelf solcher neidender Schriftsteller. Die nicht einmal reimen konten, nahmen die Hülfe zur Prose. Auch die Prose kan sich in Poesie vermummen; nun sey Apoll dem Parnasse gnädig. Das Horazische: *et delectare*, ist sehr zweideutig. Wenn der Dichter blos dadurch vergnügen will, daß er gefährliche Leidenschaften reitze: so ist es mir gleichgültig, ob dieses die Horazische Meinung gewesen sey, oder nicht. Soll es aber so viel heissen, daß der Dichter sein Nützliches auf eine dem Ohre und Herzen angenehme Art vortragen solle: so bin ich einverstanden. Wer uns blos die Compendien-Moral in rauhen Versen vorträgt, mag dadurch verbinden, wen er will, Sie verbindet er gewis nicht. Ein grosses Verdienst bleibet der Dichtkunst beständig, daß nemlich erst durch sie die Sprache ihre Vollkommenheit erlanget. Aber dieses ist nur von der wahren fliessenden Dichtart vornemlich zu verstehen, ohne die geistreiche, wenn sie in ihren Schranken bleibet, auszuschliessen. Wird sie, um mich so auszudrücken, tran

ſcendent: ſo verdirbt ſie die Sprache. Nimmt ein ſolcher Geſchmak überhand: ſo iſt die Barbarei, die gemeiniglich mit dem übertriebenen Erhabnen anfängt, vor der Thüre. Alle Gedichte, die ein National-Intereſſe zum Augenmerke haben, können dem Staate ſo wohl nützen als ſchaden, und hieher gehören vornemlich die politiſchen Trauerſpiele. Ein jeder Menſch befindet ſich indeſſen in gar mancherlei Lagen, und ſuchet und findet Troſt in den Betrachtungen, die er über ſeine Umſtände anſtellet. Aber nicht alle ſind in der Uebung, ſich ſelbſt und ihren Zuſtand zu betrachten, und ſo, wie man manchen Frommen durch ein Gebätbuch zu Hülfe kommen muß: ſo thut auch ein Dichter, der in beſondern Umſtänden geweſen, und ſeine Muſe zu Hülfe geruffen, jenen Verlegnen gleiche Dienſte.

Ja, Freund, ein groſſer Geiſt empfindet
In einem wahren Gram den Lauf von einer Welt.
Der Beifall iſt auf nichts gegründet,
Den junger Dichter Scherz erhält.

Ich miskenne aber deswegen nicht das Verdienſt artiger Dichter, und es ſey ferne von mir, aus dem Parnaſſe ein Caſtrum Doloris zu machen. Aber alles hat Maſſe und Ziel, und wie Lateiner ſagen: ſunt certi denique fines. Bereiten Sie ſich auf das kommende Jahr, und leben Sie wohl!

Nachſchreiben.

Mein Schreiben hat geſtern die Poſt verfehlet, und heute bleibet mir einige Zeit übrig, die ich Ihnen von ganzem Herzen widme. Wenn uns Schwierigkeiten vorgeleget werden, die wir erſt überwinden müſſen, ehe eine Ode den Beifall erhalten kan, welchen die Kunſtrichter, als einen Preis, darauf ſetzen ſo kan freilich aus der Poeſie eine Kunſt gemacht werden. Ein

Hallerischer Geist würde ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben, wenn er um den Beifall des Herrn Professor Gottscheds hätte streiten sollen, und so übel würde wieder ein Gottschedischer Geist in Ansehung des Herrn von Haller daran gewesen seyn. Schliessen Sie nun weiter fort, ohne zu vergessen, daß ich die Verdienste des allemal berühmten Gottscheds jederzeit anerkannt, aber auch seine Fehler eingesehen habe, und noch ist dieses meine Gesinnung. Die Schwierigkeiten sind entweder natürliche, oder künstliche, die wir uns selbst machen, oder von andern uns gemacht werden. Die natürlichen überwindet die Begeisterung, und ein jeder beliebe nur ungezwungen, oder so, wie es seine natürliche Art ist, zu dichten, und ahme die Alten nur so weit nach, als es mit seiner eignen natürlichen Weise übereinkommet. Hier muß ich abbrechen, weil ich gestöhret werde; nur eines will ich noch bemerken. Voltaire sagt an einem Orte: Quiconque se borne à vaincre une difficulté pour le merite seul de la vaincre, est un fou. Lassen Sie sich indessen die hier beiliegenden wenigen Strophen nicht misfallen, die ich unter meinen Papieren jüngsthin gefunden. Ich weiß, daß Ihnen das Jahr 1759. noch in gutem Angedenken ist; ich aber schmeichle mir, etwas mehr, als eine blosse Zahl werth zu seyn, und also von Ihnen noch weniger vergessen zu werden. Leben Sie tausendmal wohl!

Vertrauen
auf die
Vorſehung.
1759.

Noch einmal ſoll mein Schiff die wilden Wellen ſchlagen,
Und noch einmal
Soll ich mich unter Stürme wagen,
Und Wolken nach den Wegen fragen,
Und Nächte ohne Stral?
Ach, noch einmal
Soll ich, die Ruhe zu gewinnen,
Noch einen ſchwerern Lauf beginnen?
Und welch ein Sturm warf mich in das Neptunſche Thal
Als ich ſchon ſanft im Hafen ſchliefe?

* * *

Schwimm hin, mein kleines Schiff, ſtech in die blaue Tieffe,
Und ſey denn noch einmal Orcanen ausgeſezt!
Die Vorſicht, welche mich zu Sorgen nur berieffe,
Hat mich ſo manchen Falls vor andern werth geſchäzt.
Es führe dich der Mut, der dich ſchon mehr begleitet
Auf deines Laufſes neuer Bahn;
Der Stern, der Orlogſchiffe leitet,
Stralt auch dem Kahn.
Dort ragt die Hand hervor, die Himmelskugeln drehet,
Und Welten wiegt, und Meere hält,
In der das Schikſal jeder Muſchel ſtehet,
Die die Natur zu einem Boot gedrehet,
Die Hand, in welcher einer Flottenwelt
Nicht ſchwerer wiegend Schikſal ſtehet

* * *

H. den 2 Jenner 1768.

So haben wir denn dieſes Jahr auch noch erlebet! Es wird vielleicht eines der merkwürdigſten meines Lebens ſeyn. Ich überdenke eine lange Reihe von erlebten Begebenheiten, und ihre wunderſame Verknüpfung mit einander. Ein ganzer Zuſammenhang von Dingen beweiſſet es mir, daß wir, unwiſſend, was wir thun, für andere mehr, als für uns thun; dieſe andere wieder mehr für uns, als für ſich. Es iſt ganz ungegründet, als ob die Menſchen alle aus einem gewiſſen Eigennutze handelten, und die Selbſtliebe natürlich ſey; Nein: Die Uneigennützigen dürfen nicht befürchten, als wenn ſie unwiſſend von einem geheimen Eigennutze geleitet würden, und die Eigennützigen werden von der Natur gezwungen, wider ihren Willen uneigennützig zu handeln. Die Natur hat alſo keinem Menſchen einen Eigennuz, oder, wenn man lieber will, eine Selbſtliebe eingepflanzet, um nemlich ihre moraliſchen Operationen darauf zu gründen; aber anders verhält es ſich mit der Ordnung in dem Phyſiſchen, wo wir freilich uns von den Schmerzen nicht zweimal warnen laſſen, und niemand an den Ofen gehet, ſich für einen andern zu wärmen. Niemand kan freilich für Andere ſorgen, ohne zugleich für ſich ſelbſt zu ſorgen; aber dieſe Sorge für ſich ſelbſt iſt alsdenn eine Sorge für Andere, weil ohne unſere Selbſterhaltung es unmöglich wäre, die Pflichten gegen Andere zu erfüllen. Die meiſten Menſchen handeln wider ihre eigne Abſichten, weil der Zuſammenhang der Dinge ſie leitet, für Andere auch unwiſſend zu handeln. Sie erreichen ihre Abſichten nicht, damit Andere die Ihrigen erreichen. Andere erreichen ihre Abſichten nicht, damit Jene die ihrigen erreichen. Keine erreichen oft ihre Abſichten, damit für dieſen oder jenen etwas Unverhofftes aus dieſem Contraſte entſpringe. Ohne Einmiſchung der phyſiſchen Begebenheiten finden wir hier, was

wir Glük und Ungefähr nennen. Die phyſiſchen Begebenheiten an ſich gehören zum Schikſal. Allemal arbeiten wir für das ganze menſchliche Geſchlechte, theils wiſſend, theils unwiſſend, und die Pflichten gegen uns ſelbſt bedürfen alſo einer ſtarken Einſchränkung. Die Moral kan aus einem verſchiedenen Geſichtspuncte betrachtet werden; alle Tugend aber muß ſich auf eine vollkommene Uneigennützigkeit gründen. Was hier zu unterſcheiden iſt, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen; ich erzähle nur die Geſchichte meiner Gedanken, und dieſes waren meine erſten Gedanken. Ich ſchloſſe mich wieder in meinen eignen Cirkel ein, verknüpfte die mich am nächſten angehenden Begebenheiten mit einander, und wurde überzeuget, daß alles ſo erfolgen müſſen, wie es geſchehen. Unſere erhabene Religion verſpricht uns ein künftiges Leben, und die Vernunft gibt ihr Beifall. Die Beziehung des gegenwärtigen Zuſammenhanges der Dinge auf einen unſichtbaren, der uns nach dem Tode ſichtbar werden wird, iſt faſt fühlbar. Ein Blik in unſer Innerſtes überzeuget uns, daß dieſes, was in uns denket, vom Körper unterſchieden ſey, für ſich beſtehe, Zwek für ſich ſey. Hier aber ſind wir, und die Erfahrung lehret es einen jeden, der ohne Vorurtheil darauf merket, nur Mittel, und nicht Zwek; oder mehr Mittel als Zwek. Der Grund hiervon iſt in der Verbindung unſeres Geiſtes mit einem Körper zu ſuchen. Da wir nun hier nicht als Zwek für uns beſtehen können: ſo muß ſich der gegenwärtige Zuſammenhang der Dinge auf einen andern beziehen, wo wir als Zwek für uns beſtehen werden. Es iſt überhaupt widerſprechend, Zwek für ſich und zugleich ſterblich zu ſeyn. Als Sterbliche ſind wir alſo auf eine ſehr begreifliche Art nur Mittel; als Unſterbliche Zwek. Welch ein doppelter Zuſammenhang der Dinge ſtellte ſich hier vor meine Augen! Der eine gehet blos auf dieſe Welt: der andere verknüpfet ſich mit der unſichtbaren. Die Handlungen jeder Vorwelt, in wie ferne ſie hier in

ihren Folgen fortdauren, bezielen die nächste Nachwelt, welche wieder eine Vorwelt in Anſehung einer andern Nachwelt iſt. Und ſo verſtriche mir der Tag. Die Nacht brachte ich nicht weniger mit Denken zu, und ſo gar erwachte in mir ein ſanfter Trieb zu dichten. Werden Sie nicht böſe, wenn ich noch zweifle, ob ich Ihnen meine poetiſche Neujahrsgedanken mittheilen ſolle? Ich will wenigſtens auch erſt wiſſen, mit welchen Gedanken Sie das neue Jahr angetretten haben. Leben Sie auf dieſes ganze Jahr wohl!

* * *

H. den 10 Jenner 1768.

So haben Sie denn auch philoſophiret, und ich habe es auch nicht anders erwartet. Sie wiſſen, was ich vorlängſt von einem empfindenden Weſen behauptet, welches vom Geiſte eben ſo, wie von der an ſich todten Materie unterſchieden ſey. Dieſes empfindende Weſen iſt an ſich vergänglich, und, mit einem denkenden Weſen und Körper verbunden, entſtehet daraus nicht nur das eigentliche phyſiſche Leben: ſondern es können auch ſo mancherlei Bilder, die wir nicht wohl einem Geiſte an ſich oder allein zuſchreiben können, das Reſultat von dieſer Verbindung ſeyn. Wenn aber der Gottesgelehrte und Weltweiſe Cant mit andern Philoſophen von einem feineren Leibe redet, oder von einem inneren Leibe, welchen die Seele mit in die andere Welt nähme, und wovon unſer ſichtbare Leib nur als die äuſſere Rinde anzuſehen ſey: ſo weiß ich nicht, ob dieſe Philoſophen im Grunde eben ſo gedacht haben, wie ich. Ich behaupte wenigſtens, daß unſer Geiſt ohne alle Verbindung mit einer Materie denken könne; nur nicht die Art der Gedanken haben werde, welche jezt die unſrige iſt. Wenn man, ſagen Sie, den Zuſtand

der Seele nach dem Tode blos nach der Vernunft betrachtet: so wäre es höchst wahrscheinlich, daß uns, nach dem Tode nemlich, im Anfange die Gegenstände jener Welt als lauter Schattenbilder vorkommen müßten: wohingegen wir in der verlaßnen Welt nichts als Realitäten zu sehen glauben würden. Ich erinnere mich, daß Schwedenborg so gar aus der Erfahrung behaupten will, wir würden uns nach dem Tode nicht vorstellen können, daß wir würklich gestorben wären. Aber denken Sie denn nicht mehr daran, daß Plato ein gleiches behauptet habe? Sie lesen ihn, ich weiß es, und werden die rechte Stelle schon zu finden wissen. Die kürzeste lautet nach der lateinischen Uebersetzung: An non arbitramur hunc, & dubitabundum haerere, & credere ea, quae antea videbat, magis cum veritate conuenire, quam ea, quae nunc ipsi demonstrarentur? Sie brechen an einem Orte ab, wo Sie voraussehen konten, daß ich habe am begierigsten seyn müssen, Ihre eigentliche neue Meinung zu wissen; denn Ihre alten Meinungen sind mir bekannt. Was einem recht ist, ist dem andern billig, und ich breche also auch ab. Auf Ihre freundschaftliche Frage: ob nun endlich die neue Auflage meiner Gedichte zu Stande kommen werde? kan ich Ihnen nichts zuverlässiges melden. Mein Herr Verleger ist schon seit mehreren Jahren dazu bereit; aber es fehlet mir an Zeit, solche zu übersehen, zu verbessern, oder zu verschlimmern. Die Grabier sind wenigstens schon umgearbeitet; was ich aber mit meinem Versuch vom Menschen und den Lucretischen Gedanken machen werde, weiß ich würklich nicht. Die Welt ist schlimm, und diese Gedichte sind vielleicht nicht besser. Vergessen bin ich ohnedas, & bene vixit, qui bene latuit. Meine Neujahrsgedanken sollen Sie denn doch noch lesen, weil ich sie Ihnen versprochen habe. Lesen Sie solche vor dem Schlafengehen, und träumen da fort, wo ich abbreche. Träumen Sie wohl!

* * *

Die Neujahrs-Nacht 1768.

Nacht wars, und ich ſaß in Gedanken,
Und ſah der Sterne Stralenſpiel;
Den Schlummer ſah ich taumelnd wanken,
Und Mohn, das ihm vom Haupte fiel.

* * *

Vor meinem Fenſter ſchwirrten Eulen:
Der Wächter bließ; die Diele kracht.
Von Ferne hört ich Hunde heulen;
Sonſt war es eine ſtille Nacht.

* * *

Ein Jahr war im Begriff zu fliehen,
Ich ſah der leiſſen Anſtalt zu,
Die Augenblicke paarweis ziehen:
Die Erde lag in dumpfer Ruh.

* * *

Mit Hofnung, Gram und Wunſch beſchweret,
Gieng es nun ab, das Boot der Zeit,
Das dem Saturn vorüber fähret,
Und jenſeits iſt die Ewigkeit.

* * *

Hier, wo ich dunkel überdachte
Der armen Sterblichen Geſchik,
Und in den Schlüſſen, die ich machte,
Bald vorwärts gieng, und bald zurük,

* * *

Und mancher Trieb ſich in mir regte,
Gereitzet von der Phantaſei;
Hier, wo ich zweiflend überlegte,
Was doch das Ziel von allem ſey?

* * *

Hier wars, als ob in meinen Ohren
Sich eine Stimme hören ließ:
„ Es gehr kein Augenblik verlohren;
„ Unſterblichkeit iſt euch gewis!

* * *

„ Die Zeit dreht ſich mit tauſend Erden,
„ Und flieht dahin, wo ſie begonn:
„ Die Welt wird wieder Chaos werden,
„ Und Chaos wieder Welt und Sonn.

* * *

H. den 13 Jenner 1768.

Sie haben mein lezteres Schreiben zuverläſſig noch nicht erhalten, noch erhalten können. Ich hätte aber gewünſchet, daß Sie ſolches ſchon in Händen gehabt hätten, indem es Ihnen gewis Anlaß gegeben haben würde, Ihre ernſthafte Betrachtungen fortzuſetzen. Ich habe Ihnen indeſſen allerdings Dank zu ſagen, daß Sie mir die lächerliche Begebenheit mit die Franzoſe melden wollen, die ſich ſtellt, als wolle ſie in der Pureté de la Langue allemande unterrichtet ſeyn, und als wären unſere Druckereien une mi'ére, und Sie bietet ſich an, in eines groß Herrn Land eine Druckerei zu etablir. Geben Sie

ihm ein Grand Ecu, und laſſen ihn lauffen. Indeſſen bin ich derouté, und für heute nicht mehr im Stande, an etwas ernſthaftes zu denken. Glauben Sie aber ja nicht, als wäre ich aufgelegt zu ſcherzen, und die Höflichkeit, die Sie mir erweiſſen wollen, zu erwiedern. Ich bin nur unterbrochen in meinen ernſthaften Gedanken, übrigens nichts weniger, als aufgeräumet, und vielleicht verdrüßlich. Es kommt mir faſt ſo vor, als wenn Sie auch ſo viel aus der franzöſiſchen Sprache machten, wie andere. Wir müſſen erſt die alte franzöſiſche Sprache mit der alten teutſchen vergleichen: ſonſt können wir nicht urtheilen, welche Sprache an ſich ſelbſt, oder auch urſprünglich, einen Vorzug vor der andern habe. Sind die Herrn Franzoſen in der Verbeſſerung ihrer Sprache früher glüklich geweſen, als wir: was thut dieſes zur Sache? In der Geſtalt, die beide Sprachen jezt haben, gebe ich gerne zu, daß die Franzöſiſche ſich zu Hof-Complimenten und zärtlichen, aber auch flüchtigen Liebeserklärungen beſſer ſchicke, als die unſerige; aber das Ernſthafte, Majeſtätiſche und Körnigte drücket ſie gewis ſo gut nicht aus, wie die unſere, und wenn ſie ſich in der Engelländer und unſerem Wunderbaren nicht kennet: ſo mag dieſes vielleicht ſonſt ſeine Urſachen haben. Sie iſt deſto ſtärker, ſich in ganzen Bogen über ein bloſſes Nichts auszudehnen. Zur Dichtkunſt hat ſie ihre eigene abgemeſſene Wendungen, wo keine Variation faſt mehr möglich iſt, und aus welchen man leicht ein Würfelſpiel machen, und die ſchönſten Tiraden zuſammen würfeln könte. Ein neuer Lullius könte wohlfeil zur Unſterblichkeit gelangen, wenn er ihre Antitheſen in Claſſen brächte, und daraus ein Erfindungs-Glüks-Rad machte. Nehme ich den Corneille in ſo weit aus: ſo ſind die Helden in ihren Trauerſpielen allemal Franzoſen. Die Griechen und Römer haben ſich gewis nicht ſo complimentirt, und Oedip hat ſicher nicht geſagt:

Seigneur, & ſi Laïus eſt tombé ſous vos coups,
Sans doute avec honneur il expira ſous vous.

Ich führe dieſes nur als einen ihrer Sprache eingewebten Fehler an, da die unſerige von alten Zeiten her nichts von Complimenten gewußt hat. Ihre Sentimens ſind theils gezwungen, und die ihnen natürlich ſind, gleichen einem Silber, das zufälliger Weiſe die Farbe des Goldes von der Natur bekommen, aber nicht die Schwere. Es iſt nicht minder nicht zu läugnen, daß in unſerer Sprache ſehr wohllautende Verſe ohne Reim ſtatt finden, und dieſer Vortheil iſt nicht gering zu achten; aber ſelber der größte ihrer Dichter ſpricht dieſen Vortheil ſeiner Sprache ab. Wie würde folgendes lauten:

Où me cacher? Fuyons dans la Nuit infernale.
Mais que dis-je? Mon Père y tient l'Urne funeſte.
Le ſort, dit-on, l'a miſe en ſes ſévéres mains;
Minos juge aux Enfers tous les Rois des Mortels.

Ich ſpreche ſonſt dieſer Sprache ihre mir wohl bekannten Vollkommenheiten nicht ab, und ich kenne die gute Seite, auf welcher ich eine Nation auch anzuſehen weiß, die ihre groſſe Genies, ihre Helden, ihre rechtſchaffne Männer, ihre groſſen Gelehrten, zu jeder Zeit gehabt und noch hat; aber Nationalfehler ſind gewis vorhanden, wenn auch darunter einige wären, zu welchen wir nur zu kaltblütig ſeyen. Eine Pucelle d'Orleans könten wir uns ſonſt wohl noch anſchaffen, zumal in der Geſtalt, in welcher ſie uns V. vorgeführet hat. Dies ſey für diesmal genug. Leben Sie bei beſſerer Laune wohl!

* * *

H. den 20 Jenner 1768.

Nun kommt es heraus, daß Sie würklich für die französische Sprache so eingenommen sind, wie es mir mein getreuer Argwohn schon lange ganz leise in das Ohr gesaget hatte. Wo habe ich aber auch nur von weitem daran gedacht, dieser Sprache ihre Schönheit abzusprechen? Ein andermal ein mehreres hiervon, da der philosophische Inhalt Ihres küssenwerthen Schreibens mich weit mehr interessiret. Doch noch ein paar Worte erlaubet mir meine Ungedult. Sie sind mit mir einig, sagen Sie, daß die Poesie der Herrn Franzosen nur Prose sey, und der Reim das Poetische bei ihnen ausmache. Aber, zu geschwiegen, daß eine gereimte Prose, wenn sie nur an sich gut ist, dem Unsinn eines besessenen Poeten, so viel Neues, Unerwartetes und selbst Wahres höherer Art auch mit unterlauffen mögte, allemal insgemein vorzuziehen wäre: so ist es wahrhaftig nicht einerlei, wenn ein Dichter nur reimet, ohne auf die Harmonie zu sehen, und seine Prose, wenn man sie vom Reime absondert, als eine wahre leichte Prose da lieget, die ein jeder Schüler mit leichter Mühe in Reime bringen kan. Dieses ist gewis nicht der Fall der Französischen Dichter, und ihr Verdienst bestehet darinnen, daß sie sich in ihrer Begeisterung so weit von der Prose entfernen, als die Natur ihrer Sprache es ihnen erlaubet, alsdenn aber zurükkehren, der Prose sich wieder nähern, und mit einem Worte solche nur nachahmen. Der teutsche Dichter, welcher die fliessende Dichtart erwählet, ist in demselben Falle, nur daß ihm die Natur seiner Sprache ein weiteres Feld läßt. Wenn man ein wahres fliessendes Gedichte in Prose auflöset, und verlanget, daß diese Prose wieder versificiret werden solle: so wird ein Kenner die damit verknüpften grossen Schwierigkeiten bald einsehen, und mehrere von mehreren Dichtern angestellte Versuche werden es deutlich machen. Bedenket man aber,

wie viel zu einer guten Prose erfordert werde, und welche Schwierigkeiten auch hier zu überwinden seyen: so wird man ein Gedichte, das sich völlig in eine gute Prose auflösen liesse, und nichts poetisches, als Silbenmaß und Reim an sich hätte, nicht minder bewundern, und gestehen müssen, daß der Verfasser nimmermehr so schön in Prose geschrieben haben würde, wenn er vorher nicht gedichtet hätte. Was vorher Gedichte war, und jezt Prose ist, wird einem geübten Kenner sogleich das Gefühle sagen. Ein guter Schriftsteller muß eben so, als der Dichter auf die Harmonie sehen. Ich komme nun auf den philosophischen Inhalt ihres Schreibens. " O, wie eitel sind unsere Wünsche
„ nicht! die meisten haben nur die äussere Gestalt vernünftiger
„ Wünsche und sind im Innern so toll, wie des Alexanders
„ Wunsch, der die über uns schwebenden Welten bekriegen wolte.
Aber so haben Sie nicht geschrieben, sondern viel harmonischer also: " O, wie eitel sind nicht unsere Wünsche! Die meisten
„ haben von vernünftigen Wünschen nur die äussere Gestalt, und
„ sind nicht minder toll in ihrem Innern, als der Wunsch des
„ Alexanders, welcher die über uns schwebenden Welten bekrieg:n wolte. Man muß die Worte in der Prose freilich nicht so ordnen, daß völlige entschiedene Verse herauskommen, und am allerwenigsten dürfen es Reime seyn; aber dieses beweisset die Harmonie, welche die Prose duldet, wenn sie einer ungezwungenen Versification fähig ist, nur mit Ausschliessung des Reimes und andern Poetischen. Die erste Zeile: O, wie eitel sind nicht unsere Wünsche! ist an sich kein Vers, ob sie gleich zufälliger Weise von einem Dichter, als ein Vers, gebrauchet werden kan. Hätten Sie aber gesetzet: O, wie sind nicht unsere Wünsche so eitel: so würde es dem Poetischen ähnlicher gewesen seyn. Nun wollen wir Verse daraus machen:

O, wie eitel ſind nicht unſre Wünſche,
Und ſie haben von vernünftigen Wünſchen
Nur die äuſſere Geſtalt,
Und ſie ſind nicht minder toll im Innern,
Als der Wunſch des groſſen Alexanders,
Der die Welten, über uns erhaben,
Welte bekriegen!

Mich deucht wenigſtens, ich hätte hier nicht ganz unrecht. Was die Wahl der Wörter anlanget, die einen beſondern Wohllaut haben, und die Kunſt, ſie ſo zu ordnen, daß man dadurch zugleich die mit unterlauffende Härtigkeit unſerer Sprache, die nicht zu ändern iſt, mildere, hiervon werde ich Ihnen gewis nicht mehr ſagen können, als Sie ſchon wiſſen. Sie geben mir auch recht, wenn ich die Behutſamkeit empfehle, kein Wort des Wohlklanges halber durch Einmiſchung der Vocalen zu ſehr zu verlängern, indem die Kürze auch ein Wohllaut in männlichen Ohren iſt, und wo der Gebrauch ganz und gar widerſtrebet, kan z. B. Knechtſchaft nimmermehr wohllautender ſeyn, als Knechtſchaft, und ein Franzoſe nimmt mit einem Rebsweibe eben ſo vor Lieb, als mit einem Rebesweibe. Noth und Gefahr haben noch immer, wie neue Künſte, ſo ſonſt groſſe Thaten herfür gebracht. In einem gleichen Falle befindet ſich der Dichter, wann er groſſe, nur nicht kindiſche, nur nicht von Kunſtrichtern aus Neid erdachte Schwierigkeiten, zu erwinden hat. Es müſſen ſolche Schwierigkeiten ſeyn, von welchen man ſchon längſt aus gelehrter Erfahrung weiß, daß aus derſelben glüklicher Ueberwindung ein unvorhergeſehenes Schöne entſtehe.

De la contrainte rigoureuſe,
Où l'eſprit ſemble reſſerré,
Il reçoit cette force heureuſe,
Qui l'éleve au plus haut dégré.

Telle dans des canaux preſſée
Avec plus de force élancée
L'onde s'éleve dans les airs.
Et la régle qui ſemble auſtére
N'eſt qu'un art plus certain de plaire
Inſéparable des beaux vers.

Der Unterſchied iſt nur dieſer, daß den Franzoſen der Reim unentbehrlich iſt. Uns gehet es auch alſo in Abſicht auf die flieſſende Dichtart. Wie würde es lauten:

Phylax ein getreues Vieh,
Das für allen Schaden ſtund,
Und den Dieben, weil es bellte,
Alle Gittern eiſern machte.
Dieſes ſonſt ſo muntre Thier,
Ward einmal, ich weiß nicht wie,
An dem allerfrühſten Morgen
Zu dem allerkränkſten Hunde

Mich deucht, ich irre mich weniger, als Neuton in der Apocalypſe, wann ich behaupte, daß der Mangel des Reimes hier ein wahrer Mangel ſey. Und was hat Neuton hier zu thun, ſagen Sie, und die ganz unſchuldige Apocalypſe? Erlauben Sie mir, doch auch einmal modern zu ſeyn; es iſt ein Originalausdruck, und ehe Sie es ſich verſehen, bin ich ein claſſiſcher Schriftſteller. Aber würklich ſcheinen wir den Vorzug für den Herrn Franzoſen zu haben, daß, wie ihnen überhaupt der Reim unentbehrlich iſt, ſo uns derſelbe nur in der flieſſenden Dichtart unentbehrlich iſt; allein die geiſtreiche Dichtart ſcheinet ihn nicht nur leicht zu entbehren, ſondern ſogar durch Abſchaffung dieſes, obgleich alten und wohlverdienten Dieners, ein merkliches an Gedanken zu gewinnen. Eine Probe ſoll es deutlich machen:

„ Verzögerst du noch
„ Von Gott verheißner Seegen?
„ Ach, daß du doch den Himmel neigtest,
„ Und sänkest herab,
„ Wie auf den Frühling der Thau!
„ Die Erde lechzt, die Wüste dürstet,
„ Schatten des Todes bedecken das Land?
„ Und das Antliz der Gnade
„ Ist von den Sternen hinweggewandt:
„ Die Sterne sehn den Erdenkreis mit Schauer,
„ Dem sich der Schöpfer entzog.

Hier findet die Poesie der Franzosen ihre Grenzen, und sehen Sie nun selbst, wie einfältig dieses in Reimen lauten würde:

Verzögerst du uns noch, von Gott verheißner Seegen!
Ach, neigtest du zu uns den Himmel, und den Regen!
Ach wolltest du, als Thau, zu uns herunter sinken,
Wie ihn dein Frühling schmekt, ihn seine Blumen trinken!
Die Wüste dürstet, und die Erde lechzt .. Es decken
Das kaum gebaute Land des öden Todes Schrecken!
Das Antliz deiner Gnad und deine Vaterhand
Scheint von den Sternen selbst, o Gott! hinweggewandt,
Und ach, die Sterne sehn den Erdenkreis mit Schauer!
Da du dich ihm entziehst, liegt er in ew'ger Trauer!

Sie werden vergeblich erwarten, was ich Ihnen versprochen habe, daß ich nemlich auf den philosophischen Theil Ihres Schreibens antworten wolte. Ich habe mich vom Strome hinreissen lassen, und muß jezt sehen, wohin er mich führet. Gehen Sie mir nach, sehen Sie meinem Schiffbruche zu, denken Sie im Troknen an das: suave mari longo turbantibus aequora ventis, und leben Sie wohl!

* * *

H. den 25 Jenner 1768.

Ich habe jezt keine Zeit, Sie mit ernſthaften Sachen zu unterhalten. Ich werde Ihnen zwar nächſtens wieder ſchreiben; aber für das Künftige ſtehe ich für nichts, da Sie ja meine Geſchäfte wiſſen, die jezt bedeutender, als jemals ſind. Eine kleine Begebenheit iſt die Veranlaſſung gegenwärtiger Zeilen . . . .

. . . . . .

Nehmen Sie ſich in Acht und glauben mir, Sie werden angeführet. Ich freue mich, daß ich ſo von ungefähr dieſen Umſtand erfahren habe. Es bleibet ewig wahr, daß die Charactere mancher Menſchen ihren Geſichtszügen ſo deutlich eingedrücket ſeyen, daß man ſich nicht irren könne. Ich habe mich ſeit zwanzig Jahren auch hierinnen nicht geirret; aber es giebt zweideutige Phyſionomien, und bei ſolchen muß man im Urtheilen behutſam verfahren. Solche Menſchen ſcheinen von Natur zum Guten und Böſen gleich aufgeleget zu ſeyn. Erziehung und Umſtände ſetzen den Character ſolcher Menſchen nachmals feſt; laſſen ihn aber auch nicht ſelten unentſchieden. Solche Menſchen haben eine gute und böſe Seite. Glüklich iſt, wann der, welcher mit ihnen umgehen muß, ſie auf beiden Seiten kennet. Noch glüklicher, wer niemals mit ihnen etwas zu thun hat. Es kan ihnen unmöglich an Freunden fehlen, da ſie eine gute Seite haben. Noch übler iſt man mit dem ſchönen Geſchlechte in ernſthaften Fällen daran. La Plûpart des Femmes n'ont aucun caractère. Telle eſt brune, telle eſt blonde; c'eſt par là qu'on les diſtingue le mieux. Nur eine Anmerkung will ich noch machen . . . . Doch ich will keine machen. Leben Sie auf meine Geſundheit wohl!

* * *

H. den 27 Jenner 1768.

Ich bemeiſtere mich einer zweifelhaften Nebenſtunde, um Ihnen in der Eile zu melden, daß Cicero kein kleiner Geiſt war. Seine Topik ad Trepatium iſt freilich keine Art de penſer; aber was haben die Herrn Franzoſen geſcheuteres als er gedacht, ſeit ein Porterotalute ſie zu unterrichten die Eingebung gehabt? Sie halten an ihren Gedanken, und an ihrer Sprache, wie die Nachfolger des Cicero ſo lange an Gedanken und Sprachen künſtelten, bis endlich noch vor dem Verfalle des Römiſchen Reiches die liebe Barbarei würklich einfande, nur nicht noch ganz ſo tödtlich, nur noch mit einer Larve vor ihrem häſslichen Angeſichte. Schon Virgil und Horaz waren mit Bavien und Mevien geplagt; aber dieſe Leute wurden nicht öffentlich gelobet. So bald dieſes geſchiehet, iſt es ein böſes Zeichen. Es giebt Prophetten unter uns, die kein Geräuſche machen, ſondern manche Weiſſagung ſtill und unbekannt den Fenſterſcheiben anvertrauen: denn dieſe Art der Bekanntmachung ſeiner Gedanken wird jezt Mode.

Warum wird Bar ſo hoch erhoben?
Iſt es ein epidemiſch Leben?
Iſts ſein Verdienſt? Nein, warlich Nein!
Was mag denn wohl die Urſach ſeyn?
Man ſagt ---- Gott woll es gnädig wenden!
Ich proteſtir' mit beiden Händen!
Man ſagt, die Barbarei riß ein.

Die Herrn Franzoſen haben uns hier nichts vorzuwerfen. Ein Schriftſteller wird nichts bedeutender Urſachen wegen in die Baſtille geſezt, und ſo fort den Protocollen der Unſterblichkeit einregiſtrirt. Ueber die Künſteleien, womit ſie ihre Sprache

verderben, hat Voltaire ſchon lange geklaget. Aber um wieder auf den Cicero zu kommen; ſo hat es mich recht geärgert, als ich von ungefähr laſe, er ſey kein Philoſoph. Kein Philoſoph und ein N. ſeyn, ſchiene mir faſt einerlei, weil Alembert ſagt, ein jeder Schuſter habe ſeine Metaphyſik. Aber dieſes bei Seite geſezt, bleibt es gewis, daß viele um deswillen den Cicero aus der Zahl der Philoſophen ausſchlieſſen können, weil ſie keinen Unterſchied zwiſchen einem Univerſal- und Particular-Philoſophen zu machen für gut befunden. Ariſtoteles war ein Univerſal-Philoſophe; Plato war es ſchon nicht, aber ſtärker im Speculativiſchen. Cicero war es gewis noch weniger, aber ſtark im Moraliſchen, ſo weit es auf der gemeinen Erfahrung beruhet, und auf die würkliche Geſchichte gegründet iſt. Wo der Univerſal-Philoſoph einen erfüllten Raum ſiehet; da ſiehet der Particular-Philoſoph ein groſſes Leere, und wann er eine philoſophiſche Seereiſe nicht vermeiden kan, iſt der Scepticismus ſeine Magnetnadel. So gienge es dem Cicero, und ſo geht es Voltairen. Der leztere würde doch vor ſeinem Ende vielleicht noch zu bekehren ſeyn, wann man ihm nur den Terminum gnaue beweiſſen könte. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 4ten May 1768.

Sie melden mir, daß die Nachrichten, die ich Ihnen von dem Fortgange meiner Geſchäfte gegeben, die Hofnung bei Ihnen erneuerten, daß ich nun wieder die abgebrochene Materien fortſetzen würde. Es ſtehet zwar noch nicht ſo gut um mich; doch will ich heute einen Verſuch thun, wie weit ich komme. Was die wahre Urſache ſey, warum die franzöſiſche Sprache ein ſolches erſtaunliches Glücke gemacht habe, hierauf muß mit Unterſchied geantwortet werden. Ihrer Süſſigkeit iſt es nicht zu zuſchreiben,

weil es der Sprache Welſchlandes auch an keiner Annehmlichkeit fehlet, und ſogar das Ruſſiſche und Pohlniſche nichts weniger als rauh klinget. Wo hat ſie aber eigentlich ihr Glücke gemacht? In Engelland eben ſo ſonderlich nicht; in Spanien wäre es kein Wunder, ob es gleich aus bekannten Urſachen doch nicht an dem iſt. In Welſchland weiß man ſeine eigene Sprache zu ſchätzen. In Pohlen und Ungarn zieht man das Lateiniſche vor. In Rußland hatte bis zur Regierung der Kaiſerin Eliſabeth die teutſche Sprache die Oberhand gehabt. Aber in Teutſchland haben die franzöſiſchen Moden, und die franzöſiſche Sprache zu gleicher Zeit ihr Glücke gemacht. Jene Flüchtlinge haben ſie weiter ausgebreitet, und mit dem einreiſſenden Goût de frivolité iſt die franzöſiſche Lecture auch eingeriſſen, und hat die Oberhand über die teutſche bekommen. Aber ich kan deswegen die franzöſiſche Sprache noch lange nicht für eine gelehrte Sprache erkennen. Die Eigenſchaft einer gelehrten Sprache mag ſie in einem Sinne vollkommen haben: aber die engliſche und die teutſche Sprache, und ſelbſt die Ruſſiſche können dieſer Eigenſchaft nicht minder theilhaft ſeyn, wie noch mehrere Sprachen. Es kommt auf eine von dem Schikſal ſelbſt entſchiedene Dauer von Nachwelt zu Nachwelt an, und dieſe kan man keiner lebendigen Sprache verſichern. Das Franzöſiſche und Teutſche gehet vielleicht einmal verlohren, wie das Palmyreniſche, und in Teutſchland und Frankreich wird vielleicht einmal Ruſſiſch geſprochen. Wir beide erleben dieſe Zeit zwar gewis nicht; ich habe mir aber doch aus Fürſorge die Ruſſiſche Ueberſetzung des Polydori Vergilii angeſchaffet. Unter Ludwig *XIV.* dachte man in Frankreich nicht daran, daß die zärtliche Sprache einer ſo geſelligen Nation das verdiente Glücke machen werde, die Herrſchaft ihrer Grammaire über die Grenzen zu erſtrecken, und de Thou und Grammond kannten keine andere gelehrte Sprache, als die Lateiniſche. Lezterer entſchuldiget ſich alſo gegen Ludwig *XIV:* Aetate, qua

vimus, res gallicae Europae historiam faciunt, quam orbi daturus aeternam [und jezt lieſt ihn niemand mehr] *latine* scripsi; neque enim mutationi obnoxia ista lingua, quales nationum vernaculae passim omnes; Gallorum arma ultra Pyrenaeos et Alpes triumphant, lingua ignoratur; nullibi peregrina est antiqua Roma. Hiermit mag es für diesmal genug seyn. Vale!

Nachschreiben.

Genug? Nein; ich mögte den Faden meiner Gedanken verlieren, und wann es möglich iſt, will ich Sie einmal auf dieſen Poſttag ſatt machen. Unſere Reiſen nach Frankreich haben uns ganz in Franzoſen verwandelt. Unſere Weiſen und Patrioten führten ſchon in den erſten Jahren des vorigen Jahrhunderts die bitterſten Klagen darüber, und alles Unglük, das uns drücket, iſt würklich nicht weiter herzuholen. Hier will ich aber für dieſesmal abbrechen, und nur mit wenigem unterſuchen, warum unſere teutſche Gelehrte das Glücke nicht machen, welches den Franzoſen ſo wenig koſtet? Unſere Sprache iſt nicht ſchuld daran; ſondern zweien Urſachen ſchreibe ich es zu. Die erſte macht uns, bis auf einen gewiſſen Zeitpunct, Ehre, nemlich, wir ſuchen nicht, durch nichtswürdige Kleinigkeiten zu gefallen. Der franzöſiſchen Nation darf man nichts ernſthaftes anbieten, ohne vorher ein groſſes Entſchuldigungs Compliment zu machen. Der Abbé du Resnel hat ſich in dieſem Falle befunden, wie ich vielleicht ſchon einmal bemerket habe. Er ſagt: Nos Auteurs n'oſeroient presqu'avouer qu'ils ſe propoſent d'être utiles, et ſe croient obligés de faire *ſerieuſement* des excuſes au Publie, lorſqu'ils travaillent à l'inſtruire. In einer gelehrten Zeitung laſe ich im vorigen Jahre, daß ein gelehrter Franzoſe, deſſen Namen ich vergeſſen habe, des Gravinae Origines Juris civilis ſchon länge in das Franzöſiſche überſetzet gehabt, aber wegen des verderbten Geſchma-

ckes seiner Nation sich damit herfürzutreten nicht getrauet habe. Aus dem Munde eines grossen Ministers habe ich es, und dieser Minister kan es wissen, daß so gar in Engelland der Geschmak an Kleinigkeiten einreisse, und ein Buchhändler aus London einen seltenen Schatz der auserlesensten Bücher über das Meer geführet habe, um dessen in Teutschland mit mehrerem Vortheile los zu werden. Ich glaube gerne, und hoffe allerdings, daß es so weit noch nicht in Engelland gekommen sey, nemlich überhaupt; aber etwas, und nicht weniges, muß doch daran seyn. Es kan eine ganze Nation manchesmal mit einer Schwachheit überfallen werden, ohne daß diese Schwachheit so gleich ein Schlagfluß sey. Was man aber von der zweiten Ursache, warum unsere Schriftsteller vom Glücke so verlassen scheinen, zu urtheilen habe, eröfne ich Ihnen mit Betrübnis. Unsere Damen in Teutschland lesen auch ernsthafte Sachen, und würden vielleicht zeigen, daß sie auch Köpfe, und nicht blosse Coëffures hätten, wann wir nicht selbst uns bemüheten, sie gegen das Ernsthafte einzunehmen. Ich breche hier gleich ab, und bemerke Ihnen nur weiter, daß der Neid unter unsern Gelehrten die wahre Ursache sey, warum solche im verdienten Staube bleiben. Um mich eines Original-Ausdruckes zu bedienen, gönnen sie einander das Weise im Auge nicht. Sie nennen einander nicht, damit es das Ansehen gewinne, als seyen sie pur Original, pur Genie; doch nein, sie machen sich Hofnung, allein genennet zu werden, und vermeiden also die Gelegenheit, dem Leser ihre Zeitgenossen bekannt zu machen. Ein gewisser Autor ist gar vor einigen Jahren so impertinent gewesen, daß er gesaget: er brauche andere nicht anzuführen; Andere mögten ihn anführen. Wolf schreibet, da er von den Versuchen redet, die Réaumur mit den Insecten gemacht hat: "Ich wolte wünschen, daß „ man auf gleiche Weise die Historie der Pflanzen oder Gewächse „ untersuchte. ——— Es ist aber nicht eines Menschen Ar„ beit ——— Bei unsern Teutschen aber, wo der Neid und

„ Misgunst allzusehr herrschet, lässet sich dieses kaum hoffen. In unserer teutschen gelehrten Welt sind die Gassen immer voll Koth, und diejenigen kommen am besten durch, die auf einem Studenten-Klepper durchgaloppiren, dem müssigen Pöbel mit der klatschenden Peitsche eine Freude machen, und mitlachen. Aber warum soll es nur bei uns Teutschen so aussehen? Stellen Sie Sich doch eine Stadt vor, worinnen nur ein paar Kaufleute seyen, die mit einerlei Waaren handeln; wird nicht der Neid unter ihnen ein Wurm seyn, der nicht stirbet, und ein Feuer, das nicht verlöschet? Aber setzen Sie fünfzig gleicher Kaufleute in solche Stadt; so wird die Schwierigkeit, ein halb hundert zu beneiden, dem Neide Einhalt thun. Dieses ist der Fall der Franzosen, und anderer Nationen. Die Franzosen haben die guten Schriftsteller in ihrer Art in ungleich grösserer Anzahl als wir. Es ist wahr, sie sind Menschen, wie wir auch, und von Leidenschaft gewis nicht freier. Sie sind meistens heftig in ihren gelehrten Strittigkeiten und werfen einander den P. d. Ch. ins Gesicht; aber gehet man auf den Grund, so wird man allemal finden, daß sie persönlich angegriffen worden seyen, und da ist die Vertheidigung natürlichen Rechtens. Die französische Politesse wird von der Nation selbst so weit nicht getrieben, daß die Gerechtigkeit darunter leiden solte. Es ist in Frankreich nicht gewöhnlich, daß ein beleidigter Schriftsteller den andern vor dem Parlemente verklage; sondern er erwartet von den Gelehrten seiner Zeit, an die er sich wendet, die ihm gebührende Genugthuung. In Frankreich hat man keine gelehrte Richter, die erst fragen: Cui bono? Es ist genug, daß einem Schriftsteller Unrecht geschehen, der Streit an sich mag nun das Publicum interessiren, oder nicht. Die Meinungen theilen sich freilich nicht selten; aber dessen ungeachtet findet die beleidigte Unschuld noch allemal Gehör. Voltaire rasete in seinem Streite mit Maupertuis und la Beaumelle: allein die Ursache des Streits war darnach beschaf-

ſen, wohingegen eben dieſer Voltaire an andern Orten als ein Beiſpiel der Beſcheidenheit angeführet werden kan. Nun iſt es Zeit zu ſchlieſſen. Leben Sie noch einmal wohl!

* * *

H. den 6 Jun. 1768.

Es darf ſich niemand die Freiheit herausnehmen, klar entſchiedene Sprachfehler zu begehen; aber auſſer dem muß man einen jeden Schriftſteller die vollkommenſte Freiheit des Styls, und ſeine Laune laſſen. Wie ſieht es bei uns Teutſchen aus? Das unbeſtimmte, und oft unbeſcheidene Loben, wie das unbeſtimmte Tadeln iſt die wahre Urſache, daß niemand mehr weiß, wie er in Anſehung der Schreibart daran ſey. Wir haben hier unter zweien Uebeln zu wählen, entweder uns über allen Tadel hinaus zu ſetzen, oder unaufhörlich Noten zu machen, um einer Chicane vorzubeugen. Wenn aber auch würkliche Fehler mit unterlauffen, Kleinigkeiten, quas incuria fudit: ſo werden ſie auf eine ſolche Weiſſe geahndet, daß der Leſer glauben ſolte, die Schreibart des Verfaſſers tauge im Ganzen nichts. Mit der Freiheit, zu denken, hat es bei uns ein noch ſchlechteres Anſehen. Die Religion habe ich hier ganz und gar nicht im Geſichte: ſondern die Freiheit, die Gegenſtände auf mehr als einer Seite zu betrachten. Dieſes iſt den Franzoſen natürlich, und giebt ihren Schriften jene groſſe Annehmlichkeit. Wir haben gleiche Fähigkeit, wie ſie, die Gegenſtände auf mehr als einer Seite zu betrachten, nur mit dem Unterſchiede, daß wir geſchikter ſind, das Reelle zu bemerken, der Franzoſe aber nach ſeinem Temperamente mehr auf das Auſſerweſentliche verfällt, und die ſanften Eindrücke der tiefen und ſtarken vorziehet. Malen will ich hier nicht; aber die moraliſchen Gedichte eines Hallers u. Hagedorns, verglichen mit den moraliſchen Gedichten der

Franzoſen, mögen entſcheiden. Dieſe und andere wenige ausgenommen, muß vor jener Nation der übrige groſſe Theil der unſrigen die Seegel ſtreichen; es heiſſet aber hier: Volenti non fit iniuria. Es iſt nemlich der Geſchmak an dem Schulſyſtematiſchen, welcher unſern Schriften jene Annehmlichkeiten raubet. Es wird nur eine Seite genommen, und dann unſer Hals unbeweglich gemacht, daß der Kopf ſich nicht herum drehen, und das Auge nur dieſe Seite ſehen kan. Unter dem Vorwande, die Begriffe genau zu beſtimmen, definiret man ſo barbariſch, daß man über Nacht nicht ſicher iſt, ob man beim Erwachen noch ein Menſch, oder ein Thier ſey. Ich verachte die Schulgelehrſamkeit gewis nicht, und ſo wenig, daß ich vielmehr bedaure, daß auch hierinnen Teutſchland nicht mehr iſt, was es war. Allein ohne alle Schulgelehrſamkeit können Perſonen vom Stande die wichtigſten Anmerkungen machen, und würden ſich nicht ſelten herunter laſſen, das Publicum von viel wichtigern Dingen, als wovon insgemein geſchrieben wird, zu unterrichten, wenn ſie die Pedanten nicht ſcheuten. Es könte ſich eine Communication zwiſchen der groſſen und gelehrten Welt glücklich eröffnen; aber ſo müßte man es alsdenn nicht machen, wie man den S***eg und eine gewiſſe Cantate recenſiret hat. Es gehet dieſes alles uns beide nicht an, da Sie, Gott ſey gedankt! ſowohl in der Schulgelehrſamkeit, als der höheren, eben nicht fremde ſind; aber deſto unpartheyiſcher ſind Sie; denn Sie kennen zugleich die groſſe Welt, und ſtehen mit ihr in dem Ihnen geziemenden Zuſammenhange, und zwar, ohne uns gegen einander zu rühmen, ſeit mehr als zwanzig Jahren auf eine würdige Art, und nicht ſo wie einer, der von Ungefähr den groſſen Mogol ſpricht — Ich habe einen Arzt gekannt, der ein Mann von tiefer Einſicht und Erfahrung, und zugleich bei den Groſſen dieſer Erden ſehr beliebt geweſen. Er wolte ſich, aus mehr angeführten Urſachen, nicht entſchlieſſen, etwas zu ſchreiben, ob er gleich nicht nur in ſeiner

Wiſſenſchaft hätte glänzen, ſondern auch es gewiſſen Andern in Staats-Anecdoten zuvorthun können. Er pflegte zu ſagen, es gelte ſo viel, als ein Feldzug gegen die Türken, wenn ein Schriftſteller alle Angriffe mutig aushielte, und ſich tapfer vertheidigte. Hüten Sie ſich für den Türken, und warten Sie, bis daß ich das Vergnügen habe, Sie mündlich zu ſprechen. Ich will alsdenn alles mit mehreren Beiſpielen erläutern, ohne zu vergeſſen, was ſich für Scenen bei Gelegenheit der Ueberſezungen des Horazes, Plinius, Tacitus, Miltons u. ſ. w. an dem Hofe unſerer Criticker eräugnet haben. Leben Sie wohl!

* * *

Fr. den 20ten Junii 1768.

Ich habe Ihnen auf Ihre ſchöne Betrachtungen über die Eitelkeit unſerer Wünſche ſchon mehr als einmal antworten wollen, und es iſt mehr als einmal unterblieben. Kein Menſch kan unſchuldiger, beſcheidener und vernünftiger wünſchen, als wenn er ſich wünſchet Erſtlich, einen geſunden Verſtand in einem geſunden Körper; Zweitens, eine anſtändige, oder für Menſchen ſchikliche Nahrung, ohne allen Ueberfluß; geſunde Früchte, reines Waſſer; Drittens, Abhängigkeit ohne Sclaverei; Viertens, ein erträgliches Weib mit Kindern von natürlich guter Art an Leib und Seele; Fünftens, eine Känntnis der Natur, blos auf das Körperliche eingeſchränket, und folglich eine Lage, in welcher man zu einer ſolchen Känntnis gelangen kan; Sechſtens, eine proportionirliche Lebensdauer. Hier iſt kein einziger Wunſch mit dem Nachtheil eines andern Menſchen verknüpfet; aber ſind dieſe Wünſche nicht eben ſo eitel, wie der Wunſch des Alexanders, und der groſſe Wahn des Cicero, daß Rom ewig beſtehen werde? Von den Wünſchen des Ehrgeizes, und den eitlen Hofnungen, die wir von einem Nachruhm haben, reden Sie vornemlich.

Es

Es waren siebzig Dichter vor dem Homer; wo sind sie? Wer waren sie,

Die in des Nichtes dunklem Schooſſe
Vor dem Homer begraben sind?

Gehet unsere Seele in unsere Kinder über, und dauren wir in solchen fort? Beschleichet unser Schatten die ewigen Bücherſäle, und lieſet seinen Namen? Was ist es also anders, als eine seltene Großmut, wenn man für die Nachwelt schreibet? Wie machen es die Klügsten unter uns? Sie sehen nur auf dieſes Leben, und

Suchen ihren Ruhm — Wo? In dem Zeitungsblat,
Wo der Student sein Lob gemein mit Neuton hat.

Voltaire mögte sich leicht in Ansehung seiner Nation und seiner selbst eben so betrügen, wie sich Cicero betrogen hat. Die Unsterblichkeit, die er wünschet und verspricht, beruhet auf folgenden Gründen: Il est trés difficile de faire de beaux tableaux, de belles statues, de bonne musique, de bons vers. *Auſſi les noms des hommes* supérieurs qui ont vaincu ces obstacles, dureront-ils beaucoup plus peutétre que les Rojaumes ou ils sont nés. Die Ewigkeit der Dauer der Wolfischen Philoſophie hat so gar einmal mathematisch demonstriret werden wollen. Es scheinet, als ob zu den ersten Zeiten des Wolfs der Geschmak der Ausländer von ihrem jezigen sehr unterschieden gewesen seyn müſſe, indem Wolf als eine Urſache, warum er sich in seinen lateinischen gröſſern Werken weiter ausgedähnet habe, ausdrüklich (oder ich irre mich sehr,) anführet, daß die Ausländer weitläuftige Werke liebten. Oder hat er vielleicht unter den Ausländern die gelehrten Catholicken in Teutschland verstanden, und zugleich denen zum Besten Latein geschrieben? denn so viel siehet man freilich

deutlich, daß dieser groſſe Gelehrte unſern Erneſti, Geſnern, Plaznern, Klozen und andern in der Latinität nicht habe vorarbeiten wollen. Mich deucht, ich hätte gemerket, daß ſchon die Alten ſich durch groſſe Werke der Unſterblichkeit zu verſichern geſucht haben; die Scholaſticker nicht minder, und noch im vorigen Jahrhunderte erforderte man zum Soliden zugleich etwas voluminoſes, nur nicht ganz ſo, wie der Tractatus Tractatuum, und auf den Band in wilde Schweinshaut wurde nicht mehr ſo ſtark geſehen. Es war indeſſen ein artiger Griff mit dieſer Schweinshaut, wodurch manches Kloſter zu einer Jagd gelangte, die eben nicht Juris canonici iſt. Wie viel indeſſen in Abſicht auf groſſe Werke in fremdem legis mit unterlaufſe, iſt denen bekannt, welche unſere Sammler vom vorigen und dieſem Jahrhunderte kennen. Ich glaube aber, ſchon einmal angemerket zu haben, daß ſolche Sammler ſich nichts deſto minder um die gelehrte Welt in ihrer Art eben ſo verdient machen können, als ein kluger Regiſtrator ſeinen Nachfolger im Amte, und den Rath verbindet, der ſonſt die beſten Acten manchesmal entbehren müßte, und ſehr oft gerne entbehret. Solche Sammler müſſen nur nicht in die Claſſe eines auch ſammlenden Bayle, eines auch ſammlenden Leibnitzes geſetzet werden. Indeſſen erregen ſie ſo leicht keinen Neid, und ſind alſo ihres geſuchten Lobes gewis. Andere ſind in dem Falle des Valerius Maximus . . . . . Aber die in keinem dieſer Fälle ſind, und groſſe Werke in einem würdigern Sinne ſchreiben, ſind nur manchesmal darinnen unglüklich, daß ihre Werke gegen alle Arten von Auszügen nicht genug befeſtiget ſind, alſo leicht in die Hände der Juſtinen gerathen, und denn als Trogi Pompeii verlohren gehen. Von einer ganz andern Art aber iſt ein groſſes Werk, das keines Auszuges leicht fähig iſt, weil es durch ſeine eigene Quelle zu ſolcher Größe gewachſen, ohne daß wildes Waſſer hinzugekommen wäre, und die Größe vermehret hätte. Wird ein ſolches Werk von groſ-

ſen Meiſtern ins Kürzere zuſammengezogen: ſo gleichet es einem Gemälde in Lebensgröſſe, das einen Helden vorſtellet, und, von einem groſſen Maler immer im Kleineren nachgemalet, auch im Kleinſten die redenden Züge ſo deutlich ausdrücket, wie in dem Gröſſeren und dem Groſſen. Solche Werke ſind allerdings allen Brochüren vorzuziehen, ſo fürtreflich auch ſonſt der Inhalt mancher kleinen Bändgen ſeyn mögte. Aber die Unſterblichkeit kan ich weder groſſen Werken, noch kleinen Bändgen verſichern. Ein Schriftſteller übertreffe den Plato und wen mehr? Darum kömmt er noch nicht auf die Nachwelt. Was von Griechen und Römern ſich durch barbariſche Zeiten durchgeſchlagen, und bis zu uns gekommen iſt — Ach, dieſes, lieber Freund, iſt nicht alles Meiſterſtük, und viel Mittelmäſſiges, ſelbſt Schlechtes, hat ſich auch erhalten. Ich ſchlieſſe — Das erwarte ich allerdings, werden Sie ſagen — Nun gut, ich ſchlieſſe, aber nicht ſo ſchlecht weg. Ich habe noch etwas auf dem Herzen. — Hier iſt es! Eine Grabſchrift auf den Wunſch Alexanders des Groſſen. Leben Sie wohl!

Grabschrift
auf den grossen Wunsch
des
grossen Alexanders.

Betrachtet hier,
Erschrokne Sterbliche,
Steht still, und seht
Die ungeheure Pyramide,
Aus einem Fels gehauen, an:
Sie ist ein Denkmaal,
Das einem Wunsche,
Die fromme Nachwelt,
Vor seiner Grösse
Zitternd, aufgerichtet hat.
Unter allen,
Auch den grösten,
Unter allen hohen Wünschen
Ragt er herfür!
Wie unter niedern
Sträuch und Büschen
Die erhabne, Libanonsche,
Mit dem Bliz verwandte Ceder,
Ragt er herfür:
Und wie unter
Ameishügeln
Der den Himmel tragende Atlas,
Ragt er herfür!

Schon ſah ſeine Crone,
Dieſer groſſe Wunſch,
Ueber ſeinem Haupte,
Sich niederlaſſend, ſchweben,
Als ein Sturm urplözlich
Ihn entführte himmelhoch'
Und er fiele . .
Ach, wir wiſſens,
Sagt ihr Alle,
In die Tieffe
Der Saturnſchen Waſſerſchlünde,
Wo die Zeit die eitlen Wünſche,
Ihre Flügel ſchüttelnd, wirft.
Aber nein, ſein Fall war edler.
Und er fiel,
Von der grauſſen Donnerhöhe
Immer tief, und immer tieffer,
Ganz herunter,
Gleich einer Mücke,
In einen Becher ſüſſen Weins.

* * *

H. den 20 Jul. 1768.

Unſer Briefwechſel fänget an, die Geſtalt einer Monatſchrift anzunehmen. Glauben Sie etwa, ich hätte ſetzen ſollen, die Geſtalt zu gewinnen? Nein; hier ſchicket ſich das Wort: gewinnen, nicht ſo gut, als: annehmen. Ich hole nur den Faden wieder, der mich ſogleich dahin führet, wo der Unterſchied zwiſchen dem Nachruhme und der Unſterblichkeit nicht mehr zweideutig iſt. Kein armer Bauer iſt leicht ſo lüderlich, daß er nicht ſeinen Kindern und Anverwandten einen guten Namen nach ſeiner Art zu hin-

verlassen wünschte, und wer weiß, welch eine unmittelbare Beziehung dieses auf einen unsichtbaren Zusammenhang der Dinge haben könne? Ich glaube würklich, daß unter ordentlich lebenden Menschen, das ist, nur wie man insgemein lebet, sich sehr wenige finden werden, welche vorbedachter Weise diesen stillen Nachruhm vernachlässigten, oder ihn gar verachteten; aber Tausende sind hierinnen unachtsam, und würden sonst manches anders machen. Wie groß ist aber nicht der Unterschied zwischen diesem Nachruhme und der Unsterblichkeit! Wenn auch ganz Europa von einem Bauren sagte, er sey als ein ehrlicher Mann gestorben: so ist dieses noch nicht der Ruhm, wodurch sein Vetter, Prast, sich in der Geschichte verewiget hat; nicht der Ruhm, von welchem an den Ufern der Weichsel der sarmatische Barde singet. Der Bettler Irus ist auch der Nachwelt bekannt geworden; ist er deswegen unsterblich? Cäcina wird auch als ein General genennet; aber Drusus nur interessiret die Nachwelt. Daß auch das Laster Flügel zur Unsterblichkeit habe, ist leider! dem Zusammenhange der Dinge gemäß: denn man kan solche Unsterblichkeit gewissen Tyrannen nicht absprechen; aber wir lassen sie ihnen nur, weil wir sie in unsern Gemälden zu Schatten brauchen, und damit auch die gar zu stummen Ziffern nur einigen Laut von sich geben mögen, dulten wir sehr viele Namen, sonst entbehrlich: Ah que de noms obscurs! Grosse Genies sind allein der Unsterblichkeit fähig, und glauben Sie nur ja nicht, als ob in der Lotterie, in welche jeder Schriftsteller einzulegen eilet, die Unsterblichkeit das grosse Loos sey, worauf er ziele. O, nein! die meisten sind sehr zufrieden, wenn sie nur an dem Orte, wo sie leben, berühmt sind, und denken nicht an die Nachwelt. Ja, manchen ist es nur um ein augenblickliches Lob, wie einem Studenten um einen Wechsel, zu thun, und sie bekümmern sich hernach um nichts. Andere, die um das Brod schreiben, verachten gesinnt das Urtheil der Nachwelt, mit ein wenig Lob in einer

Zeitung zufrieden, die ihnen und ihrem Verleger zum Beſten die Schrift als unentbehrlich empfiehlet. „Wir können nicht einſe„hen, wie jemand dieſes ſchöne Compendium entbehren könne„

Wie glüklich ſucht nicht der, den nicht die Nachwelt plagt,
In Meß-Catalogen ein Denkmaal ſich zu ſtiften!
Wie gnädig nimmt er auf, was ſchön von ſeinen Schriften
Die löſchpapierne Zeitung ſagt!

Aber, dieſe Kleinigkeiten bei Seite geſezt: ſo bleibt es doch gewis, daß einige Schriftſteller im Ernſte nach der Unſterblichkeit ſtreben. Von dieſen will ich ein paar Worte ſagen, die Helden aber jezt ganz auſſer der Betrachtung laſſen. Was ſoll man von dieſen Schriftſtellern denken? Soll ich vielleicht von ſolchen zuerſt reden, die ſich ſo gar ſcheuen, ihrer Zeit bekannt zu werden? Man hat den Newton einer ſolchen Blödigkeit beſchuldiget. Die Urſache davon muß eine übele Erziehung ſeyn, und die Herrn Franzoſen nehmen alle mögliche Maßregeln, ihre Jugend gegen ſolche grobe Fehler zu ſchüzen, ja, ihre junge Herrn ſagen im zehnten Jahre ſchon, wie unſere männlichen Kunſtrichter, oft ſehr artig: Monſieur Corneille eſt quelquefois aſſés joli. So, wie abgedankte Miniſter, welchen noch ihr Rang bleibet, die aber in die Geſchäfte keinen Einfluß mehr haben: ſo genieſſen manche groſſe Schriftſteller ihre Unſterblichkeit, daß ſie nemlich mit aller Ehre genennet werden, aber ungeleſen bleiben. Mit aller Ehrfurcht für den groſſen Mann, und mit tiefſten Verbeugungen bemühet ſich der junge Magiſter zu demonſtriren, daß er es gleichwohl beſſer wiſſe, und zulezt bleibet dem gröſten Philoſophen der Senſus communis nicht mehr übrig. Wo man ſich noch ſchämet, ſich in eine Gleichheit mit groſſen Schriftſtellern zu ſezen, oder wo es ſonſt nicht angehen will, da affectiret man

einen Umgang mit ihnen, und spielet die Rolle eines falschen Freundes, oder untreuen Dieners. Aber die minder Erhabene unter den Alten, obschon sehr fürtreflich, haben ein ander Schikſal zu erwarten, nemlich daß die Neuern eine Gleichheit des Standes gegen ſie affectiren, nicht anders, als wenn ein franzöſiſcher Marquis ſich einem teutſchen Marggrafen gleich ſchätzet. "Allein haben Sie keine wichtigere Anmerkungen zu machen? „Ach Gott, ja, werther Freund; aber ich weiß theils das Schikſal dieſes Briefes nicht; theils iſt ſein Raum zu klein, und theils habe ich mehr zu thun. Die Hauptanmerkung hätte ich ohndas nicht vergeſſen. Man ſehe nemlich die Sache auf allen Seiten an: ſo wird man von denen Schriftſtellern, welche im Ernſte nach der Unſterblichkeit ſtreben, niemals gründlich urtheilen können, wenn man nicht in Anſehung der Unſterblichkeit der Seele etwas voraus ſetzet. Geſezt, ſolche wäre, wie der Leib, vergänglich: ſo würden diejenigen zwar Thoren ſeyn, welche wiſſentlich nach der gelehrten Unſterblichkeit ſtrebten, und darüber gegenwärtige Vortheile entbehrten; auf einer andern Seite aber würden ſie ſchändlich Betrogene ſeyn, wenn ſie es nemlich unwiſſend alſo machten; aber diejenigen würden allemal in dieſem Falle weder Thoren noch Betrogene ſeyn, welche nur um einen ſtillen Nachruhm beſorget wären, der ihren Nachkommen oder Verwandten noch zum Nutzen gereichete. Es kömmt aber darauf an, wie es möglich ſey, daß ein ſolcher Trieb in den Herzen groſſer Geiſter ſo unaufhörlich ſprudeln könne, wenn er nicht von einer ewigen gewaltigen Quelle unterſtützet würde? Aus einem ſterblichen Körper kan er nicht quillen, und da dieſer Trieb durch alle Jahrhunderte bei den Menſchen wahrgenommen wird, da er die Natur eines jeden andern Triebes hat, der auch nicht vergeblich iſt, ja ſtärker als der Trieb iſt, uns ſelbſt zu erhalten: ſo muß nothwendig etwas unſterbliches zum Grunde liegen, es muß eine Beziehung auf etwas erfolgendes haben,

das mit ihm übereinſtimmet, und es thut gar nichts zur Sache, wenn dieſer Trieb nicht bei allen gleich ſtark iſt, und daß ich aus andern Urſachen die groſſen Geiſter unterſcheide, welche die Unſterblichkeit ihrer Seele in ſich ſelbſt zu empfinden die himmliſche Fähigkeit haben. Mit allernächſtem, ſo Gott will, ein mehreres. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 22ten Julius 1768.

Will denn niemand darauf Achtung geben, was mit ihm vorgehet, ehe er einſchlummert? Ein jeder machet Anſchläge auf den Morgen, wo er wieder erwachen will, und nicht Alle legen ſich trunken zu Bette. Solche Anſchläge ſind klein und ſind groß; genug, es ſind Anſchläge auf den Morgen, wo wir wieder erwachen wollen. Geſezt, es wäre unſer erſter Schlaf; würden und müßten wir nicht bei oder in uns ſelbſt fühlen, daß dieſe mit uns vorgehende Veränderung nicht das Ende unſeres Weſens ſey, und daß wir wieder erwachen würden? Wir wollen nun ſezen, daß einer allein einen ſolchen herannahenden Schlummer ſpürte, und Andern, die davon noch nichts empfunden hätten, die Geſchichte ſeiner Ahnung erzählte: Was würden dieſe anders davon urtheilen, als was jezt von ſolchen innern Erfahrungen die ſteiffen Philoſophen urtheilen, welche, genug unzufrieden, daß Locke mit einer kleinen Beute ſich durchgeſchlagen, wenigſtens gegen den Metaphyſiker noch ſo lange, als möglich, ſich halten wollen. Allein, ſolcher verkehrten Urtheile ungeachtet, wird der Einſchlummernde glüklich erwachen, und unſer bedeutender Traum von der Unſterblichkeit wird ſiegen. Sie werden es — Nur hier verzeihen Sie mir einen eigennüzigen Wunſch! Sie werden es, ich wünſche, ſpäter, als ich, erfahren. Leben Sie in dieſer und jener Welt gleich wohl!

H. den 20 Aug. 1768.

Ein Monat Zwischen-Raum ist bei mir kein hinreichender Grund, den Faden meiner Gedanken zu verlieren. Aber die Herrn Gelehrten, welche freilich dem menschlichen Geschlechte die nüzlichsten Dienste durch ernsthafte Betrachtungen dieser Art erweisen könten, machen die Sache auf das neue zweifelhaft, wenn sie, anstatt die Beweise Anderer bescheiden zu prüfen, und ein und andere unlaugbare Sätze durch ihren Beifall mit zu bestärken, das Zweifelhafte aber aufrichtig zu bemerken, vielmehr ihren philosophischen Nächsten eben so zu ignoriren affectiren, wie man sich in der grossen Welt zu Zeiten ignoriret, wenn man keine Visiten geben noch annehmen will. Wer also glaubet, einen neuen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele gefunden zu haben, denket eben so wenig daran, was ein Anderer seiner Zeit davon geschrieben hat, als er sich um das bekümmert, was wenigstens schon hundert Jahre vor ihm gesaget worden. Der eine Weltweise (ich rede von unsern Neuern) macht die Menschen zu Verehrern Gottes, und schliesset also, daß ein Verehrer Gottes fehlen würde, wenn eine Seele untergienge. Aber viel bündiger schlosse man im Jahre 1683, daß Gott nemlich unsere Seelen als solche geschaffen habe, die ihn verehren könten, und er also wider sich selbst handeln würde, wenn er solche vernichtigte. Hier muß man freilich von der Ewigkeit der Höllenstraffen geschwinde abbrechen, und alsdenn ist der Schluß passend, und alsdenn wird zu rechter Zeit keine Seele und kein Geist überhaupt mehr seyn, der Gott nicht verehre, und dadurch den moralischen Endzwek seines Daseyns erfülle. Die Worte unsers Schriftstellers und Vorgängers in der Vergessenheit lauten also: Optimo & Iustissimo & Sanctissimo & Sapientissimo Deo semel visum fuit animos condere, puta *istiusmodi creaturas, quae indesinenter Eundem possent rite agnoscere & colere*. Hierauf fol

get nun der Schluß auf die moraliſche Unmöglichkeit ihrer Vernichtigung, nachdem vorher die metaphyſiſche Unmöglichkeit derſelben alſo feſt geſetzet werden wollen: Ergo, cum nequaquam licitum ſit - Deum in eſſentia immutabilem, in actionibus extrinſece mutari, ſupponere; quoties experientia aut Ratio aut Deus ipſe non teſtatur hodiernam ſive creationem ſive annihilationem, toties - de utraque nos tacere oportebit. Ein anderer Weltweiſer hat die Gerechtigkeit Gottes in der Abſicht, und will, daß uns nur die Unſterblichkeit aus der Verwirrung collidirender Pflichten herausreiſſen könne. Ita vero noſter Autor: Etenim Deus hac mortificatione nullis in terreſtri felicitate perpetua atrociter delinquentibus poenas tribuendo abnegaret iuſtitiam ſuam. Unde, quod Aeneas Sylvius refert, in Auſtria, cum decreſſiſſet vir potens, annos natus tres ſupra nonaginta, qui vitam in voluptatibus carnis finiſſet, Fridericus Caſar, *Et hinc*, dixit, *immortales animas cenſere licet.* Aber was vereiniget die moraliſchen Widerſprüche, wo zwei Theile ſtreiten, die beide gleich Recht haben. Wenn beide Theile gleich Recht haben; o, ſo bedarf es eben ſowenig, ſie zu vereinigen, eben ſo wenig, als ſich jemand einfallen laſſen wird, das Feuer und das Waſſer zu vereinigen, welche beide Elemente auch gleich Recht haben, ohne daß daher auf die ewige Dauer des einen, oder des andern, geſchloſſen werden könne. Es lauffet alſo, wenn man ſich weiter erkläret, alles zulezt auf den Begriff von der Gerechtigkeit Gottes hinaus, ob es nemlich derſelben gemäß ſey, daß ein moraliſcher Knote, hier im Leben unauflöslich, in Ewigkeit unaufgelöst bleibe? Indeſſen iſt dieſer Gedanke wichtig; ich kan auch vielleicht von einiger Beleſenheit zeugen, und ohne Verwegenheit ſagen, daß dieſer Gedanke in ſo ferne auch neu ſey. Mit wahrem Vergnügen ſage ich es — Aber - - wie viel wäre nicht gegen den geſezten Fall ſelbſt, gegen alle Geſchichte, worauf er ſich gründen könte, gegen die ganze Moral, die ſo großmütig hier voraus geſetzt

wird, und endlich gegen die, ſo viele Klüfte überſpringende, Schlußart einzuwenden? Den Philoſophen, von dem ich hier rede, verehre ich wahrhaftig, und aufrichtig; allein, überhaupt davon zu reden, machen es unſere Philoſophi, quos Honoris cauſa appellamus, wie unſere Illuſtres Referentes in Proceſſualibus, quos Doloris cauſa nuncupamus, und welche, wo ſie ein Interlocutum finden, das nur darum rechtskräftig iſt, weil niemand davon appelliret hat, oder appelliren dürfen, ſich weiter um nichts bekümmern, ſondern in löblicher Conformität fortfahren. Die Reihe trift nun einen andern Philoſophen, dem ſtirbt ein Hund. Ich könte, liebſter Freund, den Hund nennen: aber ſiebzig Poeten vor dem Homer nennt niemand jezt, und ein Hund ſolte glüklicher ſeyn? Der Philoſoph iſt ohne Widerſpruch ein Mann von vieler Wiſſenſchaft, und meine Hochachtung hat er; Alle Beweiſſe für die Unſterblichkeit der Seele fallen nun, wie reiffe Kornähren vor der ſie durchfahrenden Sichel dahin, weil ſie für die Unſterblichkeit dieſes Hundes zugleich zeugen würden. Der Menſch allein ſoll unſterblich ſeyn, weil er einen Gott erkennet, gleich als ob es entſchieden wäre, daß ein Thier, welches auf dieſer Erde keinen Gott erkennet, darum in alle Ewigkeit nicht fähig werden könne, einen Gott zu erkennen. Aus dem Selbſtmorde kan man allerdings einen Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele ziehen; allein, frage ich, ob vorzüglich für den Thieren? Nimmermehr, wann auch gleich Pontoppidan die Geſchichte eines Vogels, der ſich aus Verzweiflung ſelbſt ermordet, nicht angeführet hätte. Was ſagt indeſſen unſer vergeſſener Autor? Nullum animal graditur in terris, quod imaginem circumferat aeterni Numinis, praeterquam *Homo*, qui exinde aeternitatem appetit vivendi apud *Deum* - - Agnoſcit ſervus ſe obligatum hero - - - Ich muß hier ſtille ſtehen; aber glauben Sie nimmermehr, als wolte ich dieſe Philoſophen beſchuldigen, Sie hätten ihre Gedan-

ten von Andern, und dieſes wäre auch ſelbſt nichts unrechtes. Meine Abſicht iſt nur zu zeigen, daß andere ehrliche Leute lange vor uns auch gedacht haben, und, wann man ſie gleich nicht allemal anführen könne, man ſolche wenigſtens in ganzen Werken nicht unangeführet laſſen ſolle. Leben Sie wohl!

Nachſchreiben.

Die kleine Geſchichte, die ſich noch vom vorigen Jahre her, ſchreibet, melde ich Ihnen nächſtens, und habe nur darum Ihnen nichts davon gemeldet, weil ich es nicht der Mühe werth achtete. Schreiben Sie nur bald, was Sie von der neuen Auflage meiner Gedichte denken? Sie ſind ſchuld an dieſem Unglücke; und hier ſind die erſten unſchuldigen Bogen. Warnen Sie mich doch, wann ich mich in der Schreibart vernachläſſige. Ich verharre uti in litteris.

* * *

H. den 26 Aug. 1768.

Ich erfahre immer mehr, daß dieſer allerkleinſte Zufall Aufſehen mache. Sie aber geben mir einen Beweis ihrer zärtlichen Freundſchaft, da Sie wegen dieſer kleinen Begebenheit, die ſich mit meiner Schreibtaffel eräugnet, ſo beſorget geweſen ſind. Der liebe Herr G. hat alles nur von Hörenſagen, und die Teſtes *Auritii*, die er anführet, ſind eben diejenigen, die ſich dadurch känntlich machen, was ſie ſind. Es iſt, bis auf einen einzigen Umſtand, alles falſch. Beim Ausſteigen aus dem Wagen ſagte mir der Wirth: Sie kommen eben zurechte, die Herren haben ſich den Augenblik erſt geſetzet, und nach Ihnen gefraget. Was für Herren? fragte ich; Hier nennte er mir . . . . . und alſo unſere Freunde; die andern aber kannte ich nicht. Ich eilte zu un-

ſern Freunden, und die Suppe hatte kaum ihr gewöhnliches Schikſal gehabt, als die löblichen Tiſchreden ihren Anfang nahmen. Man wolte allerlei gelehrte Sachen von mir wiſſen; aber ich war geheimnisvoller und zurükhaltender, als ein Curier, der ein Ordensband zu überbringen hat, und welchem die Verſchwiegenheit ſcharf anempfohlen worden, damit es der Advocatus Diaboli nicht erfahre, und gegen die Würdigkeit des neuen Ritters excipire. Unter fremden Gäſten waren zwei franzöſiſche Officiers, und würklich artige Leute, nur von der Freigeiſterei ein wenig angeſteket. Sie hielten ſich darüber auf, daß die Seele eine Monade ſey, et même ſi elle l'étoit, comment pourroit-elle aprés la mort ſubſiſter ſans un vehicule vivant? - - Voilà, mon cher ami, l'Abrégé de leur Metaphyſique. Unſere Freunde, und ich, aſſen unſere geſottene und gebratene Monaden, ohne uns mit ihnen einzulaſſen. Das Geſpräche lenkte ſich auf die teutſchen Dichter, und da ſprache ich ein paar unſchuldige Worte mit; aber falſch iſt es, daß man ſich über einen gewiſſen Autor luſtig gemacht habe, es müßte dann nach geendigter Malzeit in meiner Abweſenheit geſchehen ſeyn. Einer von den Herrn Officiers fragte: Que Diable eſt-ce donc ce qu'on apelle un *Hexaméteriſte?* C'eſt un Honet-Homme, dis-je, qui fait des vers d'une certaine meſure à la maniére de Meſſieurs les Romains, comme par exemple celui-ci:

O curas hominum, o quantum eſt in rebus inane!

C'eſt donc un vers ſans Rime? Oui -- Nos François, pourſuivit-il, ne ſauroient jamais ſe paſſer du Rime. Je le crois bien, répondis-je -- Un vers ſans Rime, diſoit l'autre avec un éclat de rire, eſt une femme ſans ſexe. Dieſes war alles; eine Stille erfolgte hierauf, und dann kam Burgunder und Nachtiſch pari paſſu. Nun erzählte dieſer und jener ſein Schikſal; aber von

groſſen Herrn wurde ſehr beſcheiden geſprochen; nur daß man ſich auf ihr Wort nicht verlaſſen könne. Ich redete mit unſern Freunden von bewußten Geſchäften, und erkundigte mich bei ihnen, aber vergebens, nach dem Namen des einen Fremden, der die ganze Taffel über ſo ſtill geweſen, als wann er erſt einen Augenblik vorher ſein Gelübde in dem Temple du ſilence abgeleget hätte. Dieſen habe ich in Verdacht, daß er die Verſe in meine Schreibtaffel geſchrieben, die ich ihnen ſelber zeigen will, indem doch nun wir endlich wieder einmal zuſammen kommen werden. Seine Abſicht kan ganz unſchuldig geweſen ſeyn, und er mag vielleicht geſucht haben, ſich mir vorläufig in der Eigenſchaft eines Dichters bekannt zu machen. Aber Sie denken gewis, wir ſäſſen noch am Tiſche -- Nein, wir ſtunden endlich auf, und ſezten das Geſpräche am Fenſter fort.

Hier war es, und hier blieb -- O, ewiges Geſchicke,
Von dir voraus geſehn, mein Souvenir zurücke!

Ich gienge in mein Zimmer, und die bewuſten Freunde, im Begriffe, einige Beſuche zu geben, blieben nur wenige Augenblicke noch bei der Geſellſchaft. Sie waren fort, als ich ausfuhre. In der zurükgelaſſenen Schreibtaffel waren nur einige poetiſche Gedanken aufgezeichnet, und ſonſt ganz und gar nichts. Urtheilen Sie nun, wie lächerlich die Ausſprengung ſey, als ob ich bei derſelben Vermiſſung in eine auſſerordentliche Unruhe gerathen, und gar blaß geworden wäre, nachdem ich einige Zeilen von fremder Hand geſchrieben, darinnen erblicket hätte. Sie iſt mir auch nicht auf eine unſichtbare Weiſe auf meinen Tiſch geleget worden; ſondern ein ſehr ſichtbarer Hausbedienter hat ſie mir wieder zugeſtellet. Ich will Ihnen nur herſetzen, was darinn geſtanden hat.

Erstlich:

Ach, Gruft und Wiege schließt, und öfnet nur ein Riegel;
An dem Geburtsbrief hängt des Todesurtheils Siegel:
Auf eine Stunde Tag folgt ewig lange Nacht.
Vernunft irrt, wie das Aug, und ist ein falscher Spiegel,
Wo Böses sich als Gut, Gut sich als Bös betracht.
Traut auch dem Götzen nicht, dort auf dem Musenhügel,
Der Tugend, die uns oft zum Lohn unglüklich macht,
Ihr Nachruhm blizt umsonst durch jene blinde Nacht,
Und zur Unsterblichkeit hat auch das Laster Flügel.

Zweitens:

Herr, deine Welt ist groß! Der Glanz des Morgenlichts
Prangt als dein Wiederschein, und alles sind ich prächtig;
In Allem gütig dich, voll Weisheit und allmächtig;
Nur deine Menschen taugen nichts.

Sind dieses Staatsgeheimnisse? Nun hören Sie, was der Unbekannte sich angemasset hat, in meine für mich, und nicht für ihn, gekaufte Schreibtaffel zu setzen:

Eine unschuldige Bitte:

„ Verzeiht ihr Grossen dieser Erden,
„ Wann ich, mit furchtsamen Gebärden,
„ An Euch nur eine Bitte thu!
„ Ich trage gern mit Andern die Beschwerden,
„ Und gönn Euch Jagd, Soldat, Serail und Ruh:
„ Für Euer Wort nur heißt mich niemals Bürge werden:
„ Das ist die Bitte, die ich thu.

Heißt

Heißt es hier nicht: Maxima de Nihilo naſcitur Hiſtoria? Ich habe Ihnen auch nicht den kleinſten Umſtand, welcher den Vorgang erläutern könte, verſchwiegen. Machen Sie den Inhalt dieſes Schreibens in der Stille, als etwan in einer Zeitung bekannt, und vergeſſen ja nicht, die Verſe mit drucken zu laſſen; aber auch nicht, noch etwas hinzu zu fügen, nemlich, daß Sie die Schwierigkeiten, die ich habe überwinden müſſen, und alle Gradationen des Schönen wohl bemerken. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 2ten October 1768.

Sie wollen das Gedichte auf das Beilager meines gnädigſten Herrn leſen, welches ein Anonymus verfertiget hat. Hier iſt eine Abſchrift davon. Die Reden, welche Herr Profeſſor Stockhauſen in Darmſtadt auf die beiden Beilager, nemlich des regierenden Herrn Landgrafen zu Heſſen-Homburg, meines gnädigſten Herrn, und des Durchlauchtigſten Prinzen zu Meklenburg-Strelitz gehalten hat, ſind unvergleichlich gerathen, und machen dieſem Gelehrten viele und deſto gröſſere Ehre, als die Durchlauchtigſten Vermählten, nemlich Hochgedachte beide Herren, dieſe Reden nicht aus bloſer Gewonheit gnädig aufgenommen haben, ſondern Beide Kenner ſind. Auf ein andermal wollen wir unſere philoſophiſche Betrachtungen fortſetzen, jezt muß ich ſchlieſſen. Leben Sie wohl!

* * *

Auf die

Vermählung

des

regierenden Herrn Landgrafen

zu Hessen Homburg.

Bei Hymens Fackeln ernsthaft singen,
Ist etwas, das sich widerspricht.
Doch leicht wird mir kein Scherz gelingen:
Die Ehrfurcht auch erlaubt ihn nicht.

* * *

Was soll ich thun? Wen soll ich fragen?
Die grossen Dichter? Nein, die nicht.
Ich kan mit keinem mich vertragen;
Dem Grössten reim ich ins Gesicht.

* * *

Doch eins geht an --- Es waren Zeiten,
Da schlief kein Jüngling mehr allein;
Die Engel kamen selbst, und freiten:
Die Zeit muß gut gewesen seyn.

* * *

O, gute Zeit, komm eilends wieder!
Mach aber auch uns Alte jung:
So sing ich selbst noch Liebeslieder,
Voll ewiglicher Begeisterung.

Komm, oder bleib — Mir iſt nicht bange;
O, wann mein Wunſch zulezt nur ſiegt:
Es lebe **Caroline** lange
Mit **Ihrem Friederich** vergnügt!

* * *

Ja, lebe **Caroline** lange
Mit deinem **Friederich** vergnügt!
Ein Prinz — So iſt mir nicht mehr bange,
Weil dann mein Wunſch vollkommen ſiegt.

Fr. den 14 Nov. 1768.

Sie glauben, es käme bei den Beweiſſen von der Unſterblichkeit unſerer Seele alles mit darauf an, welchen Endzwek Gott bei Erſchaffung der Welt gehabt habe, und ob eine Welt, wo die Seelen ſterblich ſeyen, die beſte ſeyn könne? Ich will Ihnen zu erſt auf dasjenige antworten, was Sie über das Popeſche Syſtem mit haben einflieſſen laſſen. Ich weiß, Gott lob! wohl, wie Pope ſelbſt nichts davon habe wiſſen wollen, daß ſein Syſtem das Leibnizitiſche ſey; aber kan es Popen Ehre machen, den Leibniz nicht geleſen zu haben? Iſt ferner dü Resnel im Weſentlichen vom Original abgewichen? Pope ſpricht allerdings von einem vollkommenſten Ganzen, worauf ſich alles beziehe, und wann er kein Fataliſt ſeyn will: ſo will es Leibniz auch nicht ſeyn, und wann es auf die Ehre der Erfindung dieſes Syſtems ankommen ſolte, gebühret ſolche dem Plato allein, des alten Werkes de Mundo optimo zu geſchweigen, das ſich in der Jaluskiſchen Bibliothek gefunden haben ſoll. Aber freilich dachte Pope ſo wenig, wie Leibniz daran, daß alle unſere Handlungen in Beziehung auf ein: Tout eſt bien, gleichgültig ſeyen, und Pope ſaget vielmehr ausdrüklich, daß die Tugend allein den Menſchen glüklich machen könne. In der groſſen bürgerlichen Geſellſchaft ſolle der Menſch ſeine Glükſeeligkeit ſuchen; aber eine Glükſeeligkeit, welche dem gemeinen Wohl nicht widerſpreche. Er könne durch ſeine Leidenſchaften, wann er ſolche in guter Ordnung halte, ſeine und der menſchlichen Geſellſchaft Glükſeeligkeit befördern; er könne in ſeinem Wohl das Wohl des Vaterlandes ſuchen; nur wäre die Glükſeeligkeit der Einzelnen ſo wohl, als des geſellſchaftlichen Ganzen allemal der groſſen Ordnung des Univerſums unterworfen. Wolte man hierbei vorausſetzen, als ob uns Allen in Rükſicht auf dieſe groſſe Ordnung der Dinge ſolche Leidenſchaften, ſolche Neigungen und ſolche verſchiedene Gedenkensar-

ten angebohren, eingeflösset und zu etheilet worden seyen; so mögte es Manchen bedenklich vorkommen. Sie wollen nun meine Gedanken noch einmal wissen, und längst ist es bekannt, daß ich mit denen nicht zu frieden sey, die den Begriff, welchen man sich von der Glükseeligkeit zu machen habe, erst alsdann aufsuchen, wann ihr System schon fertig ist, und welche mittelst einer willkührlichen Worterklärung die grösten Gedanken der alten und neuen Weltweisen wie ein Exercitium eines Schülers durchstreichen. Wir sind weder zu dem Stande der Wilden, noch zu dem bürgerlichen Stande besonders, allein, oder vorzüglich bestimmet; sondern die Natur hat beides gleich in der Absicht. Alles ist hier nicht gut, nemlich vorausgesetzet, daß wir hienieden zu einer Glükseeligkeit bestimmet seyen; sondern Alles ist nur gleich, in dem Sinne nemlich, wo, alles wohl gerechnet, alles wohl verglichen, kein Mensch vor dem andern in einem unbilligen Vortheile stehet. Pope hat dieses selbst wohl ausgeführet, nur mit dem Unterschiede, daß er glaube, der Mensch habe also die Glükseeligkeit, deren er nach den Umständen fähig sey, sey also à sa place, und so hat dann ein Siecher die Glükseeligkeit, deren er nach seinen Umständen fähig ist, und ist im Lazaret à sa place. Aber wir wollen von Herzen gerne alles zugeben, was die grosse Ordnung der Dinge erfordern soll, und wir wollen uns nicht beschweren, daß wir nicht glükseelig seyen; sondern uns nur nicht täuschen lassen, und selbst täuschen, als seyen wir gegen das Zeugnis der Sinne selbst glükseelig. Wir wollen uns gerne bescheiden, daß es in der besten Welt nicht anders seyn könne, als es ist; alles, was wir wissen wollen, ist nur dieses, wie die angenommenen Begriffe von der Moral und dem Naturgesetze mit unserm wahren Zustande, so wie ihn die unlaugbare Geschichte vor Augen leget, zu vereinbaren seyen? . . . . . Indem ich nun mein Angesichte der besten Welt zukehre, denke ich gar nicht daran, den wahren Sinn des Plato, Leibnitzen und Po-

pen an dieſem Orte zu erforſchen, und ich denke nicht daran, dieſe Philoſophen zu critiſiren, noch weniger ſie zu widerlegen. Ich bin kein Leibnitzianer und kein Anti-Leibnitzianer; kein Wolfianer, und kein Anti-Wolfianer. Ich kenne und verehre das Verdienſt aller dieſer Philoſophen; aber ich nehme mir die Freiheit, welche dieſe Herrn ſich auch genommen haben, allen Philoſophen in demjenigen, was ich gegründet finde, beizupflichten; in manchem andern aber von ihnen wieder abzugehen, ohne deswegen, wie ein blos ſammlender Eclecticus zu philoſophiren, und auch ohne ein Scepticus in dem gemeinen Sinne zu ſeyn: dann ſonſt mögte es wohl noch erlaubet ſeyn, ein wenig zu zweifeln. Ich will jezt nur ſagen, was ich denke, und was kan ich anders denken, als daß nichts ſo beſonders ſey, als dieſes, ſich einzubilden, GOTT habe unter mehreren möglichen Welten die BESTE erwählet. Die Entſchuldigung, daß man ſich nur menſchlicher Weiſe die Sache alſo vorſtelle, mögte Plaz finden, wann es eine bloſe Inſtanz beduten ſolte: aber auf etwas, das man ſich nur ſo menſchlicher Weiſe vorſtellet, bauet man kein ganzes Syſtem. Sonſt lieſe ſich noch ſehr viel Anthropomorphitiſches anbringen, indem es würklich im Grunde einerlei iſt, ob man ſich, dumm wie jene Secte, Gott menſchlich vorſtellet, oder ſeiner ihn wie einen Menſchen denken, wählen und handeln läßt. Ich nehme aber ſo gleich, da ich nach meiner Uhr ſehe, wahr, daß die Poſt die weitere Entwickelung meiner Gedanken nicht erwarten werde. Leben Sie einſtweilen wohl!

* * *

H. den 16 Nov. 1768.

Wir wollen zwei Welten ſetzen, die eine, welche würklich die höchſte mögliche Vollkommenheit von Anbeginn erhielte, ohne eines Zuwachſes an Vollkommenheit weiter fähig zu ſeyn; die andere, welche in das Unendliche immer an Vollkommenheit wach-

ſe, und nicht vollkommener als die erſte, aber auch nicht unvollkommener ſey, indem, da ihr Wachsthum an Vollkommenheit insUnendliche fortgienge, eben dieſer Wachsthum insUnendliche als eine höchſte Vollkommenheit, nur von einer andern Art, angenommen werden müßte. Welche unter beiden Welten ſoll Gott wählen? Eine iſt die beſte, wie die andere. Aber, dieſes bei Seite geſezt, kan nicht, werther Freund! dieſe unſere Particular-Welt die ſchlechteſte unter allen ſeyn, und doch in Anſehung des Ganzen eben ſo glüklich beſtehen, wie das Reich der Tartarn und der Calmucken in Anſehung des geſitteten Europens? Es bleibe alles mit der Tartarei und Calmuckei in dem Stande, wie es iſt, und Europa verlieret dadurch nichts an Sitten. Man culeiviire dieſe phyſiſch und moraliſche Wüſten, und Europa wird dadurch nicht vollkommener. Wer wolte alſo ſchlieſſen, daß eine Wüſte nothwendig erfordert werde, damit ein angebautes anderes Welttheil vollkommener werde? Es bleibt das Univerſum eben daſſelbe, Lucretia mag ſich erſtechen, oder nicht. Es iſt lächerlich, zwei Welten zu erdichten, die eine, wo Lucretia ſich erſticht, und die andere, wo ſie es wie die Matrone zu Epheſus machen würde. In einem, wie dem andern Falle, iſt und bleibt es nur eine und dieſelbe Welt. Ich habe vor zwanzig Jahren einen jungen Herrn kennen gelernet, als er ſo eben mit der Diligence von Paris zurükkame. Geld brachte er freilich nicht mit; Mais le ton de la bonne Compagnie. Vor kurzem habe ich ihn ſehr ſolid wieder gefunden, und zwar als einen ernſthaften Schriftſteller. Worüber meynen Sie wohl, daß er ſchriebe? Rathen Sie ----

Nauita de ventis, de tauris narrat arator.

Worüber könte er ſchreiben, wann er geſcheut iſt, wie er es iſt, als über ſeine Erfahrungen? Und worüber ſchreibt er dann? So neugierig war ich ſelbſt ----- Er hat es aber getroffen, und ſchreibet Sur les Voyages mal entendûs. Dieſer ſagte mir, daß

längſt die erſtaunlichſten Revolutionen die franzöſiſche Monarchie betroffen haben würden, wann eine galante Avanture nothwendig ſolche Folgen haben müßte, wie in dem alten Rom, und daß deswegen doch Conſuls hätten entſtehen können, wann auch Lucretia ſich nicht erſtochen hätte; oder, daß anſtatt der Conſuls, und was weiter darauf erfolget iſt, ein Zuſammenhang von Dingen oder Nexus rerum [dieſes Latein hatte der junge Herr noch aus Teutſchland mit nach Paris gebracht] gleichwohl entſtehen können, welcher für ein Equivalent hätte paſſiren müſſen. Die Türken würden den Ruſſen den Krieg angekündiget haben, wann gleich kein Mann Ruſſen in Pohlen geweſen wäre, und die Ruſſen würden in Pohlen ſeyn, wann kein Diſſident jemals darinnen geweſen wäre — Auguſtus ſtirbt zu Nola — Iſt dieſes das Principium, woraus die nachgefolgeten groſſen Begebenheiten ſich als Schlüſſe herleiteten? So wenig, als aus dem Satze: Es kan nichts zugleich ſeyn und nicht ſeyn, die Wolfiſchen Quartanten entſtanden ſind. Spanien beſchlieſſet im geheimen Cabinete die Eroberung des Königreichs Portugal. Der Souverain der Portugieſen beleidiget von ungefähr durch eine Mine einen Groſſen ſeines Reichs, und dieſer ſpinnet aus Rache eine Verſchwörung wider ſeinen König an. Der König wird meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht, und Spanien bemeiſtert ſich des Königreichs ohne Mühe. Allein der König entgehet ſeinen Meuchelmördern; hätte nun nicht deſſen ungeachtet im lezten Kriege Portugal in Spaniſche Hände fallen können? So gewis es übrigens iſt, daß allerdings vorausbeſtimmte nothwendige Begebenheiten der Grundverfaſſung unſerer Welt von Ewigkeit eingewürket ſeyen; ſo gewis iſt es nicht minder, daß die wahrhaftig zufälligen Begebenheiten dadurch nicht ausgeſchloſſen werden. Nicht alles kan in dieſer Welt auch anders ſeyn, wann ſolche ihre Identität behalten ſoll; aber vieles kan ganz anders ſeyn, und die Welt doch dieſelbe ſeyn und bleiben. Mit nächſtem ein mehreres. Leben Sie wohl!

H. den 18 Nov. 1768.

Ich bin wegen des Verluſtes vieler Gedanken beſorget, da ich aus fremden Beiſpielen weiß, wie leicht ſolche, oft unwiederbringlich, bei Zerſtreuungen und Geſchäften verlohren gehen, und ſo mögen nicht ſelten groſſe Gedanken eines Leibnitzes von einander getrennet worden ſeyn, wie Schiffe bei einem Sturm weit von einander zerſchlagen werden, ohne ſich jemals einander wieder anzutreffen. Stellen Sie ſich einen groſſen Feuerkörper vor, und einen groſſen Waſſerkörper ohne ein verbindendes Drittes. Bedienen Sie Sich des Wortes: Welt, getroſt, und ſagen mir nun, ſind es zwei Welten, oder iſt es nur eine? Wir müſſen die Welt niemals anders definiren, als nur proviſoriſch, und nach unſerer Erfahrung, die wir davon haben. Nach dieſer Erfahrung hat ſie zwei groſſe Grundtheile, Geiſt und Materie. Von einem mehreren iſt hier der Ort nicht, zu reden. Wo aber haben wir nun die Offenbarung her, daß auſſer dieſer Welt, deren Grundtheile Geiſt und Materie ſind, keine andere exiſtire, welche pur Geiſt ſey, oder eine pure Geiſterwelt? Ah! wird der Herr Magiſter ſagen, dieſe dem Scheine nach zwei Welten machen zuſammen das Univerſum, oder die eigentliche wahre Welt, die nur eine iſt, aus. Allein, wann man theils blos willkührlich, theils in andern Abſichten, oder nur kürzer zu reden, oder etwas zu erklären, Alles, was exiſtiret, es ſey mit einander verbunden, oder nicht, das Univerſum nennet: ſo iſt es hier der Fall nicht, wo man ſo philoſophiren dürfe; ſondern wir müſſen hier zwei Welten eben ſo von einander unterſcheiden, wie einen puren Feuerkörper, und einen puren Waſſerkörper. Die Geiſter, welche die pure Geiſterwelt ausmachen, ſollen hier ihrem Weſen nach ſo geartet ſeyn, daß ſie niemals mit einem Leibe vereiniget werden können, und dadurch bleibt die Geiſterwelt weſentlich von unſerer vermiſchten Welt abgeſondert. Eine Communication kan,

wie mittelſt der Schiffe zwiſchen zweien Inſeln, ſtatt finden; allein in dem Auge des gemeinen geſunden Verſtandes malen ſich dieſe Inſeln allemal als zwei würklich unterſchiedene Inſeln ab, wohingegen Nord- und Süd-America allemal nur ein America ſind, weil ſie mittelſt einer Landenge bekanntlich zuſammen hängen. Wer hat uns nun ferner die wichtige Entdeckung gemacht, daß Gott nicht dieſe zwei Welten habe erſchaffen können; ſondern nur eine derſelben, und alſo in den Fall geſezt worden ſey, unter beiden die vollkommenſte zu wählen? Sie können beide bei einander beſtehen, aber nicht in ſolcher Verbindung, die ihren weſentlichen Unterſchied aufhebe; ſondern als zwei ſehr verſchiedene Inſeln, übrigens vom Oceane der Gottheit gleich umfloſſen. Aber, wann auch hätte gewählet werden müſſen; würde daraus gefolget haben, daß die pure Geiſterwelt, als objectiviſch beſſer, auch ſubjectiviſch, nach den Abſichten Gottes, die allein wählbare Welt geweſen ſeyn würde? Hätte nicht die minder vollkommene, aus ſonſt überwiegenden Gründen den Vorzug behalten können? Geben etwa die ſubjectiviſchen überwiegenden Gründe dem objectiviſch minder vollkommenen eine gröſſere Vollkommenheit, und iſt das Gewählte, blos darum, weil es gewählet worden, das Beſte? Gott kan allemal nicht anders, als am beſten wählen; aber, was er wählet, iſt darum nicht objectiviſch das Beſte. Und ſo muß man ſich die Sache menſchlich vorſtellen, wann man ſie ſich menſchlich vorſtellen will; dann im Grunde findet gar keine Wahl ſtatt. Leben Sie wohl!

* * *

H. den 20 Nov. 1768.

Ich fahre fort. Wann alſo GOtt aus überwiegenden Gründen das Böſe zugelaſſen hätte: ſo folgte daraus nicht, daß die Welt, deren Exiſtenz wir gewis ſind, nemlich dieſe unſere vermiſchte Welt darum die beſte ſey, und ohne das Böſe minder

vollkommen gewesen seyn würde. Sie könte und würde ohne das sehr entbehrliche Böse vollkommener seyn, und dieses stimmet auch mit dem Buchstaben der H. Schrift ganz überein. Aber eine Welt ohne Böses wäre deswegen keine andere Welt, und GOtt hat nicht zwischen zwei Welten, wo in der einen das Böse unvermeidlich, in der andern aber alles gut wäre, gewählet. Die Welt mit und ohne Böses ist nur eine Welt. Wäre der Mensch im Stande der Unschuld geblieben, und hätte von selbst ohne Zwang der Versuchung widerstanden: so würde die Welt vollkommener gewesen seyn, als sie jezt ist, oder, wann alles dereinsten hergestellet werden solte, kommt vielleicht eine gleiche Vollkommenheit heraus. Allein wann GOtt, in der Absicht, das Böse zu verhindern, seine Allmacht hätte gebrauchen müssen, und der Fall dieser gewesen wäre, daß alsdann die Welt durch die grosse Veränderung, welche der Gebrauch der Allmacht verursachet hätte, noch unvollkommener geworden wäre, als wann das Böse zugelassen würde: so können die überwiegenden Gründe, die GOtt gehabt haben kan, selbst unserm kleinen Verstande nicht mehr so unbegreiflich vorkommen. Das Böse kan also zugelassen worden seyn, nicht damit die Welt dadurch eine grössere Vollkommenheit erlange; sondern damit sie nicht unvollkommener werde, wann die Allmacht gebrauchet werden müßte, das Böse zu verhindern, sie, die gefallene Welt, die sonst ohne Böses **vollkommener** gewesen wäre. Wann aber auch das Böse aus andern Gründen, welche eine Beziehung auf die pure Geisterwelt hätten, unvermeidlich gewesen wäre; so folgte auch daraus noch kein Schluß auf eine grössere Vollkommenheit, welche dadurch intendiret werden wollen, und man könte nimmermehr sagen, daß die Unvollkommenheit des Theils die Vollkommenheit des Ganzen sey; dann in diesem Falle bliebe doch unsere vermischte Welt ein Ganzes für sich, und wäre kein Theil der Geisterwelt. Begnügen Sie Sich für diesmal hiermit, und leben Sie wohl!

* * *

H. den 25 Nov. 1768.

In einer Nacht, wo ich die zerſtreuten Gedanken ſammlete, die ich am Tage gehabt hatte, dachte ich abermals --- und es geſchiehet gewis nicht ſelten ---- dem thörichten Thun der Menſchen nach. Es iſt eine ſchon oft gemachte Anmerkung, daß die Menſchen in dieſer Welt nicht anders leben, als wann ſie beſtimmet wären, ewig in ſolcher zu beſtehen. Salomo philoſophirte göttlich hierüber. Halb im Gedächtniſſe, halb im Buche, das ich nachſchlage, funde ich die prächtige Gedanken, die Sie hier noch einmal leſen müſſen, wann Sie ſolche auch ſchon hundert mal geleſen haben ſolten:

Der Thoren Seele wählt ein ewig Hochzeithaus,
Sich bei dem Lärm und Unſinn zu ermüden:
Der Stille ungewohnt, und nie gelabt mit Frieden,
Ruft ſie der Tod zerſtreut heraus
Zur öden Ewigkeit. Des Weiſen harte Lehren,
Sein Schelten ſelbſt iſt beſſer anzuhören,
Als der betäubende Geſang
Des ausgelaßnen Unverſtandes.
Sein Lachen gleicht dem Knattern eines Brandes,
Der durch die dürren Hecken fährt.
Sie praſſeln laut, wann Sie die Glut verzehrt:
Er lacht bei innrer Qual, bis alle Luſt verſchwunden,
Und wann er ausgelacht, fühlt das zerſtreute Herz
Die Laſt der Einſamkeit, und des Gewiſſens Wunden,
Mit einem aufgeſparten Schmerz.

Bemerken Sie hier, gerührter Freund, die Wahl der Beiwörter, und das ſich ausnehmende Harmoniſche! O, wie dankte ich dem Herrn Hofrath Michaelis, dieſes Vergnügen, das ich empfunde! dieſes reine Vergnügen dankte ich einem Dichter, der

ſo ſelten genennet wird, und ſo vorzüglich genennet zu werden verdienet. Aber welche Anmerkung mußte ich leider! hierbei machen? Ja, geſchäzter Freund! es iſt kein bloſſer Argwohn mehr, und es beſtättiget ſich alle Tage, daß man einen Geſchmak bei uns vorzüglich geltend zu machen ſuche, den wir unter uns le Goût de Frivolité zu nennen pflegen, und uns öfters geſchmeichelt hatten, es würde dieſer Geſchmak den Teutſchen ſo unnatürlich ſeyn, daß nicht einmal ein Ausdruk in unſerer Sprache zu finden ſeyn mögte, welcher dem franzöſiſchen gleich käme. Mangelt uns eine Vollkommenheit, wann uns die Franzoſen in naiven Erzählungen ſich nakt badender Mädgen übertreffen? Iſt es der Dithyrambiſche Hymnus, worinn wir die Ehre unſerer Nation ſuchen ſollen? Haben wir nicht ſchon mit dem Intellectu dithyrambico genug, den einige neuere Proſaiſten in ihren Schriften affectiren? Doch hier wende ich mein Antliz weg ---- Aber, nur zu wahrſcheinlich iſt es, daß einige . . . . eine Oberherrſchaft in der gelehrten Welt ſuchen, wovon ein grundgelehrter H * rd * r ſchon etwas zu verſtehen gegeben hat, und vielleicht ſind die Rangordnungen in dem Tempel des Ruhmes ſchon ſo gemacht, wie in Pompejens Lager die Ehrenſtellen in Rom ſchon ausgetheilet waren. Was wird endlich aus dieſem allen werden? Berühmte Schriftſteller vor uns hatten ihre andere Methoden nicht ohne Gründe gewählet gehabt. Sie vermieden nicht ohne Gründe dasjenige, was jezt ängſtlich geſuchet wird, und führten keine neue Moden ein, um ihre Vorgänger in ihrer alten Tracht lächerlich zu machen. Wegen eines geänderten Geſchmackes in der Baukunſt riſſen ſie nicht Schlöſſer um, die über hundert Jahre mit aller Bequemlichkeit bewohnet worden, und regelmäſſiger aufgeführet worden wären, wann auf den Nutzen nicht zugleich mitgeſehen worden wäre. Sie waren nicht ſo grob, einen höflichen Wirth, der ihnen geſunde und ſchmakhafte Speiſſen vorſezte, undankbar zu verſpotten, wann ein neu auf-

kommender Haut Goût nicht sogleich von ihm angenommen und nachgeahmet werden wolte. Und was dachte ich hier, und was konte ich anders denken, als:

Aus Palästrina wird der Oelzweig ausgebannt:
Sein nakter Felse soll dem neuen Pfluge dienen,
So wie der fette Leim in dir, Aegyptenland.
Der Väter Einfalt wird verspottet:
Den Libanon ließ sie unausgerottet,
Der uns zum Acker werden kan!
Man haut ihn klüglich um, und --- leget Wüsten an.
Der Regen mindert sich, da ganze Wälder sinken,
Der Wolken Vaterland --- Die Wärme mehrt sich schon;
Sein Haupt verliert den Schnee; die dürft'gen Bäche trinken
Nicht mehr den reichen Schaz; des klugen Sohnes Sohn
Sieht einst den Jordan sanfter flieſſen,
Und wo man künftig noch die armen Felder baut,
Die Bach und Thau verließ, auf die kein Himmel schaut,
Und sie benezt, mag sie der Bauer selbst begieſſen.

Ich geriethe zu tief in Gedanken, und suchte sie wieder zu zerstreuen ---- Ich fiele auf ein Buch, wo die Schreibart vermutlich classisch seyn sollen. Es war nicht anders, als ob es ein Maler geschrieben hätte, der auſſer seiner Kunstsprache keine andere Sprache verstünde. Die allergewöhnlichsten Sachen wurden mit Gruppen, Cartons, Licht und Schatten, Pinsel, Colorit, Stellung u. s. w. umschrieben ausgedrucket; die Ideen bekamen Körper; das Ideal brillirte, und ein paar Gedanken, von einer gehrenden Bierhefe abstrahiret, machten den Styl ori-

ginal und characteriſtiſch. So muß man ſchreiben; ſonſt hat man keinen Styl. Ich ſchlummerte indeſſen ſanft und ruhig ein. Leben Sie wohl!

Nachſchreiben.

Glauben Sie nicht, als hätte ich den Inhalt Ihres vorleztern Schreibens vergeſſen. Ich kan nur die Stelle im Lactanz, deren ich mich ſonſt wohl erinnere, und die auch auſſerdem bekannt genug iſt, nicht ſo gleich finden. Was ſonſt Ihren Freund anlanget, der, weil er einen Geſezgeber als einen Staatsbetrüger nennet, welcher von einem Berge ſeine Taffeln geholet habe, etwas unartig beſchuldiget werden wollen, als habe er den Moſes darunter verſtanden: ſo kan ich Ihnen, um auch bei dieſer Gelegenheit mich wieder eines Original-Ausdruckes zu gebrauchen, gar leicht aus dem Traume helfen. Es iſt die liebe Unwiſſenheit nicht weniger unſerer Herrn Recenſenten ſchuld daran, daß ſolchen der Moſes, den ſie von ihren Kinderjahren her kennen, eher einfällt, als der Minos.

Und macht etwa zwiſchen dieſem Betrüger und unſerm Moſes Berg und Höle einen Unterſchied? Minos, Cretenſium rex, unoquoque anno in quoddam præaltum, & vetuſta religione conſecratum ſpecus ſecedere ſolebat, & in eo moratus, tanquam a Jove, quo ſe ortum ferebat, *traditas ſibi leges* perrogabat. Ein mehreres wäre für Sie noch überflüſſiger, als für mich. Gott behüte uns für neuen Ketzermachereyen! Leben Sie wohl!

* * *

H. den 30ten Nov. 1768.

Ich muß es Ihnen nur gerade heraus ſagen, daß ich je länger je mehr wahrzunehmen glaube, wie der Idealismus einer gewiſſen Philoſophie eben ſo eigen, als fatal demjenigen allen ſey,

was uns vorzüglich am Herzen liegen solte. Ich weiß sehr wohl, welch ein sonst gegründeter Unterschied noch zulezt zwischen Phénomene und Aparence gemacht worden; aber ich habe ihn auch gleich Anfangs nur als den lezten Stral eines verlöschenden zweifelhaften Lichtes angesehen. Doch hiervon diesmal nichts weiter. Keine Subsianz ist möglich, die nicht auch würklich existire, oder, alle mögliche Subsianzen existiren auch würklich. Ich rede hier nur von denen Subsianzen, die ihrer selbst bewust sind, und unterscheide sie in solche, die wesentliche Beziehungen auf einander haben, und also nothwendig zusammen würken, und in andere, die mit einander, aber nicht mit jenen, zusammen würken. In meiner Idee sind also hier zwei Welten, und vielleicht unzählige. Nun mache ich wieder den schon gemachten Unterschied zwischen einer puren Geisterwelt, und einer vermischten Welt. Von der puren Geisterwelt will ich zuerst reden. Die für diese pure Welt gehörige geistige Subsianzen machen in ihrer Verbindung mit einander ihre innere reelle Welt oder Grundwelt aus; was aber von ihren zusammen geschehenden Würkungen resultiret, kan mit Recht eine Phänomenal-Welt genennet werden. Unsere vermischte Welt hat zwei grosse Grundtheile, Geist und Materie. Die Materie ist eine reelle und nicht scheinbare Folge der Existenz der Geister, und bestehet demnach als reel für sich, nur abhängig von den Geistern, von deren Existenz sie die Folge ist. Man vernichte diese Geister: so höret die Materie zwar in gleichem Nu auf, zu seyn; aber sie ist deswegen doch kein Schein; sondern etwas reelles, eben so wie die Geister keine Phænomena, noch weniger Apparentiae, sonder die reellesten Wesen sind, wenn gleich in dem unmöglichen Falle, daß Gott —— sie alsdenn in gleichem Nu zu seyn aufhören würden. Haller hat diesen Gedanken also ausgedrücket:

Ja,

Ja, könten nur in Gott die feſten Kräfte ſinken;
Es würde bald mit aufgeſperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts des Weſens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfgen Waſſer trinken. *

So verhält es ſich mit der Materie. Was nun von Geiſt und Materie, als den beiden groſſen Grundtheilen unſerer vermiſchten Welt, reſultiret, dieſes iſt unſere Phänomenal-Welt; aber eine ganz andere Phänomenal-Welt, als die idealiſtiſche der Geiſter. Betrachten wir nun aber dieſe vermiſchte Welt in der unmittelbaren Verbindung mit unſern Sinnen: ſo fallen die beiden Grundtheile dieſer vermiſchten Welt gewis nicht in unſere Sinne, und die von dieſen beiden groſſen Grundtheilen dieſer vermiſchten Welt reſultirende Phänomenal-Welt wirft wieder Schatten von ſich. Zwei Welten, oder Universa, müſſen wir hier allemal im Geſichte haben. Eine jede hat ihr Inneres, und ihr Aeuſſeres. Aber das Innere und das Aeuſſere iſt in beiden unterſchieden. Dort ſind pure Geiſter, unfähig einen Leib anzunehmen; Sie würken aber zuſammen, und was von zuſammenwürkenden puren Geiſtern reſultiret, kan ganz begreiflich und natürlich nicht daſſelbe ſeyn, was von zuſammenwürkenden Geiſtern, wenn ſie alle einen Leib hätten, reſultiren würde. In der vermiſchten Welt, deren groſſe Grundtheile Geiſt und Materie ſind, kommen alſo natürlich ganz andere Reſultate heraus, als die Reſultaten ſind, welche aus dem Zuſammenwürken purer Geiſter heraus kommen. Ich ſage noch nicht, daß ſich alles würklich ſo auſſer uns verhalte; ich führe dieſes alles nur an, um zu zeigen, auf welchen verſchiedenen Seiten die allerwichtigſte Sache, die uns intereſſiret — Was ſage ich,

* Hallern führe ich hier blos zur Erläuterung an.

intereſſiret — Ohne welche kein nachdenkender Menſch ſich beruhigen kan, angeſehen werden könne, und müſſe. Alles wird hier ſo genommen, in wie weit es ſich noch zur Zeit ergründen läſſet. Wir haben alſo, in Beziehung auf jede verſchiedene Welt, ein zweifaches Phänomenale. In Rükſicht auf die pure Geiſterwelt iſt ein Phönomenon eine, einen reellen Grund, oder etwas reelles zum Grunde habende, Vorſtellung eines Aeuſſern, das für das urſprünglich vorſtellende Weſen nicht exiſtiret, in Anſehung anderer Weſen aber die Geſtalt eines Exiſtirenden an ſich nimmt, weil ſolche ſich das nemliche Ding vorſtellen müſſen, ohne in ſich ſelbſt den Grund dazu zu haben. Dieſe Vorſtellungen ſind aber wechſelsweiſe. Es iſt nemlich das gewiſſeſte, was man ſetzen kan, welches von dem Zuſammenwürken purer Geiſter reſultire, **dieſes**, daß ein jeder einzelner Geiſt, indem er mit andern, und andere mit ihm, zuſammen würken, dadurch zu einer Vorſtellung des Ganzen ſeiner Welt gelange, die er ſonſt nicht haben, und in dem Augenblicke verlieren würde, wann nur einer von den übrigen Geiſtern aufhörte, zu würken, oder, welche Vorſtellung ſich ganz anders in ihm eräugnen würde, wann die Harmonie, von welcher hier alles abhänget, alteriret würde. Die Vorſtellung eines Aeuſſerlichen iſt von der Vorſtellung eines Dinges, das würklich exiſtiret, aber das ich ſelbſt nicht bin, unzertrennlich. Dieſes Aeuſſerliche aber, was ein Geiſt ſich vorſtellet, wann er nicht an mehrere Weſen, die auſſer ihm ſeyen, blos denket; ſondern ſich ſolche, als würklich auſſer ihm exiſtirend, als ihre Exiſtenz erfahrend, vorſtellet; dieſes Aeuſſerliche exiſtiret ſelbſt nicht, beziehet ſich aber auf Dinge, die würklich exiſtiren, hat alſo einen reellen Grund, iſt als eine Erfahrung mehr als ein Schein, und weniger als eine ſubſtantielle Würklichkeit, oder es iſt eine beſondere Art eines Reellen, mit einem Worte, ein Phänomenon, von einer Apparenz unterſchieden. Wir wollen nun das Phänomenale in Abſicht auf unſere ver-

mischte Welt betrachten; doch nein, ich will nur ein paar Worte davon sagen. Gesezt, es resultirte von dem Zusammenwürken der puren Geister eine Vorstellung einer Sonne, wie die unsrige ist; so würden diese Geister, da sie keine Sonne in ihrer öden Welt haben, in dem Falle der Idealisten seyn, wir hingegen haben eine wahre Sonne in unserer Welt; aber sie ist das Resultat von unendlich vielen Dingen; ein Drittes, das aus den Verhältnissen z. E. zweier andern Dinge gegeneinander entstanden ist, und wann eines dieser Dinge seine Lage gegen das andere änderte, nicht mehr seyn würde. Sie ist also ein Phänomenon, und so verhält es sich mit unserer ganzen vermischten Welt. Der Bau unseres Auges hat eine Beziehung auf die äussere Dinge, wie sie würklich, als Aeussere Dinge, sind, und dieser Dinge Aussereo hat wieder eine Beziehung auf den Bau unseres Auges. In einem kranken Auge aber kan sich ein Licht malen, wo keines ist, oder eine Wolke, wo alles heiter ist, und dieses wäre Schein oder Apparenz. Es würde noch viel zurücke seyn, wann ich einen Quartanten schreiben wolte; aber es ist nur ein — nach seinem Schlusse seufzender Brief. Leben Sie wohl!

Ich muß doch noch ein paar Worte hinzufügen. Wann wir ein Licht sehen, wo keines ist: so ist dieser Betrug unserer Sinnen kein Phänomenon. Mit puren Geistern verhält es sich aber anders, indeme solche keines solchen Betruges fähig sind; sondern, wann sie sich eine Sonne, als ausser sich, vorstellten, dieses das Resultat gewisser harmonischer Operationen seyn würde, und nicht anders als etwas sehr reelles, nemlich die solchen Geistern vorzüglich beizulegende Einsicht in das Wesen der Dinge, zum Grunde haben könte. Diese Geister würden sich also in diesem Falle nicht betrügen; sondern die Beschaffenheit dieses Phänomenons und seinen Grund bald erkennen. Ein jeder dieser einzelnen Geister würde sich willkührlich eine Sonne vorstellen

können, und dieſes wäre eine Apparenz; wo aber Andere in der Lage wären, ſich nothwendig eine Sonne vorſtellen zu müſſen, wäre es in ihrer Welt ein Phänomenon. In der unſrigen haben wir ein reelles Aeuſſeres, auch ohne vorgeſtellt zu werden, reell.

* * *

H. den 10 Dec. 1768.

Ich habe die Stelle in dem Lactanz gefunden. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß es wahre und von GOtt ſelbſt herrührende Prophezeihungen gebe; aber, daß viel merkwürdiges dieſer Art in dem Heidenthum auch vorgegangen ſey, haben die Kirchenväter ſelbſt bemerket. Erwarten Sie hier nichts von den Sybilliſchen Blättern; aber erlauben Sie mir nur das einzige, daß die alten Philoſophen gar leicht ſich in der Sprache der heiligen Bücher haben ausdrücken können, ohne nur von weitem daran gedacht zu haben, einen gleichen Sinn damit zu verknüpfen. Die Sybillen konten geſagt haben, was Virgil ſo glüklich als ein Compliment, das dem Pollio angenehm ſeyn könte, zu gebrauchen gewußt hat, ohne ſich nur etwas von unſerm Erlöſer träumen zu laſſen. Die Virgiliſche Jungfrau war die Aſträa:

Iam redit et Virgo, redeunt Saturnia Regna,

und ganz natürlich ware es, daß ſie nicht wieder kommen würde, ohne den Greuel, vor dem ſie flohe, ausgetilget zu ſehen.

Te duce, ſi qua manent ſceleris veſtigia noſtri,
Irrita perpetua ſoluent formidine terras.

Die bloſſe Vernunft konte dem Plato ſagen, daß mit dem Menſchen etwas beſonderes vorgegangen ſeyn müſſe, ohne daß er deswegen von dem Falle Adams das mindeſte gewußt habe. Zur Zeit des Lactanz muß es ausgemacht geweſen ſeyn, daß die alten

Philoſophen keinen Umgang mit dem jüdiſchen Volke gehabt haben; ſonſt würde er gewis Gebrauch davon gemacht haben. Aber nach verſchiedenen Abſichten muß Minos der Moſes, und Serapis der Joſeph ſeyn. Sehr merkwürdig iſt es indeſſen, daß Lactanz glaubet, Gott habe es verhindert, daß jene Philoſophen nicht zu ſeinem Volke gekommen wären, damit ſie die Wahrheit nicht erfahren ſolten. Ein kleiner Freigeiſt würde hier ein lautes Hohngelächter erheben, und wann ihm Pharao einfiele, wäre dieſe Aſſociatio idearum nicht weit her. Oft habe ich gedacht, und noch oft denke ich daran, woher es doch komme, daß Künſte, Vortheile, Hülfsmittel allerlei Art, auf die ein Kind verfallen könte, ſo ſpät erſt entdecket werden? Es muß hiervon etwas im Plane der Fürſehung zu leſen ſeyn. Noch mehr aber iſt es zu bewundern, ich will nicht ſagen, daß Plato nur einen Schritt weiter hätte thun dürfen, um ein Chriſt ohne Offenbahrung zu werden, aber daß die groſſen Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes, die Urgeiſter, die Geiſt Schöpfer, die Erfinder groſſer Wahrheiten immer nur einen Schritt von einander entfernet geblieben ſind? Am allermeiſten aber iſt es zu bewundern, daß ſeit ſechs tauſend Jahren es noch nicht ſo weit gebracht worden, daß nur dasjenige Wiſſen, das in unſerm Laufe von der Wiege bis zum Grabe uns unentbehrlich nöthig zu ſeyn ſcheinet, erſchöpfet worden wäre. Der Mechanismus unſerer Welt — aber gewis ein anderes Ding, als wir uns ſolchen nach dem Vorbilde einer Uhr vorſtellen — dieſer Mechanismus iſt uns noch nicht ſo weit bekannt, daß wir von den Begebenheiten in der Körperwelt nur die kleinſten Eräugniſſen zuverläſſig vorher wiſſen könten. Ich denke nicht daran, das wir ſo glüklich ſeyn ſolten, unſere Nachkommen vor einem Erdbeben, einer groſſen Ueberſchwemmung, warnen zu können; könte uns nur jemand die guten und böſen Jahre vorherſagen, uns auf Seuchen oder andere unbekannte Krankheiten vorbereiten, und kennten wir nur den innern

Bau unſes Körpers vollkommener! Aber, wird dieſes alles noch einmal entdecket, und ſelbſt der Siz unſerer Leidenſchaften gefunden werden: warum waren die Millionen, welche vor uns geweſen, dieſer Känntniſſe beraubet? Und über zwei allerwichtigſte Mängel müſſen wir noch klagen, es fehlet uns eine moraliſche Kunſt, wobei ich, wohl verſtanden, mich nur auf dieſes Leben einſchränke, und verlange, daß keinesweges die Unſterblichkeit der Seele, als ein Convenienzſaz, mit herbeigezogen werden ſolle. Die Erfindung dieſer Kunſt wäre eine der wichtigſten. Plato iſt, wie ich zuverläſſig ſagen kan, der Einzige, der etwas hiervon geſaget hat, und nennet ſie Artem Circumductionis. Aber ein mehreres erwarten Sie für diesmal nicht von mir. Der andere wichtige Mangel iſt die gänzliche Ungewisheit, in welcher wir in Anſehung unſers Zuſtandes nach dem Tode gelaſſen werden. Die H. Schrift wird bekanntlich nicht von allen Völkern der Erde angenommen, und ich rede hier von einer ſolchen lebendigen Känntnis, wie wir von unſerm künftigen Zuſtande nach vollendetem Schlafe haben. Wende ich mich nun zur Philoſophie in ihrem ganzen Umfange: ſo fehlet uns noch eine Kunſt, die unſere Logicken gewis nicht erſezen, und die ich die Lydiſche Kunſt, Artem Lydiam, nennen will, nemlich eine unwiderſprechlich zuverläſſige Kunſt, in philoſophiſchen Sachen, wie ein Arithmeticker durch ſeine Proben, zur Gewisheit zu gelangen. Der tiefgelehrte Academicker zu Berlin, Herr Lambert, gehet dieſen ſchweren Weg, und wie weit Er auf dieſer groſſen Reiſe gekommen, berichtet uns ſein berühmtes Organon. Aber was ſagt dann nun Lactanz, und wo bleibet ſeine Stelle? Schaffen Sie Sich ihn ſelbſt an, und ſuchen Sie die Stelle. Doch nein, ſo unhöflich will ich Sie nicht abfertigen. Die Stelle lautet: Unde equidem ſoleo mirari, quod cum Pythagoras, et poſtea Plato, amore indagandae veritatis accenſi, ad Aegyptios et Magos et Perſas usque penetraſſent ----- ad Judaeos tamen non acceſſerint, penes

quos tunc solos Religio erat, et qui facilius ire potuissent. *Sed auersos esse arbitror divina providentia, ne scire possent veritatem:* quia nondum fas erat *alienigenis* hominibus -- und so weiter: dann hiervon liesse sich viel sagen. Die Juden machten aus ihrer Religion ein Geheimnis, die Römer aus ihren Sybillischen Blättern, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein jeder heidnischer Staat seinen Bürgern verboten habe, sich auf irgend einige Weise in fremde Religionen einzulassen: Lutatius, qui primum punicum bellum confecit, a senatu prohibitus est, sortes Fortunae Praenestinae adire. Auspiciis enim *patriis*, non *alienigenis* rempublicam administrari oportere judicabant. Ich überlasse nun sehr vieles Ihrem Nachdenken, und will Ihnen nächstens — doch lieber so gleich in einem Postscript auf das übrige antworten. Leben Sie wohl!

Postscript:

Auch,

Hochwohlgebohrner Herr!

Dann so treffe ich doch das Curiale einer gewissen teutschen Gesellschaft? Auch dann, Hochwohlgebohrner Herr, weiß ich mich nicht zu erinnern, wo ich bisanhero gesezt hätte? Bisanher kan seyn, und ich halte es für besser, als bisher, ob ich gleich meistens bisher zu schreiben pflege. Sie haben schon mehrmals von mir gehöret, daß ich mir einen doppelten Styl angewöhnet habe, einen für die Canzlei, und einen für die gelehrte Welt. Nun kan es leicht seyn, daß ich in Ansehung einiger Ausdrücke, die dem Canzleistyle eigen zu seyn scheinen, zu milde berichtet worden sey, als würden sie in der reinen Schreibart auch geduldet; allein was thut dieses im Ganzen? Es ist vielleicht keine Kleinigkeit, diese beiden Schreibarten noch unterscheiden zu können, wann man täglich Acten lieset, und seit zwanzig

Jahren Aufsätze macht, welche eine actenmässige Schreibart nohtwendig erfordern. Wann man doch auch nur einem ehrlichen Manne sagen wolte, worinn er dann seine Schreibart vernachlässige, oder, ob er bestimmt sey, zum Vortheile der Auserwählten in dem Himmelreiche unserer Litteratur seine Schreibart zu vernachlässigen, und unrein zu schreiben, um aus diesem papiernen Himmel ausgeschlossen zu werden? Manches sind Druckfehler, als dem Geist, anstatt dem Geiste, und manches klinget in den Ohren Tausender anders, als in gewissen andern Ohren, und eine Grammatik rechtfertiget, was die andere tadelt. Sie wollen für einen Sprachfehler halten, daß ich sage: ich eile mich, und warum? Weil Sie in keinen teutsch lateinischen, oder lateinisch teutschen Wörterbüchern das unschuldige: Sich eilen, finden. Aber das kommt daher, weil man im Lateinischen nicht saget: se festinare, properare, sondern festinare, properare aliquid, und hingegen die Herrn Franzosen sagen: *se depêcher*. Haben Sie aber niemals etwas von Germanismis, die keine sind; von Latinismis, die keine sind; von Græcismis, die keine sind, und von der Harmonia Linguarum niemals etwas gelesen? Es sey, wie ihm wolle: so sind schon Gedichte von mir, Ihrem Diener, in den Jahren 1742 und 1743, oder zwischen denselben gedrucket worden, aber einzeln, und in Sammlungen — Wer bildete doch von teutschen Schriftstellern, deren Güte noch jezt so zweideutig ist, damals meine Sprache, und wo solte ich selbst noch im Jahre 1751. Trost hernehmen? Ich wagte schon damals — Aber nichts mehr hiervon. Ein Dritter muß entscheiden; aber ein Dritter, der eine nicht plözlich erschlichene, sondern rechtmässig erlangte Autorität hat. Im Geistreichen ist die Autorität eines Gottscheds nicht sehr respectiret; aber das wußte Er doch, was richtig oder correct sey und heisse, und seiner Meinung nach habe ich rein und correct geschrieben, bis auf einige Fehler, die er selbst begehet. Soll ich Ihnen

noch eine Entdeckung machen, die vielleicht wichtig iſt? Haller ſelbſt hat ſich einnehmen laſſen, daß Er ſelbſt im Ernſte geglaubet, als ſeyen ſeine Gedichte voller Sprachfehler. Die von der Proſe abweichende Wortfügung iſt [illegible] Sprachfehler; einige Wörter, als: Unbill und Verſchwn, ſind keine Sprachfehler, und der Gebrauch gewiſſer Figuren gehöret noch weniger hieher, wie: Gewild anſtatt: Wild. Aber Sprachfehler, die man auch einem Dichter zur Laſt legen kan, ſind freilich da; nur nicht ſo viele, um ein Aufhebens davon zu machen. Sprachfehler würden ſich alſo leicht bemerken laſſen, wann es eine Proſe und nicht Poeſie wäre, und zwar eine geiſtreiche Poeſie, die man von der flieſſenden, welche faſt eine Reinigkeit, wie die Proſe, ja vielmehr noch eine gröſſere Reinigkeit erfordert, allemal wohl unterſcheiden muß. Aber wie ſtimmet dieſes mit dem vorigen [beſſer vorherigen] überein, da Gottſched ſo glüklich in Beurtheilung des Correcten geweſen ſeyn ſoll? Gottſched machte die Unterſchiede nicht, die allerdings gemacht werden müſſen, und die ich nicht mache, ohne im Stande zu ſeyn, Grund anzugeben. Sie pflegen immer: vorig, an ſtatt: vorherig, zu ſetzen, und ich auch nehme dieſen Unterſchied nicht genau in Acht. Aber: vorig, beziehet ſich auf eine Zeit, als z. B. die vorige Woche; vorherig auf eine Folge in der Ordnung, als nach den vorherigen Sätzen. Bisweilen bedeutet es beides zugleich, alles proſaiſch verſtanden, indem ein Dichter ſich um ſolche Unterſchiede nicht bekümmert, auſſer daß ſie in der flieſſenden Poeſie, wenigſtens in der Regel, beobachtet werden ſolten. Ein andermal ſollen Ew. Hochwohlgebohrne ein mehreres von mir hören, indeſſen ich, uti in Litteris, verharre.

* * *

H. den 12 Dec. 1768.

Wollen wir uns, ehe das Jahr zu Ende lauffet, noch einen heiligen Feierabend machen, und ein paar philoſophiſche Wörter mit einander wechſeln? Der Menſch ſoll an ſeiner rechten Stelle, an ſeinem rechten Platze ſeyn: wie aber iſt dieſes zu verſtehen? Ich betrachte Sie zuerſt als einen Geiſt ohne Leib; in welchem Sinne ſind Sie an Ihren rechten Ort gekommen, da Sie, der Himmel weiß wie? Sie, Geiſt in dieſen Ihren Leib gefahren ſind? Etwa um erſt denken zu lernen? Das fehlte noch in unſerer Philoſopie. Oder, um die Aſträa aus dieſem Theile des Weltraumes mit vertreiben zu helfen? Das ſcheinet unſere Beſtimmung zu ſeyn. Und ware dann keine andere Einrichtung unſeres Erdbodens möglich? Die Vernunft kan hier der H. Schrift nicht widerſprechen, die uns in dem Gemälde eines Paradiſes eine ganz andere Erde zeiget. Konte aber die Erde anders ſeyn: ſo konte der Leib, wie alles übrige, auch anders ſeyn, und ſelbſt die Erde wie ſie iſt, genommen, ſo iſt noch lange nicht entſchieden, daß unſer Leib nicht vollkommener ſeyn könte. Wann die gröſſere Vollkommenheit blos darinnen beſtehen müßte, daß wir Condorsflügel hätten, und zur Höhe eines Maſt-Baumes heranwüchſen: ſo hätten unſere Optimiſten recht. Aber, wann dieſe ausſchweiffende Anſprüche wegfallen, bleiben noch viele andere, ſehr gegründete, zurücke. Dieſes bei Seite geſetzet; wie gehet es dem Menſchen in der löblichen bürgerlichen Geſellſchaft, in der Civitate maxima des hochberühmten Wolfs? Iſt hier der Menſch an ſeinem rechten Orte, wo die Pflichten ſo collidiren, daß beide Theile recht haben? Wo . . . . . Doch hier drängen ſich unzählige Gedanken in groſſe Folianten, die noch lange nicht alles in ſich faſſen, und in ſich faſſen können, was von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſich ſtromweiſe in der groſſen Sandwüſte des menſchlichen Gedächtniſſes verlieret. Und er, der Menſch,

erlebet selbst hundert und hundert Fälle, wo der Wunsch und Wille der Sterbenden nach ihrem Tode erfüllet worden, und stirbt in gleicher Hofnung; aber ach! dieser seiner Hofnung gewisser, als seines neuen Lebens nach dem Tode? Er hat eine Käntnis von GOtte selbst, und schmachtet in einem solchen Zustande? Ist dieser unser Zustand derjenige, der sich für ein Wesen schicket, welches Gott erkennet? Oder, sehen wir nicht aus allem, daß wir freilich nicht vergebens hier sind; daß wir zwar des Leibes nicht bedürfen, um zu denken, aber ohne ihn die besondere Art unserer vermischten Begriffe, welche höhere Geister glüklich entbehren, freilich nicht gehabt haben würden; dessen ungeachtet aber blos darum nicht hier seyen; sondern mit unserer Welt, oder, der Welt, in wie weit sie uns zugehöret, etwas vorgegangen seyn müsse, es sey nun, was es wolle. Plato erkläret es auf diese Art; ein anderer auf eine andere Art. Wir sind hier mehr Mittel als Zweck, und als Mittel in einer Situation, welche die rechte seyn kan; aber die Optimisten betrachten uns als Zwek, wann sie sagen, wir seyen in der rechten Situation. Wir alle zusammen genommen aber sind es so wenig, als einzele unter uns, nur daß die unrechte Situation, in der sich der eine befindet, ihm auf eine andere Art ersetzet wird, und so resultiret aus unzähligen Ungleichheiten zulezt eine gewisse Gleichheit, nicht aber eine Gleichheit schlechtweg, und noch weniger (muß ich wiederholen) kan man ein: Tout est égal, mit einem: Tout est bien, verwechseln. Alle aber sind wir in der Situation nicht, und keiner ist es einzeln, in welcher Wesen seyn sollen, die einen GOtt erkennen. Da wir hier nun blos von unserm Laufe aus der Wiege an bis ins Grab betrachtet werden müssen: so ist es klar, daß wir in der rechten Situation nicht sind, und nicht in unserm rechten Wasser schwimmen, nemlich vorausgesetzet, daß unsere Seelen mit dem Leibe vergiengen. Schlieſſen wir aber von diesem, sich für uns gar nicht schickenden Zustande auf einen künftigen bessern nach

dem Tode: so schliessen wir richtig, und so habe ich vor vierzehn Jahren schon geschlossen, wie der zweite Theil meines Versuches über die Seele es klar ausweiset. Aber daraus folget nicht, daß dieser unser gegenwärtiger Zustand eine Beziehung auf eine daraus entspringende gröſſere Vollkommenheit der Welt habe, und wir, die wir das Ganze nicht kennen, den Optimisten die Erfahrung vergeblich entgegen sezten. Aus dem Theil erkenne ich, alles übrige gleich genommen, gar wohl das Ganze, wie Buffon aus einem aus der Erde gegrabenen Knochen das Thier erkennet, dem der Knochen zugehöret, und die Gröſſe des Thieres selbst darnach misset. Ich will aber gerne zugeben, daß beim Anblicke unseres Globus im Ganzen uns alle die fürchterlichen Felsen, Eisgebürge, Klüfte und Abgründe verschwinden würden; allein solche Schlüsse gelten nicht auf das Immateriale, und ein einziger Geist in einer unrechten Lage macht das unermeßliche Universum unvollkommen. Die Subſtanzen bleiben nach ihrem Wesen ewig unveränderlich, und können im Wesen niemals vollkommener werden, als sie sind, haben auch von Ewigkeit niemals vollkommener seyn können, als sie sind; allein hier ist, und hier war keine Wahl, und diese Subſtanzen sind an sich so wenig das, was wir die Welt nennen, als die Eicheln die Bäume sind, die aus ihnen entstehen, oder, so wenig, als man unter Millionen Eicheln, die man säet, einen Wald verstehet. Auf die unendlich verschiedene Situationen kommt es an, in welche nemlich solche Subſtanzen gesetzet werden, und nach diesem Unterschiede ist dasjenige, was von ihnen zusammen resultiret, nicht einerlei: die Grundwelt aber ist dieselbe. Ein anders wäre es, wo diese Subſtanzen sich wesentlich von einander trenneten, und alsdann wäre die Grundwelt nicht einerlei, sondern verschiedene Grundwelten. In einer jeden Grundwelt aber können die Situationen der Subſtanzen, die sie, die Grundwelt, ausmachen, unendlich variiren, und also mehr als eine wesentlich unveränderliche Grundwelt statt

finden, die Phänomenal-Welt aber ins Unendliche ſich verändern, und die Wahl der beſten Welt wäre demnach nur von den Phänomenal-Welten und alſo zu verſtehen, daß, da ſie alle ins Unendliche veränderlich ſeyen, eine unter ſolchen Phänomenal-Welten fixiret würde, und dadurch gewiſſermaſſen einen Vorzug erhielte. Newton fordert eine Manum Dei emendatricem, und man lache ihn aus. Ich bin kein Newtonianer und kein Leibnizianer. Leben Sie vergnügt und wohl!

* * *

H. den 20 Dec. 1768.

Es iſt dieſes das lezte Schreiben, welches Sie in dieſem Jahre von mir zu gewarten haben. Es iſt aber eigentlich eine Antwort, und es ſey, was es ſey, ſo wünſchen Sie Sich Glük, daß Sie nun endlich zur Ruhe kommen, und gönnen mir die meinige auch. Es hat in Anſehung Gottſcheds ſeine gute Richtigkeit, daß Herr R. meinze ihm wichtige Fehler gezeiget habe, und ich ſehe dieſen Gelehrten für ſehr geſchikt an, unſerer Sprache eine gröſſere Vollkommenheit zu verſchaffen. Aber vornemlich wollen Sie wiſſen, was ich unter der moraliſchen Kunſt verſtünde? Wie wäre es nun, wann ich es ſelbſt nicht wüſte? Es fehlet uns an ſolchen moraliſchen Obſervationen von Säculn zu Säculn, welche die Aſtronomen ſo ſorgfältig geſammlet haben. Dieſe haben doch noch eine erſte Sphäre; aber was wiſſen wir von unſerm erſten Zuſtande? Ohne die Umſchweiffe mit zweideutigen Vernunftſchlüſſen, deren Würkung ſo problematiſch iſt, den Willen unmittelbar zu lenken, wäre dieſes keine Kunſt? Die, welche keines Nachdenkens fähig ſind, in Stand zu ſetzen, doch gut zu handeln, gut zu wollen? Da Rath zu ſchaffen, wo es nicht am Verſtande, ſondern blos am Willen lieget? Wo es nicht allemal Eigenſinn iſt, ſondern in einer Perſon zwei Per-

ſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, und endlich etwas zu erfinden, welches uns in den allerzweifelhafteſten Fällen glüklich determinire? Dieſes leztere würde am erſten lächerlich gemacht werden; aber wie muß nicht, vor Erfindung der Buchſtaben, der ausgelacht worden ſeyn, der zuerſt von der Möglichkeit einer ſolchen Kunſt geſprochen? ja, nur einige wenige Gelehrte ausgenommen, würde der nicht allgemein ausgelacht werden, welcher nach dem Vorbilde z. E. der lateiniſchen Sprache eine ganz fremde Sprache erfände, und dabei ſich vernehmen lieſſe, wie er einen jeden Lateiner in zehen Minuten in den Stand ſetzen wolte, dieſe ganz fremde Sprache zu verſtehen, und zwar ohne Anwendung und ohne alle Beſchwerung ſeiner Gedächtniskraft? Ohne Wörterbuch, und ohne Ziffern darunter zu verſtehen: nein, es ſind wahre Worte einer fremden neu erfundenen Sprache, welche mittelſt einer gewiſſen alphabetiſchen Operation ſehr leicht in das lateiniſche überſetzet werden —— Nun wünſche von Grund meines Herzens, daß Sie das herannahende neue Jahr in wahrem Wohlſeyn antretten mögen. Die Zeit wird es lehren, was wir uns in dem Jahre 1769. weiter werden erzählen können. Vielleicht kommt das Schiff, Voltaire, indeſſen wieder nach Europa zurücke, und bringet uns Neuigkeiten aus den Südländern mit. Leben Sie wohl!

Friederich Carl Caſimirs Freiherrn von Creuz,

Der Königlich Preuſſiſchen, Churbayriſchen und Churpfälziſchen Academien der Wiſſenſchaften, auch verſchiedener teutſchen Geſellſchaften Ehren- und auſſerordentlichen Mitglieds

Oden

und andere

Gedichte

auch kleine

proſaiſche Aufſätze.

Neue vermehrte und geänderte Auflage.

Zweiter Band.

Frankfurt am Mayn,
bei Franz Varrentrapp
M D CC LXIX.

Verzeichnis

derer im zweiten Band befindlichen Gedichte und prosaischen Stücke.

	Seite
Seneca, ein Trauerspiel	1
Die Gräber, ein philosophisches Gedicht in 6. Gesängen	81
Versuch vom Menschen	153
Lucrezische Gedanken	199
Gedanken über das Trauerspiel	227
Philosophische Gedanken	250

Druckfehler.

S.	Z.	
70	3	lösche die ganze Parentheſin von Annäus bis ſtehn.
97	2	ſtatt Zeit, lies: Seit.
274	6	ſtatt Welt, lies: Wut.
299	3	ſtatt 1768. lies: 1763.

Seneca

Seneca.

Ein

Trauerſpiel.

Perſonen:

Seneca.

Pauline, ſeine Gemahlin.

Aurelia, der **Pauline** Freundin.

Piſo.

Lucius.

Natalis, des **Piſo** Freund.

Annäus, des **Seneca** und **Lucius** Freund.

Cleonicus, des **Seneca** vertrauter Diener.

Der **Hauptmann** von des **Nero** Leibwache.

Des **Seneca** und der **Pauline** Gefolge.

Der Schauplatz iſt des Seneca Palaſt in Rom.

Erſter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia. Pauline.

Aurelia.

Der zweifelhafte Tag, Pauline, iſt nun da!
Wie ſtehts um Rom und uns? Entſchließt ſich Seneca?
In Rom iſt innrer Krieg; wann war in Rom noch Friede!
Des Nero Grauſamkeit ſind alle Völker müde!
Wie mancher Römer hat vielleicht in dieſer Nacht
Auf Neros Untergang mit ſchlauem Aug gewacht?
Wollüſtiger Tyrann! dir drohn zwei mächtge Feinde,
Zu einem gleichen Zwek genau verbundne Freunde,
Und gleich beliebt beim Volk; gleich groß an gleichem Mut,
Und beide fürchten nicht, o Nero, deine Wut.
Doch ach! hält Piſo auch ſein heiliges Verſprechen?
Noch dieſe Nacht wolt er mich an dem Nero rächen.
Ach, unruhvolle Nacht, in der manch traurigs Bild,
Im Schlaf, den es geſtöhrt, mit Schrecken mich erfüllt.

Ich sah den Lucius; wie drohten seine Blicke!
Ein Schauer fiel auf mich, und kalt wich ich zurücke,
Ich hörte manchen Lärm, und plözlich wurd es still:
Ein Schatten, den ich ehr, und den ich rächen will,
Mein Burrhus selbst erschien; noch hör ich seine Worte;
Sein Auge sah ich noch; hier wars, an diesem Orte,
Wo er, auf mich ergrimmt, o Himmel, welche That!
Den Tod des Seneca mir vorgeworfen hat.
Ach, Burrhus, quälst du mich? Was hab ich denn verbrochen?
Er ist der Götter Schuld, daß du noch nicht gerochen,
Noch nicht beruhigt bist! O Bruder, glaube mir,
In deiner Schwester Herz ist alles Rachbegier!

Pauline.

Wie lang, Aurelia, wirst du an Rache denken?
Soll diese Leidenschaft allein dein Herze lenken?
Glaubst du, o Freundin, dann, daß Nerons Raserei
Dem Aug, das alles sieht, noch ein Geheimnis sey?
Wähnst du des Schikſals Lauf verwegen unterbrechen,
Und, eh der Himmel will, den Tod des Bruders rächen?
Welch Martmahl giebt er dir, daß ihm der Wunsch gefällt,
Der dich mit Rach und Haß auch schlummernd unterhält?
Besänftige dein Herz! Still die empörten Triebe!

Aurelia.

Die Rach ists nicht allein; mich quälet auch die Liebe.
Das muß ichs frei gestehn; du theilest meinen Schmerz:
Wer meinen Bruder rächt, besizt zugleich mein Herz,
Und Piso wußte längst mein zartes Herz zu rühren;
O Piso, säume nicht die Rache zu vollführen!
Noch hör ich nichts von dir; ich weiß nicht, wo du bist!
Ob nicht dein Blut vielleicht schon im verborgnen fließt!
Ach, Furcht und Hofnung sind die Mörder unsrer Seelen!
Kann man die Hölle selbst mit größern Martern quälen!

Pauline.

Sieht auch Aurelia der Liebe Folgen ein?
Wie glüklich würde sie nicht ohne Liebe seyn?
Du kennst den Wütrich wohl, vor dem die Römer beben,
Und wirst in steter Furcht um den Geliebten leben.
Weiß meine Freundin auch, daß stets die Tyrannei
Voll Argwohn und voll Furcht, und ohne Schlummer sey?
Wie leicht kan Nero nicht aus einem seiner Schrecken,
Was Piso unternimmt, von ungefähr entdecken?
Du weißt, seit dem als er die Mutter umgebracht,
Und ihn ihr Schatten quält, ist alles ihm Verdacht.

Aurelia.

Wie grausam hat er sie den Todten zugesendet,
Und die verfluchte That mit einer Lust vollendet,
Die selbst im Höllenreich die Furien erschrekt,
Und wenn noch Götter sind, die träge Rache weckt.
Den Bruder hat er nicht; die Schwester nicht verschonet,
Und, Burrhus, deine Treu mit Gift und Tod belohnet.
Selbst Rom, selbst Rom hab ich in Flammen untergehn,
Und ein unschuldigs Volk für ihn gestraft gesehn.
Wie manchen Tod soll ich vielleicht noch heut beklagen,
Heut, am schwermütigsten von allen meinen Tagen!
Ach, wie genau kenn ich des Nero schwarzes Herz!
Ist aber dies ein Trost in meinem tiefsten Schmerz?
Kan ich, Pauline, dann der Liebe widerstehen?
Soll ich des Bruders Tod dann nie gerochen sehen?
Ich weiß nicht, was mich hier mit kalter Furcht erfüllt!
Ihr Götter! quält mich noch der Träume dunkles Bild?

Pauline.

O Freundin, weine nicht! die Bilder stiller Nächte
Betrügen nur zu oft; es stehn der Tugend Rechte

So, wie der Himmel, fest! O Freundin, fasse dich!
Wie fühl ich deinen Schmerz! wie sehr bewegt er mich!

Aurelia.

Ach, hier such ich umsonst der Seele wahren Frieden!
Der ärmsten Sclavin ist ein beßres Loos beschieden!
So hart ihr Schikſal auch; so schwer ihr Joch auch sey;
Von meiner Leidenschaft ist doch ihr Herze frei.
Ich fühle, ja ich fühls, wie sie sich unterscheidet,
Die Marter, welche nur der träge Körper leidet,
Die eine Ohnmacht stillt; o welch ein kurzes Ziel!
Ganz anders aber ist, o Seele, dein Gefühl!
Ach, soll ich trostlos seyn in meinem ewgen Grame,
Den mir kein Schlummer noch auf seine Flügel nahme!

Pauline.

Annäus, Athemlos!

Aurelia.

Ich zittre . . . Was bringt er?
Ein neues Unglük kommt mit schnellen Schritten her.

II. Auftritt.

Die vorigen. Annäus.

Annäus.

Die Götter sind gerecht! ja, nun muß ichs gestehen!
Rom sieget! Rom frohlokt! Um Nero ists geschehen!

Aurelia.

Wie? Nero todt? ich sterb vor Freuden . . . Welche That!

Pauline.

Trau nicht, Aurelia, dem Glük, das Flügel hat!

Aurelia.

Wo bin ich? Ach, hat mich ein falscher Traum bethöret?
Iſts möglich, was du ſagſt? Hab ich auch recht gehöret?
Iſt Nero würklich todt?

Annäus.

Wo iſt mein Seneca?
Die Zeit iſt kurz, und Rom iſt ſeiner Freiheit nah,
Wenn er ſich ſchnell entſchließt. Ich muß, ich muß ihn ſprechen.

Aurelia.

O Himmel! ſo haſt du des Burrhus Tod zu rächen,
Der Schweſter Wunſch erhört! . . . Ich eile . . .

Pauline.

Und wohin?

Aurelia.

Von meinem Schikſal ſelbſt die Nachricht einzuziehn.
(Aurelia geht ab, und Pauline folgt ihr nach).

III. Auftritt.

Annäus allein.

Wo eilt ſie hin? Wie ſchnell? Was iſt des Menſchen Herze?
Miſcht ſolche Freude ſich mit einem ſolchen Schmerze,
Und weicht die Traurigkeit um ihres Bruders Tod
Der Rache, welche ihr mit gröſſrer Unruh droht?

Dem Piſo ſey dein Herz, Aurelia, zum Lohne;
Allein für Seneca glänzt nur der Römer Krone.
Für ihn, für ihn allein floß unſrer Römer Blut!
Ich ſehe Seneca; o Himmel, gib mir Mut!

IV. Auftritt.

Annäus. Seneca.

Seneca.

Dein Anblik ſcheinet mir was wichtiges zu ſagen;
Nach welchem Fall ſoll ich, o Freund, zuerſt dich fragen?

Annäus.

Kein Schlaf, o Seneca, erſchien in dieſer Nacht
Dem unruhvollen Aug; mein Kummer hat gewacht.
Beim ſchwachen Schein des Monds ſah ich verſchworne Hauffen
Nah an dem Tiberſtrom ſchnell und verwirret lauffen,
Und Waffen hab ich auch gehöret und geſehn,
Und Piſo wurd genannt: um Nero iſts geſchehn.
Doch Piſo iſt zu ſchwach, den Thron der Welt zu ſtützen,
Und Seneca verdient allein ihn zu beſitzen.
Wem Rom den Scepter wünſcht; die Welt zum Herrn ſich wählt,
Iſt ſtrafbar, wenn ſein Mut dem Wunſch der Völker fehlt.

Seneca.

Wie? Nero iſt nicht mehr? Und Piſo hat geſieget?

Annäus.

So iſts, wenn das Gerücht nicht Rom und mich betrüget.
Doch Nero lebe nur in ſtolzer Sicherheit!
Entſchließt ſich, Freund, dein Mut; ſo fließt ſein Blut noch heut.

Seneca.

Der Mut, Annäus, hat mein Alter nicht verlassen,
Ist gleich mein Arm zu schwach, für Rom das Schwerdt zu fassen.
Rom rühret mich, so oft als ich an Rom gedenk!
Doch Kron und Scepter sind ein himmlisches Geschenk.
Das Volk wählt in der Nacht, und wiederruft am Morgen;
Wem ist sein Unbestand; sein Wankelmut verborgen?
Hat das Verhängnis noch, wann es Monarchen wählt,
Die Stimmen eines Volks gesammlet und gezählt?
Noch jünger höhnt ich schon des Thrones Eitelkeiten,
Und dieses Herz gab mir, in diesen schlimmen Zeiten,
Ein gütiges Geschik; ein Herz, das Menschen liebt,
Doch nicht die Eitelkeit.

Annäus.

Was selbst der Himmel giebt,
Das unterwirft er nicht dem Wechsel aller Sachen,
Und pfleget durch den Mund des Volks bekannt zu machen,
Das, was sein Wille sey . . . Man rühme Pisons Huld!
Fehlt seinem Ehrgeiz nicht des Seneca Geduld?
Der kleinste Sturm kan dich, o Piso, leicht verderben!
Für dich, o Seneca, wird jeder Römer sterben!
Den Piso, den sein Wahn auf steile Höhen führt,
Lehrt schon Gefahr und Furcht, daß dir der Thron gebührt.

Seneca.

Wenn du, o Freund, mich liebst, und wenn dir mein Geschicke
Nicht ganz gleichgültig ist: so wünsche mir kein Glücke,
Das ich längst stolz verschmäht; das meine stolze Flucht
Durch seinen Unbestand an mir zu rächen sucht.

Annäus.

So bleibt selbst Seneca noch dem Tyrann gewogen,
Und deine Hofnung ist, verlohrnes Rom, betrogen!

Kennst du, o Freund, den Mut des edlen Lucius,
Der Piso sonst geliebt, doch jetzo mit Verdruß,
In ihm, in seinem Freund, ein andres Herze spühret,
Da ihn der Krone Glanz mehr, als Roms Freiheit, rühret?
Zu lang sah Lucius dem Spiel des Wütrichs zu;
Das Vaterland stöhrt ihm des Schlummers kurze Ruh,
Und erndet Rom nicht heut die Frucht von Pisons Siege;
Wo sind wir? in der Zeit der ersten Bürgerkriege?

Seneca.

Was das Geschik beschließt; kein Wünschen ändern kan,
Sah ich, geliebter Freund, noch stets gelassen an!
Genug hab ich gesehn, und in so vielen Jahren,
Mehr, als nur einen Fall, ertragen und erfahren!
Auf alles, was ich sah, merkt ich betrachtend auf,
Und endlich lernt ich auch des Schikſals weisen Lauf.
Nicht ohne Ursach läßt der Himmel Nero leben,
Und Rom will er nicht mehr die Freiheit wieder geben.
Wird Nero gleich noch heut ins Reich der Schatten gehn;
Mehr als ein Wutrich wird aus seiner Asch entstehn.
Wie viele suchten nur Roms Mauren zu vergrössern;
Ich aber suchte nur des Nero Herz zu bessern,
Und dieses such ich noch, wenn er in diesem Licht
Annoch mich hören kan! Ihn stürzen will ich nicht!
Ach, die Begebenheit, die dich zu mir geführet,
Hat auch, o Freund, weit mehr, als du es denkst, gerühret!
Doch alles decket noch des Zweifels Finsternis!

Annäus.

Das Schikſal des Tyranns scheint zwar noch ungewiß;
Doch solt es Piso nicht; nicht Lucius gelingen?
Ich geh, und werde bald die sichre Nachricht bringen!
Indessen wenn mein Flehn noch etwas helfen kan;

So faſſe den Entſchluß, und nimm den Scepter an!
So weit die Erde geht, und ſie ein Römer kennet,
Wird Seneca geliebt, geehret und genennet.
Ihr Götter, ſteht ihm bei! o Freund, entſchlieſſe dich!

Seneca.

Die Götter ſtehn mir bei; auf ſie verlaß ich mich.
(Annäus geht ab).

V. Auftritt.

Seneca allein.

So hat ſich Piſo noch auf Nerons Thron geſchwungen?
Doch ... Nein, ich glaub es nicht; es iſt ihm nicht gelungen.
Zu wachſam iſt ein Aug, das alles fürchten muß:
O ſah es Piſo ein! o glaubt es Lucius!
Was aber ſoll ich thun? o Schikſal! Ja, vollende
Den Schluß, den du gefaßt; ich ſeh mein nahes Ende!
Schüzt Unſchuld vor Verdacht? Ein Argwohn, der ſich leicht
In das ſchlafloſe Herz des finſtern Nero ſchleicht,
Hat manchem, welcher ſich den ſicherſten geglaubet,
Oft in des Glückes Schoos, Licht, Seel und Glük geraubet.
Daß Piſo mich beſucht, und daß Aurelia
Zu mir die Zuflucht nahm; daß, als das Volk mich ſah,
Es mir entgegen rief: Kan nicht in ſolchen Gründen
Des Nero fürchtend Herz ein Recht zu tödten finden?
An Straf und Götter hat ſein Leichtſinn nie gedacht;
Er fürchtet keinen Gott, weil er ſelbſt Götter macht.
Ein jeder Tag ließ mich ein neues Laſter ſchauen;
Es wich Octavia der liſtigſten der Frauen.
Poppäa hebt und ſtürzt, und ihr gehorcht die Welt,
Weil der, dem Rom gehorcht, ſie in den Armen hält.

Lang bin ich ihr verhaßt! Sie denkt auf mein Verderben!
Wie rühmlich iſt es nicht, mit Rom und Burrhus ſterben!
Was in der Stadt der Welt noch groß und edel war,
Glänzt nun im Schattenreich, und trotzet der Gefahr.
Auf welche Höhen haſt du mich, o Glük, geführet?
Hat deine Schmeichelei mich jemahls noch gerühret?
Heut bieteſt du mir bald den Thron der Römer dar;
Bald drohſt du mir den Tod, der nie mein Schrecken war.
Was thu ich? Was ſoll ich, Tod oder Krone wählen?
Ihr Götter, wählet ſelbſt; ein Sterblicher kan fehlen.
O ſtrudelreicher Hof, wie ſeelig mied ich dich!
Aus welcher ſanften Ruh rief Agrippine mich!
Und welchem Tyger ſolt ich an der Seite gehen,
Der plözlich wütend wurd, ſo bald er Blut geſehen!
Umſonſt war unſer Fleis, o Burrhus, deſſen Tod
Noch manchen Unglüksfall in Romuls Mauren droht!
Noch ſeh ich dunkel euch, verwirret und im Bilde,
Ihr Nachbarn jenes Meers! Ihr Corſiſchen Gefilde!
Wohin mich ein Tyrann, den ſeine Wut betrog,
Und Meſſalinens Liſt mit ſchnellen Seegeln zog.
Verlaſſen ſolt ich ſeyn; dies war der Feinde Wille:
Wie glüklich war ich nicht in der entlegnen Stille!
Bald einſam in dem Wald; bald an des Meeres Strand,
Tiefdenkend, troſtreich, ſtill, verborgen, unbekannt!
Wie ruhig ſah ich nicht, von Hof und Neidern ferne,
Dich, Sonne, dich, o Mond, und euren Lauf, ihr Sterne!
Des Herzens Stürme ſah ich im erzürnten Meer;
Auch nicht ein Augenblik verſtrich gedankenleer.
Darf jezo noch mein Aug ſo freie Blicke wagen?
Was ſeh ich? Rom verheert. Was hör ich? Aller Klagen.

Ende des erſten Aufzugs.

* * *

Zweiter Aufzug.

I. Auftritt.

Annäus. Lucius.

Lucius.

Ja, Nero lebet noch, und hat es mir zu danken!
Ja, Piso, dein Silvan und viele Ritter wanken,
Und gehen von dir ab! Sie liebten Rom; nicht dich!
Sie unterscheiden uns, und kennen jetzo mich.
Zu Nerons Untergang war alles vorgekehret,
Und Piso wurde selbst von fern von mir gehöret:
Allein Silvan kam nicht an den bestimmten Ort,
Und Piso blieb allein.

Annäus.

Hält so Silvan sein Wort?

Lucius.

Ich stellt ihm die Gefahr, in der Rom schweben würde,
Des Piso stolzen Zweck, der Römer neue Bürde.

Die ewge Sclaverei, den Reiz der Freiheit für,
Und, Rom, dir treu zu seyn, versprach er heilig mir.
Glaubst du, o Piso, daß wir dir gehorchet hätten?
Die Namen wechseln nur; uns bleiben unsre Ketten,
So lang das grosse Rom noch einen Kaiser ehrt,
Und nicht die alte Zeit der Freiheit wiederkehrt.
O Rom! o Vaterland! kaum hört man euch noch nennen!
Annäus, sieh mein Blut von edler Rache brennen!
Rom war, o Tugend, sonst dein wehrtes Vaterland!
Bei Barbarn such ich jezt, was man in Rom sonst fand.
Jezt hat das Laster frech, dem Himmel selbst zum Hohne,
Den Nero in dem Arm, und auf dem Haupt die Krone.
Freund, der berühmte Dolch, der Cäsars Brust durchstach,
Wo ist er? Nero lebt! Rom seufzet! Himmel! Ach!
Wo sind sie? Wo sind sie, die alten guten Zeiten,
Da für das Vaterland zu sterben, und zu streiten,
Ein immer williges Herz in jedem Römer schlug?
Da man ans End der Welt den römschen Namen trug?
Doch dieser Arm soll Rom, und heute Rom noch rächen!
Ja, freies Rom, er soll heut deine Ketten brechen!

Annäus.

Ach, Freund, warum hat nicht dein Arm in dieser Nacht
Des Nerons Tirannei den lezten Stoß gebracht?
Vielleicht weiß Nero schon, daß Piso sich verschworen,
Und so sind Piso, Rom und Lucius verlohren!
Ich sah es schon vorher; ein Schrecken nimmt mich ein!
Der Abend, der bald naht, wird unser lezter seyn.
Ich fürchte, den Silvan wird bald die Reue rühren:
Sprich, wie gedenkest du dein Werk heut auszuführen?

Lucius.

Annäus, fürchte nichts! Silvan bleibt Rom getreu,
Und Nero glaubet ihm, daß alles ruhig sey.

Die Wolluſt unterhält den Tigellin im Schlummer;
Was heut in Rom geſchieht, iſt nicht Poppäens Kummer.
So bald die Schatten ſich auf Erd und Meer verbreit,
Und eine Nacht voll Graus auf Rom die Schrecken ſtreut,
Werd ich, die Wachen durch, in den Palaſt mich dringen,
Und dann wird mich Silvan in Nerons Zimmer bringen.
Es fehlt nur noch mein Wink: ſo bricht der Aufruhr aus,
Der längſt geſäet war; er keimt in jedem Haus,
Wo noch vom alten Rom ein kleiner Reſt geblieben.

Annäus.

Du weiſt es doch, wie ſehr die Bürger Piſo lieben?
Sein Anhang iſt ſehr groß, und deiner iſt noch klein.

Lucius.

Laß Piſo, laß ihn nur des Volkes Liebling ſeyn.
Die Römer, welche ſich noch heut mit ihm verſchwören,
Sind Morgen wider ihn, wann ſie von Freiheit hören.

Annäus.

Und wenn dir dies gelingt, wenn Lucius nun ſiegt,
Und wenn von ſeinem Stahl der Wütrich ſchon erliegt:
Ach, was ſeh ich vorher? Die unruhvolle Zeiten
Des Sulla, Marius, und Rom mit Römern ſtreiten!

Lucius.

Wenn mich von Seneca, der Rom noch nie verließ,
Das Anſehn unterſtüzt, ſo iſt mein Sieg gewiß.

Annäus.

Ich zittre nur, o Freund, vor künftigen Neronen,
Vor einem jeden Haupt der furchtbarn Legionen!
Wenn mich nicht alles trügt, verſpricht ſich Otto ſchon,
Des Nero falſcher Freund, dereinſt des Nero Thron.

Dem Piſo wird ganz Rom den Scepter lieber gönnen;
Die Römer hören zwar noch gern die Freiheit nennen,
Allein ihr Herz fühlt nicht des edlen Wortes Kraft;
Der Wankelmut war ſtets des Volkes Eigenſchaft.

Lucius.

Die Stuffen unſres Throns ſind ihm zu ſteile Stuffen:
So bald ich Seneca zum Kaiſer ausgeruffen,
Fällt Piſo, und mit ihm der Reſt der Tyrannei,
Den Otto fürcht ich nicht, und Rom iſt wieder frei.

Annäus.

Ja, die Nohtwendigkeit, o Freund, iſt leicht zu ſehen,
Rom könne ohne Haupt und Kaiſer nicht beſtehen.
Und Seneca (doch ach! die Kron nimmt er nicht an,)
Iſt heut der würdigſte, dem Rom gehorchen kan.
Ließ aber Lucius nicht ſelber von ſich hören,
Die Ketten blieben uns, ſo lang noch Kaiſer wären?

Lucius.

So bald als Seneca in Rom und in der Welt
Recht, Ordnung, Billigkeit und Ruhe hergeſtellt:
So wird der Weiſe uns die Freiheit wieder geben:
Was konnte Galba mehr, als dieſe That, erheben?

Annäus.

O Freund, ich weiche dir, und falle dir nun bei,
Daß, was du unternimmſt, wohl überleget ſey.
Nur eines fürcht ich noch; ich kan Silvan nicht trauen,
Wird er Aurelia, wird er die Schöne ſchauen:
Ein Lächeln leitt ihn leicht. Sie liebet Piſo, Freund!
Wer ihm nicht günſtig iſt, der iſt zugleich ihr Feind.

Lucius.

Ihr Feind? Nein, Lucius kan rächen und auch lieben:
Ihr Name war schon längst mir in mein Blut geschrieben.
Ich lieb Aurelia; doch ach! wie unruhvoll
Erwart ich, was ich heut von ihr noch hoffen soll!

Annäus.

Kan sanfte Liebe auch das Her; des Helden lenken?
Kanst du zugleich an Rom, und die Geliebte denken?
Ach nun fällt mir der Mut!

Lucius.

Kan uns Aurelia
Nicht selber nüzlich seyn? Liebt sie nicht Seneca?
Ihr thränenvolles Aug kan ihn vielleicht bewegen:
Vielleicht in seiner Brust der Rache Sturm erregen.

Annäus.

Ja, auf den Seneca; auf ihn kommt alles an!
Beglükt ist Lucius, wenn er ihn lenken kan.
Erwarte mich denn hier; ich will indessen gehen,
Und mit dem Seneca wirst du mich wieder sehen.
(Gehet ab.)

II. Auftritt.

Lucius. Aurelia.

Aurelia.
(Bei Seite.)

Pauline, wo bist du? O tödtlicher Verdruß!
Ich, Nero lebet noch!
(Zu Lucius.)
Sah ich dich Lucius?

Kanst du von deinem Freund mir eine Nachricht geben?
Ist mein Geliebter todt, und der Tyrann am Leben?

Lucius.

Ja, Nero lebet noch; doch lebt auch noch sein Feind:
Sieh mich! Sieh diesen Dolch!

Aurelia.

Wo aber ist dein Freund!

Lucius.

Ach, zwing Aurelia, ach, zwing mich nicht zu sprechen!
Zwing nicht den Lucius an Piso sich zu rächen!
Er raubet mir dein Herz, droht Rom mit Sclaverei,
Und denkt nicht, daß sein Freund zugleich ein Römer sey.

Aurelia.

O Himmel! was hör ich? Wer hat dies Band getrennet,
Das ich das festeste geglaubet, und genennet?
Wer ists, o Lucius! der voll Verwegenheit
In zweier Freunde Herz der Zwietracht Gift gestreut?
Ist euer Streit um mich? Mein Tod soll ihn entscheiden!
Ists Ehrgeiz, der euch theilt? Die Krone sey euch beiden!
Seyd beide Herrn der Welt! Ich geh es willig ein:
Nur laßt des Burrhus Tod nicht ungerochen seyn!

Lucius.

Umsonst, Aurelia, verbirgst du deine Triebe!
Ich seh in dir den Streit der Rache und der Liebe:
In deinem grossen Herz wählt nur die Rache mich;
Die Liebe aber wählt, glükseelger Piso, dich.
Du wilst des Bruders Tod, den Tod des Burrhus, rächen,
Dein schwesterliches Herz scheint nur für ihn zu sprechen.

Kein Schein verblendet mich: Du unterscheidest wohl,
Ob Piso oder mich dein Herze lieben soll?

Aurelia.

Sprich mir von Liebe nicht! Ist dies der Helden Sprache!
Ach, sprich, o Lucius, von Flammen, Tod und Rache!
Seit dem ich ihn verlohr, den ich noch weinend ehr,
Kenn ich in dieser Welt kein andres Glücke mehr,
Als wann die Rache mir die Traurigkeit versüsset,
Und heute noch das Blut des Brudermörders fliesset!
Ach, nimm das Opfer hin, das deinem Tod gebührt;
Das Opfer, welches Rom dir schon entgegen führt!
Die Rache, welche wir so lang versäumet hatten,
Bring heut, o Bruder, dir des Mörders schwarzen Schatten!
Ich seh den Höllenfluß! erzittre, o Tyrann!
Die Furie zündt schon der Rache Fackel an!
Kein Bubenstük entgieng, ihr Götter, euren Blitzen,
Und wer mich heute rächt, soll heut mein Herz besitzen!

Lucius.

So ist dein Herz der Lohn! O Wort, das mich entzükt!

Aurelia.

Die Rache ist der Trost, der mich allein erquikt!
Die Rache soll mich nur, ja nur die Rache lenken!
Die Rache sey mein Wunsch! Die Rache sey mein Denken!
Pauline, steh mir bei; mich tödtet sonst mein Gram!
Ach, Piso, räche mich!

Lucius (bei Seite).

Ihr Götter! Welch ein Nam!

Aurelia.

Laß ihn nicht, Lucius! ach, Freunde, bleibt beisammen!
Bestürmet den Tyrann mit Schwerdtern und mit Flammen!

(Aurelia geht ab).

III. Auftritt.

Lucius allein.

Ach, hätt ich heute nicht Aurelia gesehn!
Kan ich der sanften Macht der Schönheit widerstehn!
Ihr Götter! seht den Streit der Ehre und der Liebe!
Mischt ihr mit unserm Blut solch unterschiedne Triebe?
Wenn du, o Liebe! siegst: wer rettet Rom und mich?
Und dann, o Piso! ficht mein Arm allein für dich.
Aurelia! wie schnell, und ach, mit welchem Schmerze,
Wenn Rom und Freiheit siegt, verlier ich heut dein Herze!
Die Liebe will, daß ich, nur deinem Wink getreu,
Dein Rächer, aber ach, nicht ohne Piso sey!
Allein die Ehre will, daß ich für Rom nur brenne;
Die Ehre will, daß ich mich von dem Piso trenne,
Daß ich mich über ihn in höhre Kreise schwing,
Und dir, o Capitol! die Freiheit wiederbring;
Daß, wenn ich Piso selbst zu Cäsars Schatten sende,
Ich meinen lezten Wunsch mit Nerons Mord vollende.
O Himmel, sieh mir bei, da mich der Mut verläßt!

IV. Auftritt.

Lucius. Annäus. Seneca.

Annäus.

Hier siehst du, Seneca, der Römer edlen Rest,
Den tapfern Lucius! Du kanst dich ihm vertrauen;
In ihm kanst du den Geist der alten Römer schauen;

Lucius.

(Zu dem Annäus.)

Nun schöpf ich neuen Mut! Sein majestätscher Blik
Erfüllt mit Ehrfurcht mich; ich seh selbst das Geschik!

(Zu Seneca.)

Darf ichs im Namen Roms, in meinem eignen, wagen,
O Seneca, den Thron der Welt dir anzutragen!
Ich weiß, du liebest Rom; das ganze Volk, der Raht,
Was noch ein edles Blut in römschen Adern hat,
Ja, alle haben dir ihr Schikſal untergeben;
Der Römer lezter will nicht unter Nero leben!
Rom seufzet unterm Joch, das es zu lang schon beugt,
Empört sich, wann es spricht, und drohet, wenn es schweigt.
Noch eh die Nacht uns schrekt, die Rom zur Rach erkohren,
Sind Nero oder Rom; Rom oder wir verlohren.
Noch trauriger wird uns der künftge Tag entstehn,
Und nichts als strömend Blut, und fliehnde Seelen sehn.
Ach, thue Seneca, was längſt die Freunde riehten!
Dein Ansehn kan allein dem nahen Sturm gebieten!
Ich weiß, es weiß es Rom, es stimmt Annäus bei:
Herrscht Seneca noch heut: so iſt Rom heute frei.
Wie willig soll mein Blut für Rom und Freiheit flieſſen!
Wie freudig will ich es für Seneca vergieſſen!
Wenn Götter Götter sind: so wird heut Rom befreit!
Entscheide, Seneca! entschließ dich, es iſt Zeit!

Seneca.

Wird sich der Himmel auch für Rom, wie du, erklären?
Ich muß in dir den Mut von hundert Römern ehren:
Was aber bleibt dein Mut; verläſſet ihn das Glük?
Die alte Zeit bringſt du, o Ritter, nicht zurük.

Hat Nero Rom nicht schon des Jochs gewohnt gefunden?
Mit Brutus Geist ist längst der Freiheit Geist verschwunden!
Zu sehr, o Lucius! täuscht dich ihr reizend Bild:
Rom wird nicht wieder frei; sein Schikſal ist erfüllt!
Das Schikſal, welches uns in feste Banden legte,
Eh Agrippinens Schoos den Muttermörder hegte,
Bleibt ewig unbewegt auf dem gefaßten Schluß:
Rom wird nicht wieder frei, verwegner Lucius!
Was es dem Cato selbst, und der zulezt es wagte,
Dem edlen Cassius und seinem Freund versagte.
Umsonst flehn wir darum den ernsten Himmel an,
Der zwar das Schikſal macht, doch nicht es ändern kan.

Lucius.

Von Nero ist, o Rom, dein Untergang beschlossen!
Von Schrecken starrt das Blut, das er noch nicht vergossen!
Und Seneca rührt nicht des Vaterlandes Wohl,
Und kan er ruhig seyn, da er uns retten soll?
Welch Unthier tobt, o Rom, auf deinen sieben Hügeln!
Die Schrecken fliehn umher auf schwarzer Nächte Flügeln.
Wie blutig ist die Hand, die dich in Fesseln hält,
Der Städte prächtigste, die Königin der Welt!
Mit Blut bezeichnet geht ein jeder Tag verlohren;
Dies Ungeheuer hat die Hölle selbst gebohren.
Sein Thun ist Grausamkeit! Sein Denken Finsternis!
Wir leben ohne Zwek, des Lebens ungewiß.
Die Blicke, welche frei von unserm Kummer sprechen,
Sind, wie ein frölichs Aug, dem Nero ein Verbrechen.
Ein zärtlichs Aug, das heut noch den Geliebten sieht,
Sieht Morgen thränenvoll, wie seine Seele flieht,
Und den Tyrann verklagt bei Göttern, die nicht hören.
Ganz Rom, o Seneca! hat Recht sich zu verschwören.

Iſts möglich, da der Fall des Reichs entſchieden iſt,
Daß du, o Seneca! noch ſo gelaſſen biſt?

Seneca.

Kan Seneca der Macht der Götter widerſtehen?
Kan Rom ihn auf dem Thron, und ſich in Freiheit ſehen?
Bedenke, was du thuſt, bedenke, was du ſagſt!
Welch ein Geſchik es ſey, das du im Zorn verklagſt!
Der Römer Feſſeln hat der Götter Raht beſchloſſen,
Und aller Römer Blut wird heut umſonſt vergoſſen!
An Freiheit denke nicht!

Lucius.

Ihr Götter! welch ein Ort
Soll meine Zuflucht ſeyn? O Freiheit! welch ein Wort!
An Freiheit denke nicht? Kan Seneca dies ſagen?
Ein Römer ſolte nicht ſein Blut für Freiheit wagen?
Nein, Seneca, o nein! ſo denkt ein Römer nicht,
Der, wie ein Herr der Welt, nicht wie ein Sclave ſpricht.
Gab uns der Himmel dann vergeblich Schwerdt und Flammen?
Die Götter würd ich ſelbſt ins Reich des Nichts verdammen,
Wenn Nero leben ſoll, wenn ſeine Tyrannei
Dem Himmel wohl gefällt — Wie? Rom wird nicht mehr frei?
An Mördern rächt es ſich durch ein erlaubtes Morden;
Dem Schikſal iſts zum Truz oft wieder frei geworden.
So, wie ſein erſtes Bett, das er verlaſſen hat,
Ein Strom oft wieder ſucht; kan eine kühne That
Nicht uns die goldne Zeit der Freiheit wiederbringen,
Und lobt nur Seneca die Thaten, die gelingen?
Wich Catilina nicht voll Stolz, Verdienſt und Geiſt
Dem klügern Cicero, den jede Nachwelt preiſt?
Hat nicht den Cäſar ſelbſt des Lieblings Dolch durchſtoſſen?
Und noch iſt nicht für Rom mein langſam Blut gefloſſen!

Die Helden haſt du mir, o Seneca! genennt:
Ihr Name iſt genug, und Blut und Rache brennt.

Annäus.

Will Seneca den Thron der Erde ſtolz verſchmähen?
Soll Tugend, Recht, Geſez und Unſchuld untergehen?
Rom klagt! Pauline ſeufzt! Es weint Aurelia!
Der Freund der Tugend iſt der Freund des Seneca,
Und Rom, Aurelia und Freunde und Pauline,
Und was dir ſonſt in Rom des Mitleids würdig ſchiene:
Fällt dir kein holder Ton von dieſen Namen bei?
Es herrſche Seneca, und Rom iſt wieder frei!

Seneca.

Es ſterbe Seneca, kan Rom ſein Tod befreien!
Kein Schauer ſoll ihn fliehn! Kein Ekel ſoll ihn ſcheuen!
Ja, Himmel, ordne nur; ich folg und ſterbe gern!
Allem, was dir mißfällt, ſey ewig von mir fern!

Lucius.

Das Schikſal will ich ehr, als Seneca bewegen!
Wo bin ich, da in mir ſich alle Triebe regen,
Da meine Bruſt mit Tod, Rach und Verzweiflung kämpft,
Und Seneca in mir die lezte Hofnung dämpft?
Erwart ich noch die Nacht, das Vaterland zu rächen?
Komm, Tod, und folge mir; die Bahn will ich dir brechen!
Ich gehe mordend vor; dann mord und würge nur!
Ihr freien Römer, folgt! verlaßt nicht meine Spur!
O Seneca, jezt ruft mich Roms Gefahr zurücke!
O Sonne! die ich heut vielleicht zulezt erblicke,
Mit dir und Rom laß mich, doch rächend, untergehn!
Auch Seneca hat dich vielleicht zulezt geſehn!

Annäus.

So iſt es denn umſonſt! ſo iſt mein Wunſch vergebens!
O blutger Tag! o ſey der lezte meines Lebens!
Der lezte, den ich noch in Rom beweinen muß!
O wie beklag ich dich, verlohrner Lucius!

(Lucius geht ab).

V. Auftritt.

Seneca. Annäus.

Seneca.

Wer nicht freiwillig folgt, der folget doch gezwungen:
Dem Unmut iſt kein Glük; dem Gram kein Wunſch gelungen.
Wer an Beſtandigkeit dem Himmel ſelber gleicht,
Iſt glüklich! — dieſen Fels hat noch kein Flehn erweicht.
Ja, was ſein heilger Rahtſ, was er einmal beſchloſſen,
Hat noch kein Flehn, kein Ach, kein Opfer umgeſtoſſen!
Sein Sinn bleibt ſo, wie er von Anbeginn der Zeit,
Wie er geweſen iſt von alter Ewigkeit.
Du kennſt mein ganzes Herz, und ſeine innern Triebe!
Du weiſts, o Freund! wie ſehr ich ſtille Stunden liebe;
Du weiſts, wie oft ich mich im goldnen Mittelſtand,
Von Hof und Schmeichlern fern, den glüklichſten genannt!
Allein ein andres Loos war mir, o Freund! beſchieden;
Der Hof mißgönnte mir der Seele innern Frieden.
Wie manchen Wütrich hab ich ſchon in Rom geſehn!
Wie manch entweihten Tag ſah ich vorüber gehn!
Wer noch vom Glük verblendt, von Leidenſchaft verwirret,
Im prächtgen Labyrinth treuloſer Höfe irret,
Wer mächtig nah am Thron, wo alles ihn verehrt,
Bei ſeines Fürſten Gunſt die Götter leicht entbehrt:

Wen in der Hohen Traum kein Unfall noch gestöret,
Der dessen Rausch so lang, als wie sein Glücke währet:
Der komm, o Freund, und seh, wenn er noch sehen kan,
Der sehe Nerons Hof, der sehe Rom heut an!

Annäus.

Ach, welch ein harter Sinn! kan ihn ein Gott bewegen?
Den Thron verlässt, geht er dem nahen Tod entgegen.
Was mancher ängstlich sucht, und erst mit Müh erwirbt,
Das bietet Rom ihm an: Heut herrscht er oder stirbt!
Die Götter sind nicht mehr unschuldigen gewogen!
Ja, keine Tugend hat dich, Seneca, betrogen!
Ach, Nero sammlet schon die fürchterliche Macht,
Und du zerstreust sie nicht? Rom! Freund! ach, gute Nacht!

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Du kennst die Treue, HERR! mit der ich dich verehre:
Ach, daß mein Blut für dich ein würdigs Opfer wäre!
Ich, ein Verräther? ach! die Hölle selbst ist hier!
Noch solche Bosheit brachte noch nie ihr Schoos herfür.
Ich zittre, seh ich dich, o Seneca, gelassen!
Der Tod schwebt über dir! ach, könnt ich Kräfte fassen!
Verdammlicher Tyrann!

Annäus.

O Himmel! was hör ich?
Isis, Seneca! nun Zeit? entschliessest du nun dich?

Seneca.

Sprich, Cleonicus, fort; ich kenne deine Treue:
Hast du etwas gefehlt? Gesteh es, ich verzeihe.

Cleonicus.

Ach, HERR! der grausamste, der allerschnellste Tod
Soll meine Strafe seyn, wenn ich je dein Gebot,
Mit Wissen übertrat! O nein, Verdacht sey ferne!
Ach, Nero, dessen Herz ich jezt erst kennen lerne,
Um dessen Wohlfahrt du dein Leben fast verzehrt,
Den Rom um Seneca allein noch zitternd ehrt,
Selbst dieser Nero will, o wirst du mir auch glauben?
Durch hinterlistig Gift dir schnell dein Leben rauben!
Und mich, mich selbst hat er zum Werkzeug ausersehn!
Mich, der ich heute noch für dich in Tod zu gehn,
Bereit und schuldig bin.

Annäus.

O welch ein Bubenstücke!
Gerechte Götter, ach! welch trauriges Geschicke
Erwartet Rom von euch? Ist dieses euer Schluß!
Ist dies der Tugend Lohn!

Seneca.

Annäus, ja, ich muß,
Ich muß es dir gestehn, ich kan es kaum begreiffen,
Wie sich in Nerons Brust so viele Laster häuffen.
Was aber soll ich thun? Was ist, o Freund! dein Rath?

Annäus.

Was dir ganz Rom vorlängst schon angerahten hat.
Besteig den Thron, und hemm den Lauf der Lasterthaten:

Dies rath ich; dies wird Rom und selbst der Himmel rahten.
Du siehst, daß der Tyrann, den deine Tugend plagt,
Schon ins geheim den Tod, o Freund! dir angesagt:
O Himmel, laß heut nicht die Wahl des Weisen fehlen!
Den Scepter oder Tod hat Seneca zu wählen!

Seneca.

So muß ich es, o Freund! dir noch einmahl gestehn:
Ermüdend hab ich längst dem Weltlauf zugesehn.
Ich such ein beßres Glük, das Sterblichen verborgen:
Für jene Welt entstehn in mir ganz neue Sorgen.
Wie lang erwart ich ihn, den prächtig heitern Tag,
Den keine Nacht verkürzt, kein Kummer stören mag.
Ja sterben will ich gern, weil es die Götter wollen,
Und weil wir ihrem Wink nicht murrend folgen sollen.
Daß Nero auf dem Thron und fast allmächtig ist,
Dies scheinet mir nicht fremd, weil es ein Gott beschließt,
Der alle Dinge lenkt, und strafend uns noch liebet;
Den Anfang jedem Ding und auch sein Ende giebet.
Soll Nero heut nicht mehr; soll ich heut nicht mehr seyn;
Der Himmel ordne nur; ich gehe beides ein.

Annäus.

Ja, standhaft warst du stets; das weiß Rom und die Erde:
Doch wenn ich, Seneca, heut selbst dein Tadler werde,
So zwinget mich dein Sinn, dein unbewegter Sinn,
Daß ich zugleich dein Freund, und auch dein Tadler bin.
Ein grosser Geist wird stets der Völker Bestes suchen,
Zwar treu dem Kaiser seyn, doch den Tyraun verfluchen.
Hat Nero nicht am Tod so vieler Römer Schuld?
Verdienet der Tyrann dein Mitleid, die Geduld,

Die du in der Gefahr, in der Rom schwebt, noch übest?
Ich weiß doch, daß du Rom mehr als dich selber liebest.

Seneca.

Annäus, quäle nicht mein ahndungsvolles Herz;
Wahr ist es, Rom ist heut allein mein tiefster Schmerz.
Mich selbst vergeß ich leicht; doch ungewohnte Züge,
Ein unsichtbarer Arm, wenn ich mich nicht betrüge,
Hält heute mich zurük; mehr forsche nicht von mir.

Cleonicus.

Ich höre ein Geräusch; o Herr! man ruffet dir.

Annäus.

Ich höre Seneca der Römer Vater nennen.

VII. Auftritt.

Die vorigen. Pauline.

Pauline.

Die Römer, Seneca! die deine Tugend kennen,
Die du des Wütrichs Wut so oft entrissen hast,
Versammlen alle sich; sie stehn vor dem Palast,
Und voll von Flamm und Mut, an Nero sich zu rächen,
Drängt jeder sich, um dich zu sehen und zu sprechen.
Ach, Freund, Herr und Gemahl! welch Schrecken fällt auf mich!
Bleibst du auf deinem Sinn; ach, so verlier ich dich.

Seneca.

Ein neuer Fall! ich eil, um sie die Pflicht zu lehren,
Auch in Tyrannen sey der Götter Bild zu ehren.
Annäus folge mir; komm, Cleonicus, nach.
Pauline sey getrost! ich sehen kein Ungemach!
Mein strenges Schicksal kan und werd ich niemals hassen:
Den, der den Göttern traut, hat noch kein Gott verlassen.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia allein.

So bin ich dann allein! so hört mein jammernd Ach
Nur diese Mauren auf! Dem Schatten folgt
nur nach,
O Bruder! soll ich dich noch ungerochen sehen?
Nein, diese Nacht soll er nicht mehr Ruh ersehen,
Den Mörder auf dem Thron! du sollst gerochen seyn,
Verzweiflung soll nur selbst hierzu die Waffen leihn!
Doch Lucius soll nicht; nein, Piso soll es thun!
Ach, aber Piso, ach, haltst du so dein Versprechen?
Noch hör ich nichts von dir; ich Unglückselige!
O Himmel! wen hör ich? Wer ist es, den ich seh?

II. Auftritt.

Aurelia. Piso.

Aurelia.

Was möglich? soll ich dich, o Piso! wieder sehen!
Die erste war meine Angst! ich glaubte zu vergehen.

Noch lebet der Tyrann; dies Unthier iſt noch da:
O Piſo! rächt man ſo heut die Aurelia?

Piſo.

Gewiß war Nerons Tod! der beſten Ritter Schaaren,
Und was noch ſonſt in Rom des Wütrichs Feinde waren,
Verſammlet ich zu mir; ſie ſchwuren mir aufs neu,
Dem Wütrich Nach und Tod, dem Vaterland die Treu.
Nun ſolte uns Silvan des Angriffs Zeichen geben;
Allein er heiſſe mich in Furcht und Hofnung ſchweben.
Doch traut ich ihm, weil du ſelbſt ihn gewonnen haſt.
Wir finden ihn unſern vom goldenen Palaſt,
Den Nerons Stolz erbaut: Mein Blut fieng an zu wallen.
Und in Poppäens Arm wolt ich ihn überfallen.
Ich fand in meinem Feind im Roſenbett der Luſt:
Eben zog ich meinen Stahl auf ſeine ſchwarze Bruſt.
Doch, ach, Silvan blieb aus; er ſcheinet mir zu wanken:
Ich zoge mich zurük voll trauriger Gedanken.
Ach, hätt ich dies geglaubt? wie heilig ſchwur ers mir!
Ich klags, Aurelia, dem Himmel und auch dir!

Aurelia.

Ach, Piſo! ach, ich ſterb . . . nichts gleichet meinem Schmerze!
Sich mein von Lieb und Rach zugleich beſtürmtes Herze!

Piſo.

Wie? bebt Aurelia, noch ſchwächer als ſein Thron,
Wann man den Wütrich nennt, vor ſeinem Namen ſchon?

Aurelia.

Es bebt Aurelia, bei der gerechten Sache,
Selbſt vor dem Himmel nicht; ihr Herz denkt nur an Rache.

Allein

Allein ein andrer Gram, in den der Unbedacht
Der Rache mich gestürzt, ists, was mich zittern macht.
Kan ich, als Römerin, und deiner würdig, sprechen,
Und doch zugleich ein Wort, das ich gegeben, brechen?
Wenn Lucius voll Mut die That zuerst vollführt,
Und dich des Siegs beraubt, der dir allein gebührt.
Ich Unglükseelige! mit welchen tiefen Schmerzen
Werd ich den Sieger sehn, den Herrn von meinem Herzen!
Ich sterbe, wenn ich nicht noch heut gerochen bin:
Und rächt mich Lucius? Wo flieht mein Kummer hin?
Ihr Götter! könnt ihr so mich in Verwirrung setzen?
Kan sich an unsrer Qual ein göttlichs Aug ergetzen?
O Piso, könntest du tief in mein Herze sehn!
O welch ein Mitleid würd in deiner Brust entstehn!
Beklag, Aurelia! beklag ihr hart Geschicke!
Sieh meine Noht im Streit verzweiflungsvoller Blicke!
O Himmel, höre mich! Ihr Götter steht mir bei!
Behauptet euren Schluß, daß er der beste sey;
Laßt mich des Bruders Mord noch heut gerochen wissen!
Wo nicht; so laßt mich heut noch meine Augen schliessen!
Doch Piso räche mich, und räche mich allein:
Mein Herze soll sein Lohn, und keines andern seyn!

Piso.

Da Erd und Himmel selbst sich wider mich verschwören;
Solst du, o Lucius! auch meine Ruhe stöhren?
Mein Mund, der, wie mein Herz und wie mein Auge spricht,
Verheelt, Aurelia, dir die Bestürzung nicht,
Von der ich kaum erwach. Ists möglich? Kan ichs glauben?
Läßt sich Aurelia so leicht ihr Herze rauben?
Belohnt sie so ein Herz, das ich für sie nur hab,
Das mir für sie allein der gütge Himmel gab,

Das still bei einer Rohte; bei fremder sich empöret,
Und dessen Ruhe selbst der Feinde Unfall stöhret?
Wie traurig ist das Licht, das heut am Himmel scheint!
Und mein Verräther ist, ihr Götter, selbst mein Freund!
O Himmel, ach, wozu hast du mich auserkohren!
Ich sehe, daß der Tag, da Rom und ich verlohren,
Da der Tyrann den Rest des römschen Bluts vergießt,
Ich sehe, Aurelia, daß er erschienen ist!
Ach, Lucius, du bist heut Roms und mein Verderben!
Aurelia, laß mich vor deinen Augen sterben!
Du liebst mich nicht mehr; was bleibt mir als der Tod?
Ja, ja, ich irre nicht; den Unfall, der mir droht,
Hab ich voraus gesehn, hab ich in öden Stunden,
Hab ich vor mich ereilt, in Ahnungen empfunden!
Das Wetter nähert sich; ich fühls in meiner Brust,
Ihr ist was künftiges; doch dunkel, nur bewust.

Aurelia.

O quäle nicht mein Herz, bestürmt von wilden Sorgen!
Ist dir, o Piso, dann die reine Glut verborgen,
Die mich um dich verzehrt? Unseelger Unbedacht!
Hat er so strafbar mich in deinem Aug gemacht?
Wie frei gestund ich ihn? ach, siehe meine Zähren,
Mein Herze können sie, o Piso, dir erklären!
O ja, ich liebe dich, und bleib dir ewig treu!
Glaub nicht, daß Lucius dir vorgezogen sey.
Des Bruders Schatten will; ich soll ihn endlich rächen:
Ich thue, was er will; ist dieses ein Verbrechen?
Und hab ich in der Angst, in der mich Lucius
Zu einem Werk verführt, das ich bereuen muß,
Vielleicht zu viel gethan: so straft mich schon die Reue,
Aurelia verdient, daß Piso ihr verzeihe.

Genug, ich liebe dich: mein Herze bleibet dein.
Mein Bruder soll durch dich allein gerochen seyn.
Doch rächt ihn Lucius; so soll mein Tod ihn lehren,
Mein Herze könne nur dem Piso zugehören.

Piso.

Glükseelger Lucius! ja, du bist heut mein Tod!
Ihr Götter! laßt ihrs zu? wann rühret euch die Noht,
In der, ach schon zu lang, Rom matt und zweifend schwebet?
Aurelia, du weinst? ich hab genug gelebet.
O ja, ich kenne nun dein großmutvolles Herz;
Ich fühl es, wann du weinst, und ehre deinen Schmerz.
Doch nun kan ich nicht mehr an deine Rache denken,
Und auf den Lucius werd ich allein sie lenken.
Er ist es, welcher mir bereits den Sieg geraubt:
O hätt ichs eher nur, als jetzo erst, geglaubt!
Es wäre jetzo schon um den Tyrann geschehen;
Er würde treflos schon an jenem Ufer stehen,
Wo jezt Octavia mit tausend andern schwelt,
Da, wo Brittannicus, da, wo dein Burrhus lebt.
Wohlan, der scharfe Stahl, den mir die Rache schenkte,
Den ich auf Nerons Brust voll Mut und Ehrgeiz lenkte,
Vollführe meinen Zorn, und eh ich sterben muß,
Trinkt er dein falsches Blut, treuloser Lucius!
Was fühl ich? Wie wird mir?

(Piso läßt den Arm sinken und den Dolch fallen.)

Aurelia.

Mir zittert Brust und Seele,
Ermuntre, Piso, dich!

Piso.

Tod, den ich selber wähle,

O komm, und säume nicht!

Aurelia.

Ich sterbe . . höre mich
Nur noch zum leztenmahl! Besinne, Piso, dich!
Trau einer Ahnung nicht, wie leicht kan sie betrügen?
Nimm diesen Stahl, ich weiß, es wird die Unschuld siegen
Ein Held verzweifelt nicht; er trotzet der Gefahr:
Wo ist ein Fall, der noch zu groß für Helden war?
Nur aber säume nicht, den Seneca zu sprechen;
Vielleicht entschließt er sich; dann eile mich zu rächen;
Mit ofnen Armen will ich dir entgegen gehn:
In meinem Aug solst du der Freude Thränen sehn.

Piso.

Mich hält ein höhrer Arm, Aurelia, zurücke:
Doch ich hab Mut genug, und trotze dem Geschicke;
Dein Auge gibt mir Kraft; aus ihm hol ich die Glut,
Du, Schönste, heut in mir mehr als ein Himmel thut.
Ja, rächen will ich dich, ich schwör es bei den Göttern,
O steht mir heute bei mit euren Allmachtswettern!
Versammlet eure Macht auf des Tyrannen Haupt,
Und jede kühne That sey meinem Arm erlaubt.
Ich will, Aurelia, den Seneca bewegen,
Und, dich zu rächen, Höll und Himmel selbst erregen,
Ich biete ihm, weil du wilst, der Römer Scepter an,
Den ich auch ohne ihn vielleicht behaupten kan.
Doch vielleicht werd ich es auch heut vergeblich wagen,
Wie oft hat er nicht schon die Herrschaft ausgeschlagen?

Aurelia.

Ihr Götter! welch ein Mut, ach, seyd ihm schützend nah!
Leb, edler Piso, wohl! Ich sehe Seneca.

III. Auftritt.

Piſo. Seneca.

Seneca.

Und Piſo ſind ich hier, da alles ſich verlieret,
Was Tod und Nero ſcheut? O was hat dich verführet?
Hier wirſt du leicht entdekt.

Piſo.

Die edle Ungedult
Trug mich auf Flügeln her, da alles im Tumult,
In Furcht und Hofnung iſt! du kennſt mein Herz, mein Denken!

Seneca.

Die Götter wollen es nach ihrem Willen lenken!
Allein dein Aug, das ſonſt von nichts als Güte ſprach,
Was droht uns heut ſein Blik? welch neues Ungemach
Umwölket deine Stirn? Was ſcheint ihr Truz zu melden?

Piſo.

Das unterdrükte Rom, das Vaterland der Helden,
Dem Erd und Meer gehorcht, vor dem ſich alles beugt,
Das ſtolze Rom, vor dem ſich jeder Scepter neigt,
Seufzt um ein ander Haupt!

Seneca.

Du gehſt dem Tod entgegen!
O Piſo, liebſt du Rom, ſo zieh es nicht verwegen
Mit in den Abgrund hin, an deſſen Rand du ſtehſt,
In welchem du vielleicht noch heute untergehſt.

Darf auch ein Sterblicher dem Schikſal widerſprechen?
Es legt uns Ketten an, und kan allein ſie brechen.

Piſo.

Entſchließ dich, Seneca! das Volk hat dich gewählt:
An Stimmen hat es auch dem Piſo nicht gefehlt;
An Ehrgeiz und an Mut wird es ihm niemals fehlen,
Und wenn ihn Rom erwählt, ſo kannſt er, dich zu wählen.
Allein die Zeit iſt kurz, und eh der Tag verfließt,
Muß es entſchieden ſeyn, wer, Rom, dein Kaiſer iſt.
Ich ſehe ſchon im Geiſt dein trauriges Geſchicke,
Du nahſt dich deinem Ziel mit jedem Augenblicke.
Heut, Seneca, kannſt du der Römer Schuzgott ſeyn:
Ich weiß, es iſt in Rom dein Anſehn allgemein.

Seneca.

Mir iſt nicht die Gefahr, die Rom umringt, verborgen,
Und aller Römer Gram faß ich in meine Sorgen.
Ich weiß, daß mich zu oft der Hofnung Schein betrog,
Und kenne Nero längſt, den ich ſelbſt auferzog.
Doch fehlt dem Himmel wohl die Macht, ihn zu beſtraffen,
Und wann er tödten will, bedarf er unſrer Waffen?
Mit einem Aug ſeh ich der Römer Rohtſtand an,
Und mit dem andern das, was ich nicht ändern kan.

Piſo.

Ich, ſiehe hier das Joch, das alle Römer drücket,
Und dort der Krone Gold, das würdiger dich ſchmücket:
In Rom und in der Welt, gehſt du mein Bitten ein,
Wirſt du der Weiſeſte und auch der Höchſte ſeyn.

Seneca.

Kein Ehrgeiz, Piſo, wird den Seneca erhizen;
Mir fehlts nicht an Gedult; dem Himmel nicht an Blizen:

Wenn du ſein Werkzeug biſt: ſo ſey der Sieg dein Lohn:
Mir gönne meine Ruh; ich gönne dir den Thron.
Ein groſſes Herz wird erſt, ſich zu beſiegen, wagen:
Dann, Piſo, lernt es auch Tyrannen ſelbſt vertragen,
Und nie iſt es an Troſt, und nie an Hofnung leer,
Die Noht ſey noch ſo groß, der Unfall noch ſo ſchwer.
Ich weiß, daß Piſo ſelbſt, der wahre Großmut liebet,
Wenn er es überlegt, mir ſeinen Beifall giebet.

Piſo.

Wo aber iſt ein Troſt, wann jeder Fall uns ſucht,
Das Glücke uns verläßt, und bei der Freunde Flucht,
Wir uns, ach, uns allein zum Beiſtand übrig bleiben?
Wann wider uns ſich Erd und Himmel unterſchreiben?
Wann alles treulos flieht? undankbar uns vergißt?
Wann Klugheit nicht mehr würkt, und Einfalt ſchädlich iſt?
Ein Mut, der ſich entſchließt, eh ihn der Feind ereilet,
Iſt oft mehr als ein Heer, das zweifelnd ſich verweilet.
Faß einen groſſen Schluß: Rom und die Welt iſt dein,
Und der geſchwindeſte wird heut der Beſte ſeyn.

Seneca.

Mein Schluß war längſt gefaßt: ich ſuche nur den Willen
Des Himmels, der mich lenkt, gelaſſen zu erfüllen.
Mein Alter ſpricht mich frei von jener Eitelkeit,
Die ſelbſt als Jüngling mich, o Piſo, nicht erfreut.
Ich hab genug geſehn; ſchon lang hab ich gelebet,
Und nie nach gröſſerm Glük; nach Ruhe nur geſtrebet.
Ein gleiches Herz wünſch ich dem Piſo, und ſein Wohl
Verlangt ein ſolches Herz.

Piſo.

Wann Nero herrſchen ſoll,

So ſterbe Piſo ſchnell; doch ſterb er ohne Schauer,
Sein Tod ſey ohne Schuld; nicht ohne Rach und Trauer!
Die Kron bot ich dir an, die meinem Mut gebührt,
Du ſchlugſt ſie aus; ich fleh . . noch bleibſt du ungerührt.
Wohlan, ſo ſoll mein Arm die That allein vollbringen,
Die Rom erſtaunen macht, ihr Götter laßts gelingen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Natalis.

Natalis.

Nun, Piſo, iſt es Zeit, was nur den Nero haßt,
Ergreift die Waffen ſchnell; der goldene Palaſt
Iſt ſchon vom Volk umringt; um Nero iſts geſchehen.
Den Lucius ſah ich mit jenen Rittern gehen,
Die dieſe Nacht annoch mit dir und Vaterland
Ein Schwur beim Jupiter ſo feierlich verband.
Man raubet dir den Sieg; ich hörte dich nicht nennen;
Den Lucius ſah ich von Mut und Rache brennen;
Geheime Freude ſtralt aus ſeiner Stirn herfür;
O Piſo, eil, es ruft ſo Rach als Ehre dir.

Piſo.

O Himmel, welch ein Fall! ſo ſtürmen alle Wetter
Auf einmahl auf mich zu! Verlaßt ihr mich, ihr Götter!
Streit ich zugleich mit euch? . . Treuloſer Lucius!
Verrähter, den ich auch im Tod noch haſſen muß,
Entfliehe dieſem Stahl; er droht dem falſchen Herzen;
Wo nicht, ſo fühl ich ſchnell, und ſtirb mit tauſend Schmerzen.
Natalis, folge mir! ach, was hält mich zurük?
Der Himmel hört mich nicht; ein unſichtbar Geſchik

Will heute meinen Tod. Ein Freund iſt mein Verderben;
Und ach, für Römer nicht; für Sclaven ſoll ich ſterben!
Mir folget, wo ich bin, das Bild des Todes nach,
Und weiß ich, wo ich bin? kein Freund! kein Himmel! ach!

Natalis.

Der Staatsmann zeiget ſich in plözlichen Entſchlüſſen,
Saum, Piſo, nicht, das Blut des Wütrichs zu vergieſſen.
Du weiſts, dich liebt das Volk, ach, eil und ſäume nicht!
Du zauderſt? Himmel! wie! erblaſſet dein Geſicht?
Verläßt dich ſchon der Mut bei der gerechten Sache?

Piſo.

Was? Mut? du zweifelſt noch? ſprich mir von Tod und Rache.

Seneca.

Wie unbegreiflich iſt das Schikſal! wie geſchwind,
Iſt ſeiner Schlüſſe Lauf, die unergründlich ſind?

Piſo.

Ihr blaſſen Götter, die ihr in der Hölle Tieffen
Die fliehnden Seelen ſchüzt, die euch um Hülffe rieffen,
Erlaubt, daß vom Olymp, der mich nicht mehr erhört,
Verſchmäht mein Flehn zurük in eure Tieffen kehrt!

Seneca.

O Piſo, faſſe dich; noch kannſt du dich erretten!

Piſo.

Ein Piſo zweiffelt nicht, wählt er Tod oder Ketten.

* * *

V. Auftritt.

Die vorigen. Aurelia.

Aurelia.

O Piſo, ach wohin?

Piſo.

Aurelia, in Tod;
Der Fall iſt da, den mir die Ahnung längſt gedroht,
Und bald legt Lucius die leicht erworbne Krone
Zu deinen Füſſen hin, und nimmt dein Herz zu Lohne.
(Piſo und Natalis gehen ab).

VI. Auftritt.

Seneca. Aurelia.

Aurelia.

(Indem ſie klagt, wendet ſie ſich von Seneca weg, welcher indeſſen in tieffen Gedanken ſteht).

O Himmel, wenn dich noch ein ſterbend Herz bewegt,
Dem du nur Liebe, Huld und Freundſchaft eingeprägt;
Wenn dich ein Auge rührt, wo voll der zärtſten Thränen,
Die matten Blicke ſich nach dem Geliebten ſehnen!
Wenn ein gerechter Schmerz, den keine Kunſt erzwang,
Oft eine Bruſt von Stahl ſchnell, wie ein Bliz, durchdrang;
Wird in dem Weiſen Raht, der alle Herzen kennet,
Mein Name . . wird noch dort Aurelia genennet;

O so erhöre mich, und mein verzweiflend Flehn,
O Himmel, oder laß mich heut zulezt dich sehn!

Seneca.

So hör ich nichts von dir, als der Verzweiflung Sprache?
Siehst du, Aurelia, die Folgen deiner Rache?
Um Burrhus seufzest du! um wen? um meinen Freund.
Mit Recht, Aurelia, hat ihn dein Herz beweint!
Mein Aug betrauret ihn; ihn werd ich ewig ehren;
Doch ihn zu rächen wird mich nie die Weisheit lehren.
Es ist der Götter Amt; verehre ihren Raht,
Der in der Wahl der Zeit sich nie betrogen hat,
Wo er ein Bubenstük zu rächen gut gefunden;
Er wählt nicht nur die Straf, er wählt auch ihre Stunden.
Des Herzens Tiefen sind die unergründlichsten,
Ich seh den Abgrund wohl, dem wir so nahe stehn;
Doch ich verlasse mich auf den, der alles lenket,
Der an den kleinsten Wurm, wie an den Helden, denket.
Ich seh des Schikſals Lauf, den ich nicht ändern kan,
So wie der Sterne Freund den Lauf des Himmels an,
Dem selbst die Ewigkeit Gesetze vorgeschrieben,
Den noch kein Allmachtssturm aus seinem Gleis getrieben.
War noch ein heitrer Tag von allen Wolken frei?
Wo ahtmet eine Brust, in der kein Kummer sey?
Aurelia, ergieb dich in der Götter Willen!
Dies Mittel bleibet dir, der Rache Durst zu stillen.

Aurelia.

Ein Schikſal, das vielleicht heut unsren Fall beschließt,
Ist dieses minder hart, wann es beständig ist?
Die Götter rühret nichts; was bleiben mir, als Zähren?
Was helfen uns im Schmerz der Weisheit strenge Lehren?

* * *

VII. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Herr, noch zweiffelhaft iſt unſrer Römer Streit!
Doch hoff ich, Piſo ſiegt; er kam zu rechter Zeit
Mit jenen wenigen, die ihm noch treu geblieben;
Von Nerons Leuten iſt ein Theil zurük getrieben;
Beſtürzung, Furcht und Grimm ſah ich im Tigellin:
Allein ein neues Heer, das mit Silvan erſchien,
Und bald den Lucius, den Piſo bald erfreute,
Veränderte den Streit! Doch mehr auf Piſons Seite
Schien mir Silvan zu ſeyn. Als Lucius dies ſah,
War ſein Geſicht voll Blut; er riefe: Seneca!

Aurelia.

O Himmel, Piſo ſiegt!

Cleonicus.

Um Nero iſts geſchehen!
Wenn ſich nur Piſo nicht, und Lucius nicht ſehen!
Sie ſuchen beide ſich voll Grimm einander auf;
In Furcht und Hofnung ſchwebt des Volks getheilter Hauf.
Doch alle wünſchen, Herr, dich auf des Thrones Stuffen,
Und dich hat Lucius zum Kaiſer ausgeruffen!

Seneca.

So iſt mein Tod gewiß! Es ſey, ich fürcht ihn nicht,
Mit unverwandtem Aug ſeh ich ihm ins Geſicht,
Doch meine Unſchuld bleib der Erde nicht verborgen!

Aurelia.

Dein Tod, der Römer Tod, sey fern von meinen Sorgen!
Du lebst nicht nur für dich; du lebest für die Welt,
Die dich, wann Nero tobt, für ihren Schuzgott hält.
Ist Seneca nicht mehr, ach, was soll Rom beginnen!
Die Ohnmacht überfällt, und tödtet meine Sinnen.
Ich seh die Furien! Ich seh ihr höllisch Heer!
Ist Seneca erblaßt; so ist kein Himmel mehr!

Seneca.

Die Gottheit, die mich schuf; die Noht und Unschuld rühret,
O glaube, daß ste noch, Welt, dich und mich regieret.
Wo Stern und Himmel sind, tönt ihrer Weisheit Ruhm;
Ihr Arm wird niemals müd, dreht er gleich Welten um.

Aurelia.

Mein Herze, gleich geneigt zu rächen und zu lieben,
Ist wie ein leichter Kahn von Sturm und Meer getrieben.
Was es mit Nero heut noch für ein Ende nimmt,
Erwart ich einem gleich, der zu dem Tod bestimmt,
Annoch auf Gnade heft; allein, Herr, um dein Leben,
Wird jeder Römer heut sein eignes willig geben!

Ende des drikten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia allein.

Soll ich in dieser Noht verlassen und allein,
Und ohne Freund und Trost, und ohne Götter seyn!
So folget Fall auf Fall, so stürzt sich Stund auf Stunde,
Und keine floh, mit der nicht auch ein Trost verschwunde.
Wo flieh ich hin? Könnt ich . . ach, aber ach, wohin?
Entflieh ich auch der Welt? Werd ich mir selbst entfliehn?
Wie in der Winternacht, wann uns ein Schatten treibet,
Uns in der schreklen Angst kein Ort zur Zuflucht bleibet:
So treibt die Rache mich; so läßt sie mich nicht ruhn;
So quält die Liebe mich. Was soll ich endlich thun?
Soll ich die Rache nur, und nicht die Liebe hören:
So muß ich Lucius, wenn er mich rächet, ehren.
So ist mein Herz auch sein, das ihm mein Wort versprach.
Hört ich die Liebe nur; gerechte Götter, ach!
O so ist Lucius mein grösster Gram auf Erden!
So muß ich, rächt er mich, zur Undankbaren werden.
Hat für den Rächer nicht mein Herze sich erklärt?
Die Götter haben selbst, was ich versprach, gehört!

Die Ehre will, mein Herz soll nur die Rache wählen:
O Piso, solten dir heut Glük und Rache fehlen?
Wie schwach und elend ist der Menschen stolz Geschlecht!
Ihr Götter, rächt mich selbst, wenn mich nicht Piso rächt!
Habt ihr . . (doch nein, ich kan . . . ich werd ihn niemals lieben)
Den Sieg des Lucius partheyisch unterschrieben?
Träum ich? Wie wird mir? Ach! o Himmel, was fühl ich?
Was schwebt mir vor dem Aug? Welch Ahnen quälet mich?
Ach Piso nicht allein . . wie qualt mich mein Gewissen,
Das Blut des Seneca seh ich mit seinem fliessen.

II. Auftritt.

Aurelia. Pauline.

Pauline.

Das Unglük rauscht daher: von ferne hör ichs schon,
Aurelia, wir sind nicht dem Geschik entflohn!
Ach, mehr als nur ein Bliz soll heut die Unschuld rühren,
Dich soll ich, Seneca, ach, dich soll ich verlieren!
Was wird dein traurigs Loos, geliebte Freundin, seyn?
Beklage meinen Tod, verlassen und allein!
Doch sterbend ehr ich auch des Himmels höchsten Willen:
Wer kan ihm widerstehn? Wer muß ihn nicht erfüllen?

Aurelia.

Ach sieh, Pauline, mich verwirrt und thränenvoll!
Ich weiß nicht, was ich thun; nicht, was ich hoffen soll.
Ich seh den Abgrund schon, wo, von dem Tod gestöhret,
Die Wünsche untergehn, betrogen, ungehöret!

Ach, ich Unglükliche! vom Himmel, der mich haßt,
Verlang ich ferner nichts; mein Flehn iſt ihm zur Laſt!
Ach, Seneca, ſolſt du den ſchönſten Lauf beſchlieſſen?
Ach, Freundin, ſoll ich dich mit tauſend Thränen miſſen?
Soll ich von eurem Tod, verachtet und allein,
Ein überlebendes, ein trauriges Denkmaal ſeyn?
Ich fühle deine Macht, und weiche dir, o Schmerze!
Mein Herz beherrſcheſt du; allein ein edles Herze,
Das, wenn nichts höhers iſt, das ſelbſt die Sterne lenkt,
Gerechter als ihr Raht, der mich verfolget, denkt.

Pauline.

O könnten wir noch heut die Mörderſtadt verlaſſen!
Doch, ach! es iſt zu ſpat, den weiſen Schluß zu faſſen,
Aurelia, wir ſind, ja, wir ſind alle hin!
Den Tod wählt Seneca: kan ihn Pauline fliehn?
Ach, wider Nero hat ſich Rom umſonſt verſchworen,
Und Piſo, Lucius und alle ſind verlohren!
Es ſagt es mir mein Herz.

III. Auftritt.

Die vorigen. Annäus.

Aurelia.

Was bringt Annäus mir?
Ich zittre . . . . . .

Pauline.

Welch ein Fall?

Annäus.

Iſt Seneca nicht hier?

Sein

Sein Anſehn kan allein dem Streit den Ausſchlag geben:
Für Freiheit, Rom und ihn, wer ſchonte wohl ſein Leben?
Ich ſah des Brutus Mut, den Mut des Caſſius
Vereinet in dem Mut des tapfern Lucius.

Aurelia.

Wie? Lucius! er ſiegt, und Piſo iſt verlohren?

Annäus.

Zum Sieg ſcheint Lucius, und Piſo nicht erkohren.

Aurelia.

Wie? Lucius trennt ſich, mit Piſo ſonſt vereint?
Ach, der Verrähter ſiegt, des Piſo falſcher Freund!
Er raubet ihm den Sieg; für ſich ſucht er die Krone,
Allein umſonſt hoft er mein ſterbend Herz zum Lohne,
Ach, der Verrähter ſiegt!

Annäus.

Blieb er nicht Rom getreu?
Er war ein ewger Feind von aller Tyrannei.
Wenn er für Seneca die Kron erfechten wolte;
Wann ihm zuwider war, daß Piſo herrſchen ſolte:
So war ſein Zwek allein, daß Rom befreiet ſey;
Er ſprach: herrſcht Seneca; ſo iſt Rom wieder frei.
Des Piſo kühne Hand hat Herrſchſucht nur geführet;
Der Freiheit Geiſt hat nur den Lucius regieret:
Er, welcher Rom befreit? Er, ein Verrähter? nein!
Soll Rom nicht heiliger als Piſons Freundſchaft ſeyn?
Ach, ein Verrähter kan er deinem Aug nur ſcheinen!

Aurelia.

Ihr Götter laßt mich heut nicht ungerochen weinen!

* * *

IV. Auftritt.

Die vorigen. Natalis.

Natalis.

(Steht einige Augenblicke still, ohne ein Wort zu sprechen).

Ich komme nur, o Nacht, mit allem deinem Graus!
Lösch vom entweihten Tag die lezten Stralen aus!
Ihr Götter! konntet ihr uns keine Hülfe schicken?
In dem entsezlichsten von allen Augenblicken?
Im Sturm, der Rom und Welt erschüttert und erschrekt?
Und eure Rache blieb, ihr Götter, unerwekt?
Noch seh ich Seel und Blut aus tausend Adern rinnen!
Der Sterbenden Geschrei betäubt noch meine Sinnen!
So manches Schattenbild schwebt traurig noch vor mir!
Der Hölle Freude brach aus Tigellin herfür!
Ach, Himmel! solte heut die schönste That mißlingen?
Sieht Nero, und soll ich die blutge Nachricht bringen?
Mein ganzes Blut, das nur, das nur von Rache brennt,
Empört sich, zittert, braußt . . o, wer hat euch getrennt?
O Pito, Lucius! o Himmel! welch Verraht,
O Hölle, welche List, die uns besieget hat!

Aurelia.

Ach, grosse Götter, ach!

Natalis.

Kaum kan ich es erzählen:
Die Worte wollen mir, wie Mut und Kräfte fehlen.
O Himmel, bist du selbst der Tugend größter Feind!
Bist du des Nero nur, und nicht der Römer Freund!

Aurelia.

Ach, Piſo!

Natalis.

Leb ich noch, zu Schmach und Tod erkohren?
Dein Piſo iſt mit Rom, und Rom mit ihm verlohren!

Aurelia.

Ach, Piſo!

Natalis.

Höre noch ein traurigs Lebewohl,
Das er dir ſterbend gab, und ich dir bringen ſoll!

Aurelia.

Ach Piſo! . . Komm, o Tod! wirſt du ihn mir geſtatten,
O Himmel! ja ich eil, und opfre deinem Schatten,
Geliebter, was mir noch das Schikſal übrig läßt!
Mein Geiſt iſt ewig dein! den Flammen iſt der Reſt!
Und welche Mörderhand . . .

Natalis.

Ich ſeh ſein Blut noch flieſſen!
Treuloſer Lucius, du ſolteſt es vergieſſen!

Annäus.

Ach, ſchone meinen Freund: denn treulos war er nicht!

Aurelia.

Kannt er, Annäus, ſo der Freundſchaft heilge Pflicht?
Rächt er Aurelia mit des Geliebten Leben?
Sieh, dieſer Dolch ſoll ihm den Lohn der Rache geben.
Flieh meinen Zorn, und ſtirb, flieſſt noch in deinem Blut,
Grauſamer Lucius, ein wahrer römſcher Mut!

Natalis.

Es ist zu spät; er ist schon deinem Zorn entgangen,
Und seinen Lohn hat er von Piso selbst empfangen.
Ich sahe seinen Fall; sein spritzendes Gehirn,
Und Rach und Eifersucht auf der entseelten Stirn.
Dein Piso fiel, und sah mit einem Aug voll Flammen
Den Mörder sterbend an, und faßte schnell zusammen,
Was ihm sein fliehend Blut von Kräften übrig ließ;
Ergriff sein Schwerdt, und sprach: Verrähter stirb! und stieß,
Und Lucius sank hin!

Aurelia.

Ach, alles ist vollendet!
Des Schiksals träger Lauf hat endlich sich geendet.
Pauline, ja ich sterb,

(Hier hält Aurelia eine Weile als halb ohnmächtig ein).

Komm nur erwünschter Tod!
Vollzieh des Schiksals Schluß; erfülle, was er droht.
Willst mir ewge Nacht, die meine Augen schliesset!
O Freundin, sey von mir zum leztenmal gegrüsset!
Und bald, ja bald erscheint mein lezter Augenblik,
Der Bogen ist gespannt . . Wer hält den Pfeil zurük?
Zu welchen Fällen war Aurelia gebohren?
Mein Piso ist nicht mehr! Mein Piso ist verlohren!
Wo bin ich? Aber ach, was frag ich, wo ich bin?
Das ganze Schattenreich schwebt mir vor meinem Sinn.
Sein Aug soll mich nicht mehr; sein feurigs Aug entzücken,
Gestalten seh ich dort . . O, könnt ich ihn erblicken!
Was hör ich? . . Piso, sprich, nur noch ein Wort, doch ach!
Doch, ach, du hörst mich nicht . . Umsonst wein ich dir nach!

(Hier hält sie wieder eine Weile stille, und fährt darauf fort).

Soll mit dem schönen Leib der schönre Geist vergehen?
Soll ich, o Piso! dich, ach niemals wieder sehen?
Ist die Unsterblichkeit, die deinem Mut gebührt,
Ein Nahme, der sich bald in Wachs gelöscht, verliert?
Ein Nahme, sterbend hier, dort wieder neu geboren?
Der wie ein Pilgrim reist, und irrt von Ohr zu Ohren?
Du aber fühlest nichts . . O, ödes Todenreich!
O, lebte Piso nur noch einer Pflanze gleich!
So lebhaft als er war; ich seh ihn vor mir schweben;
In welches tieffe Nichts verlieret sich sein Leben!
So stiegt . . so trift der Pfeil . . so sinkt ein Löwe todt;
So stirbt mein Freund, und weiß, und kennt nicht meine Noth,
Nimmt nicht die Thränen auf, die Schmerz und Wut vergiessen,
Acht ihrem Lauf nicht zu, und läßt umsonst sie fliessen;
Seufzt nicht, wann ich mich grämm . . O, Tod, so ganz dahin,
So weiß er nicht einmal, wie sehr ich traurig bin!
So weiß er nicht einmal, daß ich dem Himmel fluche,
Und Tag und Himmel feind, den tiefsten Abgrund suche?
O, noch einmal willkomm, erwünscht, erseufzte Nacht!
Die mir den Himmel raubt, den ich . . O, höchste Macht!
O, laß ihn untergehn! Laß seine Pfeiler sinken!
Die Sonn in ihrem Meer Tod und Verderben trinken,
Von Stern, und Sonn und Licht, indem sie untergehn,
Laß mich im Abgrund noch die Funken flattern sehn.
Du Urquell meines Seyns! Was bist du für ein Wesen?
Wie gütig und wie hold! . . Zur Qual bin ich erlesen.
Wer mich zur Qual bestimmt, soll nicht mein Schöpfer seyn.
Der Allmacht Stolz bleib ihm; des Selbstmords Ruhm sey mein!
Sein Zwek bleib unerreicht! . . wann seine Himmel wanken,
So lach ich . . sterb ich selbst, und sez ihm seine Schranken!
Und die Verzweiflung, die . . in seinem grossen Raht
Vielleicht . . vergessen war . . vollführet diese That.

Pauline.

Ach, Freundin, welch ein Tag!

V. Auftritt.

Die vorigen. Seneca.

Seneca.

(Indem Seneca spricht, ist Aurelia in tiefen Gedanken).

Pauline, welch Geschicke,
Welch eine Traurigkeit seh ich in deinem Blicke?
Ist es des Piso Tod; der Tod des Lucius,
Um welchen ich dein Aug in Trauer sehen muß?
Die erste warest du, an die mein Herze dachte,
Als Cleonicus mir die grosse Nachricht brachte.
Wirst du auch standhaft seyn? Wie lang sah ichs vorher?
Noch eine kurze Zeit: so bin auch ich nicht mehr.

Pauline.

Ach, fliehe, mein Gemahl, eh dich der Tod ereilet!
Sieh, wie mein Herze sich in aller Schmerzen theilet!
Hier seh ich deinen Tod, und dort Aurelia;
Hier den Tyrann, den ich nie ohn Entsetzen sah;
Dort jenen engen Raum, der meine Asche fassen,
Und sie bewahren soll, wann mich das Licht verlassen,
Das ich nur traurig seh.

Aurelia.

Ach, flieh, o Seneca!
Erwarte nicht so kühn das Schikſal, das so nah,
Und streng, wie Nero ist, und unerbittlich bleibet;
Ach, flieh, eh deinen Tod der Wütrich unterschreibet,

Mich tödt allein sein Grimm!

Pauline.

Nun ist es nicht mehr Zeit;
Ich rief dem lezten Tag, und dieser Tag kam heut.
Wie gern, o Seneca! wolt ich, dem Hof entrissen,
Mein Aug in deinem Arm in einer Hütte schliessen!
Es sey des Nero Macht den Blitzen selbst verwandt:
Der Hütte, die uns dekt, sey sie nur unbekannt!
O könnten wir noch heut Rom, Hof und Nero fliehen,
Mit dir wolt ich ins Land der wilden Geten ziehen,
Was nüzt uns nach dem Tod ein schwer erworbner Ruhm?
Was hilft uns Pracht und Gut, des Wütrichs Eigenthum?

Seneca.

Wenn ich dir auf der Welt auch jeden Winkel nennte;
Nennt ich doch keinen dir, der uns verbergen könnte.
Wer einen Thron besizt, auf Leichen aufgebaut,
Ist wachsam, weil er nie den schwachen Stützen traut.
Du kennst des Nero Herz, und seine schwarze Sorgen,
Und länger noch war mir sein Argwohn nicht verborgen.
Wie oft bohr ich ihm nicht Palast und Güter an?
Warum nimmt er sie nicht, da er sie nehmen kan?
Ihr Götter wißt, daß ich nach keinen Schätzen strebte,
Und in dem Ueberfluß als wie der ärmste lebte.
Ihr aber gabt sie mir, um andern wohl zu thun.

Pauline.

Es lästre dich der Neid; nie kan ein Auge ruhn,
Das andrer Wohlseyn nie mit frohen Blicken siehet,
Und nie die Tugend ehrt, als wann das Glük sie fliehet.
Du, aber Tugend du, die der für Thorheit hält,
Der wütend uns regiert, ach fliehe Rom und Welt!

Flich nach dem Himmel zu; flieh nach der Sterne Sitzen;
Thu, was Aſträa that; hier kanſt du uns nicht ſchützen.

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

HERR! Nero, welchen du noch heut erhalten haſt,
Bereitet deinen Tod, umſtellet den Palaſt,
In welchen traurig ſich der Römer Reſt begeben;
Ach, ſäume nicht, und flieh! ach, flüchte ſchnell dein Leben!

VII. Auftritt.

Die vorigen. Der Hauptmann von der Leibwache.

Pauline.

WEn ſeh ich?

Aurelia.

Welch ein Sturm reißt heut uns alle hin,
Ich, Unglükſeelige! daß ich gebohren bin!

Der Hauptmann.

Ich komm, o Seneca, den Tod dir anzuſagen,
Doch meinen Arm zugleich zum Schuz dir anzutragen,
Die Wachen ſind nur treu; es winke Seneca,
So iſt er auf dem Thron, und Nero nicht mehr da.
O! gönne mir den Ruhm, daß ich dein Retter werde;
Gebiete, ſo gehorcht dir Rom, ich und die Erde;

Entſchlieſſeſt du dich nicht; ſo iſt dein Tod gewiß;
Entſchlieſſeſt du dich noch; ſo ſoll die Finſternis,
Die bald den Himmel dekt, mein Unternehmen ſchützen,
Und Stahl und Rache ſoll auf Nerons Scheitel blitzen.

(Zu Aurelia.)

Silvan war dir nicht treu; nach ſeiner falſchen Art,
Hat er, Aurelia, dem Nero offenbart,
Was ihm dein Unbedacht, und Lucius entdecket.

Aurelia.

O Name, welcher mich entrüſtet und erſchrecket!

Seneca.

Ich ehre zwar, o Freund! in dir den alten Mut,
Der Rom verewiget, und Götterthaten thut:
Allein es iſt zu ſpät; umſonſt iſt dein Bemühen;
Ich eile, Rom und dir, o Nero! zu entfliehen,
Doch ſterbend; anders nicht.

Annäus.

Bewegt nichts deinen Sinn?

Pauline.

Nimm, Nero, nimm Tyrann, nimm dann mein Leben hin!

Aurelia.

Ja nimm mein Leben hin. Es iſt um uns geſchehen;
O Freundin! du haſt mich zum lezenmahl geſehen.
Erwarte heute nur, o Rom, den lezten Stoß,
Und ſtürz auf den Tyrann, und bleib auch fallend groß.
Ich irre in der Nacht verzweiflender Gedanken;
Die Erde thut ſich auf; die Himmel ſelber wanken.
Welch eine Finſternis! ihr Götter, wo bin ich?

Quält mich dein Schatten noch? O Burrhus! seh ich dich?
Wohin, und ach, wohin soll sich mein Kummer wenden?
Zu welchem Himmel soll ich meine Klagen senden?
Dem, der das Laster schüzt, und auf die Tugend blizt?
Dem, der das Laster straft, und dich, o Unschuld! schüzt?

Seneca.

(Wendet sich zu seinen Freunden).

Ja, ein freiwilliger Tod ist eine wahre Ehre,
Die Weisheit gab sie mir, die göttlich ernste Lehre.
O Himmel! was dein Schluß, und was dein Wille sey,
Entdekte mir schon längst der Fälle lange Reih.

Pauline.

Ach, seh ich seinen Tod!

Annäus.

Ach, Freund, sieh meine Zähren!

Natalis.

O Seneca! mein Tod soll mir den Trost gewähren,
Den mir der Himmel nicht, den jezt mein Schmerz verklagt,
Das Schikſal nicht gewährt,

Seneca.

Mir ist er nicht versagt.
Mein Tod, ein Tod, den mir die Götter gütig geben,
Mein Tod ist nur ein Schritt in ein vollkommners Leben.
Was ist im grossen Rom? Was ist in dieser Welt,
Das eines Weisen Schluß zurük vom Sterben hält?
Der seines Bruders Mord vollbracht, und nicht bereuet;
Der frech das Heiligste gehönet und entweihet;

Der die, die ihn gebahr, unmenſchlich hingericht,
Schont den, der ihn erzog, ſchont ſeinen Lehrer nicht.
Seyd ſtandhaft! ſeyd getroſt! ihr Freunde, ſeht mich ſterben!
Ja, meine Wangen ſoll der Schrecken nicht entfärben!
Weit herrſcht der Tod, und wen hat noch ſein Grimm verſchont?
Ihn bin ich längſt, und ſo, wie den Tyrann gewohnt.

(Seneca wendet ſich zu Paulinen).

Pauline!

Pauline.

Ach!

Seneca.

O ſieh, wie ſehr dein Schmerz mich rühret!
Mein Herz erſtarrt, da es die nahe Trennung ſpühret.

Pauline.

Du ſtirbſt * * o Himmel! * * du!

Seneca.

(Wendet ſich weg an ſeine Freunde).

Was koſtet mich der Schluß,
Daß ich vor ihrem Schmerz ein Aug verbergen muß,
Dem ſchnelle Thränen drohn?

Pauline.

Du ſtirbſt * * o Gott der Götter!
Doch ach! hier iſt kein Gott, kein Tröſter, kein Erretter!
Wie klåglich blik ich dich, erzürnter Himmel, an,
Den ich, ſo ſehr ich fleh, doch nicht bewegen kan.
Du raubeſt heute mir mein höchſtes Gut auf Erden,
Es ſtirbt mein Seneca; was ſoll Pauline werden?
Sterb ich; ach, ſo vermehrt mein Tod des Wütrichs Luſt;
Leb ich; ſo trag ich ſtets den Tod in meiner Bruſt.

So ſeh ich nichts um mich, als wütendes Verderben,
So muß ich jeden Tag, und jede Stunde ſterben;
So ſchwebet, o Gemahl! dein Schatten ſtets vor mir;
So wünſcht ſich ſtets mein Geiſt, o Seneca! zu dir.
Ach! ſo wird jeder Traum mir deinen Tod erzählen;
So wird dein Tod mich mehr, als eine Hölle, quälen;
So leid ich, tugendhaft, und fromm und unſchuldvoll,
Die Strafe, welche nur dein Mörder leiden ſoll;
So ſieht mich der Barbar, verſchmähet und alleine:
Freut ſich, wann ich mich gräm, und lachet, wann ich weine.
Und ändert er den Sinn, und ſchont er endlich mich:
Könnt ich dann ruhig ſeyn? Ich, ruhig ohne dich!
Ein Troſt nur bliebe mir: ſäh ich dein Blut noch fließen,
Ich ſolt es meine Hand, o Nero! ſelbſt vergießen;
Doch leb und quäle dich mit einer ewgen Reu;
Es lehre dich mein Tod, daß ich die Götter ſcheu,
Doch Tod und Wütrich nicht.

Annäus.

(Bei Seite).

Dies iſt der Helden Sprache.

Pauline.

Erzittre, du entgehſt nicht deines Richters Rache,
Fürcht einſt die Götter dort, die du hier nicht geglaubt,
Wann deine eigne Hand du ſelbſt das Leben raubt.
Du ſehe dich um Geiſt verzweiflend vor mir ſtehen,
Und deinen Schatten dort mit Plutons Schaaren gehen!
Du wunſchſt noch einen Tod: erſchrecklicher Gericht,
Ach, ewig wunſchſt du ihn, und findſt ihn ewig nicht!
Erzittre, o Tyraun!

Aurelia.

Wer nennt jezt meine Schmerzen.
Wie grauſam wüten ſie im tief verwundten Herzen!

Seneca.

Ich sehe meinen Tod, und seh ihn lächelnd an:
Gleichgültig, wie die Nacht, seh ich mein Ende nahn.
Der fürchtet dich, o Tod! der vor der Zukunft bebet;
Allein der scheut dich nicht, der tugendhaft gelebet.
In jene Ewigkeit, wo ich bald Bürger bin,
Trägt mich mein Freund, der Tod, mit schnellen Flügeln hin.
Ein unvergänglichs Reich wird dort der Weise erben:
Wie ruhig würd ich seyn! frohlockend würd ich sterben!
Ach, unser Wissen ist hier nichts als Dunkelheit!
Durch Spalten sehn wir nur in jene Herrlichkeit.
Doch du vergällest mir, Pauline, meine Freude:
Ist sterbe nicht vergnügt, seh ich dich noch im Leide.
Was thu ich? Soll ich fliehn? Der Tod sey meine Flucht!
Die Krone hab ich nicht, und sie hat mich gesucht.
Um mich entstehe nicht ein neues Blutvergiessen!
Mein Fall, kein andrer Fall, soll diesen Tag beschliessen!
Du weists, wie zärtlich dich mein sterbend Herze liebt,
Und daß mich nicht mein Tod; Pauline nur betrübt!
Als eine Heldinn hemm den Lauf von deinen Klagen!
Laß dies die Nachwelt noch von deiner Grossmut sagen:
Mein Tod sey nicht ein Tod, der auch dein Leben kürzt?
Ach, mäßige das Leid, in das mein Fall dich stürzt!
Wann einst der trübe Lauf der Thränen aufgehöret:
O, so sey deinem Aug kein heiter Blik verwehret!
So fließ ein heitrer Tag sanft nach dem andern hin!
So lebe, wann ich längst ein Spiel der Lüfte bin!
So denk und glaub, mein Geist, im Schrecken öder Grüfte,
Im dunklen Schattenreich, im Schooße tiefster Klüfte,
Im traurigsten Gefild, von dem in keines Licht
Kein Weg zurücke führt, mein Geist vergißt dich nicht!

Pauline.

In welchem Stand du seyst, werd ich dich ewig lieben,
Und einmal nur werd ich, nur einmal dich betrüben!
Wann jener Stahl, der mir die lezte Zuflucht ist,
Mit deinem Lauf zugleich Paulinens Lauf beschließt.
Den Frauen glich ich nie, die den Geliebten hassen,
Wann sie in ihm nicht mehr den Glüklichen umfassen.
Was stolze Schönen oft aus Unverstand verschmahn,
Hab ich in dir gewählt, auf dich hab ich gesehn,
Und nie bereu ich sie, die mir so schön verschwunden,
Der Liebe glüklichste, der Ehe holde Stunden.
Die Weisheit, Seneca! ist so unfreundlich nicht,
Und ihr gefällt ein Band, das selbst der Tod nicht bricht.
Ihr Götter, die ihr mich in allertiefster Trauer,
Von Noht und Angst umringt, von Schrecken und von Schauer
Kalt und erstarret schaut: o steht Paulinen bei!
O seyd gerecht und zeugt, daß sie beständig sey!
Wie könnt ich ohne dich vergnügte Tage schauen?
Ach so vermengst du mich mit den gemeinsten Frauen!
So zweifelst du an mir? Hat dies mir noch gefehlt,
Daß mich nicht nur dein Tod; ach! auch dein Zweifel quält?

Seneca.

Pauline, denke nicht so klein von meinem Schmerze!
Ich kenn und ich verehr dein großmutsvolles Herze!
Du siehst es, ich bin hin: um mich ist es geschehn!
Soll ich auch deinen Tod, ach, welchen Tod, noch sehn?
O wie gelassen hast du manchen Fall ertragen?
Woher kommt der Entschluß, der Weisheit abzusagen?
Von deiner Treue kenn ich die Beständigkeit,
Die kein verbotner Wunsch in deiner Brust entweiht.
Was wählt mein Tod in dir? Verzweiflung oder Liebe?
Trägt er in deinem Herz des Lebens sanfte Triebe?

Nicht ganz verlierſt du mich; mein Beiſpiel bleibet dir:
Im Mund der Redlichen bleibt noch ein Leben mir.
Soll deiner Jugend Glanz ſo früh ſchon untergehen?
Soll ich dich ſchon ſo bald in jenen Feldern ſehen?
Von mir allein verlangt der Römer Glük und Wohl,
Daß ich noch heut für ſie mein Blut vergieſſen ſoll.

Pauline.

Nein, ſterben ſollſt du nicht, und eh ſoll Rom verderben!
Doch ſterbe nur, ja, ſtirb; nur laß zuerſt mich ſterben!
Schließ mir die Augen zu, und ſiehe, wie mein Geiſt,
Voll Sehnſucht noch nach dir, vom blutgen Leib ſich reißt,
Und zu den Sternen ſchwingt, mit ſeeligem Verlangen
Dich, o mein Seneca, dort himmliſch zu umfangen!

Seneca.

O Liebe! o Tyrann! o Tod! mit welchen Bildern
Soll ich, Pauline! dir mein blutend Herze ſchildern?
O komm, ach, komme nur, mein lezter Wunſch, o Tod!
Mein lezter Unfall, den mir das Verhängnis droht!
Du wilſt, weil du mich liebſt, ſelbſt deinen Tod nicht haſſen,
Ich ſoll dich ſterben ſehn; vor mir wilſt du erblaſſen?
Weblan! ich gönne dir den Nachruhm jener Welt,
Die dich bewundern wird, wann mit dem lezten Held
Der Römer lezter Mut ins Reich der Schatten fähret:
Wann man von Rom nichts mehr, als noch den Namen ehret.
Einſt bleibet nur der Fluch der wilden Tyrannei;
Dein Beiſpiel aber bleibt der ehelichen Treu!
Ja, ſterbend will ich dich mir noch zum Vorbild wählen,
Und keuſchen Schatten will ich deinen Tod erzählen.
An jenem Ufer wird, betrüget mich kein Schein,
Bald die Zuſammenkunft von unſren Seelen ſeyn!

Aurelia.

Wie zärtlich und wie sanft ist reiner Liebe Sprache?
Wie rauh, wie hart, und wild der Ton verbotner Rache?

Natalie.

O Rom, wo find ich dich?

Der Hauptmann.

Ach, nimm den Scepter an!
Ein Wink von dir; so ists um den Tyrann gethan!

Seneca.

Es ist umsonst: ich will nicht mit den Göttern streiten.

Annäus.

In welcher Welt sind wir? O Freund! in welchen Zeiten?
Was sah und hört ich heut? Ists würklich? Ists ein Traum?
Ich hör und seh es noch, und dennoch glaub ichs kaum.
Wie schnell sind Lucius und Piso nur verschwunden?
Ein Wirbel schlung sie ein: ein Lauf von wenig Stunden.

Seneca.

Ein andrer Tag, o Freund! der von dem Himmel fließt,
Erkläret dir vielleicht, was heut ein Räthsel ist.

Pauline.

Nur löst der Tod es auf: die Wellen des Geschickes
Zertheilt der schnelle Pfeil des letzten Augenblickes.

Aurelia.

(Fällt vor dem Seneca nieder, welcher sie aber wieder aufhebt).

Aber einem Augenblik, da die Verzweiflung,
Da Rach und Liebe noch in meinem Herzen rung,

Was

War ich zum Tod bereit, und suchte mein Verderben:
Jezt zittre ich vor ihm, und kan nicht eher sterben,
Bis daß dein grosses Herz mir meine Schuld vergiebt;
Bis Seneca verspricht, daß er auch die noch liebt,
Die jezt in Schaam und Reu versunken und verlohren,
Den Augenblik verwünscht, in welchem sie gebohren,
Wo sie, ihr Götter, ach! entschuldigt dies die That?
Unwissend wider dich den Dolch geschliffen hat,
Der dich entseelt, und Rom in Tod und Fesseln stürzet:
Dein theures Leben hat Aurelia verkürzet;
Ach Seneca!

Seneca.

Ein Schluß, den niemand ändern kan,
Der von dem Himmel kommt, sagt meinen Tod mir an.
Getrost, Aurelia, längst sah ich dieses Wetter,
Das dich erstaunen macht! Versöhne nur die Götter!
Ich fodre nichts von dir.

Aurelia.

Welch eine Grosmut, ach!
Nun ist der schnellste Tod mein kleinstes Ungemach!

Seneca.

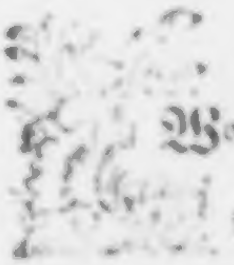
Ihr Freunde! welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du, erlaube mir, daß ich jezt einsam denke,
Pauline, gönne mir, im traurigsten Gesicht,
Von der mir fliehenden Welt den lezten Augenblik!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

1. Auftritt.

Seneca allein.



Wo bin ich? Wo iſt Rom? Wo Nero? Wo die Welt?
Vom Himmel kommt das Licht, das meinen Geiſt erhellt,
Und alles heiter macht, was mir von Nacht und Schatten
Die ſtehnden Wünſche noch zurük gelaſſen hatten.
So vieler Jahre Müh, Luſt, Unruh, Unfall, Glük,
Wo ſind ſie? Ach, ein Traum von einem Augenblik
Verſchlingt ſie, und verſchwindet! Ich ſteh am Rand des Lebens,
Weich eine Klufft vor mir! ach, hoff ich auch vergebens?
Iſt, oder iſt kein GOtt? Iſt er? verſteh ich? Nein!
Er iſt, und weil er iſt, muß ich auch ewig ſeyn!
Ich bin in einer Welt, wo Weiſe unter Thoren,
Wie Perlen in dem Schlamm, wie Geld im Sand verlohren!
Ich ſah aus dieſer Welt in eine andre hin,
Wo ich vielleicht ein Thor bey andern Weiſen bin.
O Irthum! Wilde Nacht! Welch Tropfen iſt mein Wiſſen?
Und ach! in welches Meer wird dieſer Tropfen fliſſen?

Was wird mein Denken seyn, in der Allwissenheit
Verlohren, und vermischt im Meer der Ewigkeit?
Die Wolke flieht, und schnell verlieren meine Blicke
Sich in dem künftigen, und kommen nicht zurücke!
Nach einem neuen Ziel, in einem neuen Lauf,
Verlieret sich mein Geist; eilt fort, und hört nicht auf!
Unendlich geht er fort! — bald werd ich es ergründen,
Und, wo kein Nebel ist, der Wahrheit Sonne finden.
Ich sterbe! — aber ist mein Sterben dein Gebot?
Erzog ich, Nero, dich, und mir in dir den Tod?
Wie spielt das Glücke nicht mit Fesseln und mit Kronen!
O trauriges Geschik der ruhnden Legionen
Im Feld Emathiens!
So floß Pompeiens Blut? so muste Cäsar siegen?
So musten Cassius, und Brutus unterliegen?
Selbst Cato vom Geschik sich überwunden sehn?
So manches Reich in Blut und Flammen untergehn?
So manches grosse Haus erlöschen und verderben?
So manch berühmter Nam mit edlen Römern sterben?
Eh Agrippinens List die Frevelthat gelung,
Und frech sich auf den Thron ihr Sohn und Mörder schwung.
Seit dem, als ich gelebt, was hab ich nicht erfahren?
O Rom, was bist du heut? und was nach tausend Jahren?
Ich seh ein wildes Volk; im Geist seh ich es schon:
Die Barbarn höhnst du jezt, und einst wirst du ihr Hohn! —
Wie manche Dunkelheit wird einst ein Tag erheitern,
Der fremden Völkern scheint! Die Welt wird sich erweitern.
Ein unbekanntes Volk, das fremde Götter ehrt,
Wird einst aufs grausamste verfolget und zerstöhrt!
Wie unbegreiflich sind die Wege des Geschickes!
Der größte Fall ist oft nur eines Augenblickes

Der ängliches Geschäft! Es ist ein Gott der Welt;
Ein Wesen, welches selbst den Himmeln Ziele stellt;
Ein ewiges Wesen, das vor unsrem Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat:
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde,
Das, was gewesen ist, und seyn wird, und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht;
Und aller Dinge Ziel, und aller Welten Schranken,
Sind nur der kleinste Theil allwissender Gedanken.
Was werd ich seyn? — getrost! — wer Weisen gleich gelebt,
Gleicht Himmeln, die kein Sturm aus ihren Angeln hebt!
Ich sehe, wie sich Rom und Pracht und Welt verlieren!
Wie alle Reize fliehn, die unsre Sinnen rühren!
Welch ewig langer Raum von mehr als einer Welt!
Welch ein unendliches, welch grenzenloses Feld!
Was bin ich? Ich ein Staub; ein Spiel der Wirbelwinde!
Doch dort seh ich den Ort, wo ich mich wieder finde!
Als Trümmern eines Schiffs, von Sturm und Meer zerstreut,
Seh ich die Stunden an, die letzten meiner Zeit.
Wer von dem Raub der Zeit allein noch übrig bliebe,
Der kommt und hökne mich!
Ach, warum sterb ich nicht? Was säumt mein ewger Geist,
Der kann erst glücklich ist, wann er vom Leib sich reißt?
Mein Blut, ein reines Blut, von keinen Lastern trübe,
Spritz ich dem Himmel zu, und hoff auf seine Liebe!
Soll alles untergehn; so bin ich auch bereit.
Getrost, es ist mein Geist, ein Theil der Ewigkeit!

II. Auftritt.

Seneca. Annäus.

Annäus.

Verzeihe, ſtöhr ich dich in himmliſchen Gedanken!
Mein Mut, o Seneca, fängt plözlich an zu wanken!
Dein Tod, o Freund! iſt mir der unerträglichſte,
Da ich mit dir zugleich Rom untergehen ſeh!
Ach, laß dich noch einmal des Volkes Jammer rühren!
Soll es den lezten Troſt durch deinen Tod verlieren?
Und ſchlägſt du Kronen aus, daß Nero, Rom und Welt
Noch ſichrer, als zuvor, in Furcht und Feſſeln hält?
Es iſt dem Lucius und Piſo zwar mißlungen:
Doch ihren Heldenarm hat nur Verraht bezwungen.
An Mut und Waffen fehlts dem Reſt der Römer nicht:
Der Sieg iſt ſchon gewiß, wann Seneca nur ſpricht!

Seneca.

Freund! gönne mir, daß ich im lezten Augenblicke,
Mich noch in dem Geſpräch mit meinem Geiſt erquicke!
Im einſamen Geſpräch! Sagt mir der Götter Mund
Noch einen Raht für Rom; ſo mach ich dir ihn kund.
Indeſſen lebe wohl!

Annäus.

Ach, Freund! ſo ſoll ich gehen?

Seneca.

Ja ach, in jener Welt wirſt du mich ewig ſehen!

Die Augenblicke ſtehn! Wie kurz iſt hier die Zeit!
Wie wichtig mein Geſchäft! Wie lang die Ewigkeit!

(Annäus geht ab, und der innre Vorhang fällt zu, indem Seneca ſeinen Tod bereitet, und Cleonicus ihn erblaſſen ſieht.

III. Auftritt.

Annäus. Natalis.

Natalis.

Pauline ſtirbt! ich ſah, wie ihre Adern ſprungen!
Wie aus der reinen Bruſt die lezten Seufzer drungen!
Es iſt umſonſt, daß ihr der Sclaven treue Hand
Die Wunde, die ſie ſchlug, verſtopfte und verband.
Ich ſahe, wie ihr Aug die lezten Blicke ſandte!
Kaum, daß ſie mich annoch erblikte und erkannte!
Die Ohnmacht ſtunde ihr im gröſten Schmerzen bei!
Ich fühlte mehr, als ſie, des Nero Tyrannei!
Ach, wären Götter noch; hätt uns ein Gott gehöret!
Er hätte den Tyrann in ſeiner Wut geſtöhret!
Pauline ſtürbe nicht; es lebte Seneca,
In deſſen Aug ich heut Roms trauriges Schikſal ſah!
Ja, wieder Nero ſtritt ein Heer erzürnter Flammen,
Die Wetter ſauſten ſchon, und zögen ſich zuſammen.

Annäus.

Vielleicht fühlt der Tyrann noch heut der Götter Macht;
Die Rache heut vielleicht der Schoos der Mitternacht!
In Rom iſt alles noch voll Unruh, voller Sorgen:
Ein neuer Aufruhr heut in mancher Bruſt verborgen,

Wo noch ein römisch Herz, vom Vaterland, beweat,
Zu rächen stets bereit, zum Tod entschlossen, schlägt.
Nicht alle Römer sind des Jochs so sehr gewöhnet;
Gelinget nur ein Wunsch, der sich nach Freiheit sehnet,
Ein Wunsch von tausenden, die nach dem Himmel fliehn;
Gelinget nur ein Wunsch: so ist der Wütrich hin.
Ach, aber solte schon dein Blut, Pauline, fliessen:
O Heldinn, wagtest du, es selber zu vergiessen!
Ach, dieses macht, daß mich mein lezter Mut verläßt:
Mit deinem Blut flieht auch der Hofnung lezter Rest.

Natalis.

Vielleicht erholt sie sich, und faßt die Kräfte wieder,
Die sie nicht ganz verlohr: es sunk ihr Haupt zwar nieder,
Auf ihren Wangen saß der Tod mit seinem Graus!
In ihren Augen gieng das Licht des Lebens aus,
Und ihrer Schönheit Glanz, den wir bewundert hatten,
Verbarg sich in der Nacht der kalten Todesschatten:
Ihr lezter Schmerz hat sich noch durch ein Ach! erklärt:
Gleich einem Laut, den man aus tiefen Gräbern hört.

Annäus.

Ihr Götter, seyd bei ihr, und schüzt ihr schönes Leben!
Von eurer Wache sey auch Seneca umgeben!
Ach, flößt dem Weisen noch den Wunsch zu leben ein!
Zieht seinen Arm zurük, und laßt ihn nicht allein!
Versprecht ihm euren Schuz; so wird er sich entschliessen;
So winkt er, und wir sehn das Blut des Nero fliessen!
So mancher Sterbender, wie manchen sah ich heut!
Beweget er euch nicht, wenn er um Rache schreyt?
Wie frech fragt der Tyrann, in dem Besiz der Erden,
Nach euch und Himmel nichts! Soll er noch frecher werden?

Wie schwer begreif ich es, umsonst denk ich oft nach,
Der Laster trotzigs Glük, der Tugend Ungemach!
Der Unschuld Schild kan uns vor Stürme nicht bewahren:
Dies hat Pauline heut, und wir mit ihr erfahren.
Durch den unselgen Bund, den mit Aurelia
Ihr Herz voll Ahnung schloß, verliert sie Seneca.
Wo aber ist sie jezt, und was ist ihre Sprache?
Was denkt Aurelia?

Natalis.

An Piso, Tod und Rache!
Wie unaussprechlich ist die Noht, in der sie schwebt?
Ich fürchte, daß sie nicht Paulinen überlebt

Annäus.

In welchen Abgrund kan der Rache Irrlicht führen?
Zween Freunde soll ich heut, Aurelia! verlieren?
Doch tadle ich dich nicht, und muß es selbst gestehn:
Des Bruders Tod könnt ich nicht ungerochen sehn.
Allein zu weit folgst du des Herzens wilden Trieben:
Der Pflichten Grenzen sind uns nicht ins Blut geschrieben;
Vernunft bestimmet sie.

Natalis.

Ach hat nicht der Tyrann,
Ein jedes Herz empört? Sieh alle Römer an!
Nennt ihn nicht jeder Mund ein höllisch Ungeheuer?
Brennt nicht in aller Blut der Rache dunkles Feuer?
Das Herz Aureliens war sonst so sanft und still!
Allein was wird ein Herz, wann es sich rächen will!

Annäus.

Die Leidenschaft, die oft in uns verborgen schliefe,
Erweckt ein grosser Fall, wie aus des Meeres Tiefe,

Wann sie ein Sturm erregt, manch Ungeheuer steigt,
Das noch kein Auge sah, und sich dem Himmel zeigt!
Wenn, wie der Weise sagt, die Seelen ewig währen:
Was werden wir dort sehn! Was werden wir dort hören?

Natalis.

Ach, wenn sich Seneca zu leben noch entschließt:
Dann glaub ich, daß der Schluß der Götter heilig ist,
Und dann ehr ich in ihm die heilgen Dunkelheiten,
Die ihn, wie ein Gewölk die Morgensonn, umbreiten!
Dann hat auch Nero nicht von ungefehr gefehlt,
Wann er zum Mordgeschäft selbst unsren Freund gewählt.
Ich seh ihn schon; er scheint was wichtiges zu bringen:
O Himmel, laß noch heut der Erde Wunsch gelingen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Der Hauptmann von des Nero Leibwache.

Der Hauptmann.

Ihr Freunde, hofft ihr noch? Entschließt sich Seneca?
In unsrer Nation ist ein neuer Aufruhr nah.
Man spricht in Rom von nichts, als Rache und Verderben.

Natalis.

Pauline neiget schon ihr schönes Haupt zu sterben;

Annäus.

Doch Seneca sprach mir nicht alle Hofnung ab.

Der Hauptmann.

Und welcher Trost war es, den dir der Weise gab?

Annäus.

Er hofft vom Himmel selbst, den er auch sterbend ehret,
Noch einen Trost für Rom.

Natalis.

Es wird ein Lärm gehöret!

Annäus.

Wen seh ich?

V. Auftritt.

Die vorigen. Pauline. Aurelia.

(Pauline wird von Frauen geführet, und auf einen Stuhl niedergesetzt. Aurelia nimt neben ihr Platz, einen Dolch in der Hand).

Pauline.

Seneca! ach, soll ich dich nicht sehen!
Nur dir will ich zugleich ins Reich der Götter gehen.

Aurelia.

O welch ein Tag! o Nacht! o Himmel! wo bin ich?
Ich Unglükliche! o Freundin! siehst du mich
Auch noch mitleidig an? Du schweigst! Was soll ich hoffen?
O Barbar! ja, mein Traum ist traurig eingetroffen!
Den Tod des Seneca, den Rom und Welt beklagt,
Den Tod, den grossen Tod, hat er vorher gesagt.
Ihr, die ihr vom stolzen Rom die prächtigen Lasten traget,
Ihr Sklaven, weint mit mir! seid traurig! seufzt und klaget!
Fallt über mich, und dekt der Seele innern Graus!
Flieh, letzter Tag der Welt, der Sterne Schimmer aus!
Komm, Tod, und eile dich, mein brauend Herz zu brechen!
Des Bruders Tod soll ich allein mit Thränen rächen?
Und Rom und Seneca, soll ich heut untergehn,
Pauline! denen Tod soll ich verzweiflend sehn?

Pauline.

Ach Freundin!

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

(Seneca wird ganz langſam auf einem Seſſel hergetragen).

Cleonicus.

Welch ein Tod! in welchen ſchwarzen Stunden
Erſchloß ihn das Geſchik!

Annäus.

(Zu dem Hauptmann.)

Nun iſt mein Troſt verſchwunden!

Natalis.

Ich ſehe Seneca! Nun iſts um Rom geſchehn!

Annäus.

Kommt, Götter, hier könnt ihr den Weiſen ſterben ſehn!

Pauline.

Ach, Seneca!

Aurelia.

Im Blut! mit ſterbenden Gebehrden!

Annäus.

Roms Schuzgott iſt nicht mehr! der Weiſeſte der Erden!
Mein Freund!

Cleonicus.

Mein Herr erblaßt!

Der Hauptmann.

Läßt dies der Himmel zu?

VII. und lezter Auftritt.

Die vorigen. Seneca.

Seneca.

(Wird von den Sclaven ſanft niedergeſezt, und Cleonicus ſtellt ſich an ſeine Seite; Seneca ſpricht mit einer ſchwachen Stimme).

Schon ſeh ich ſie im Geiſt, die Wohnung ewger Ruh!
Pauline traure nicht! Wir ſind nunmehr befreiet!
Hat ein Unſterblicher ein Leben noch bereuet,
Das mehr ein flichtder Traum, als wie ein Leben, war?
Nun Nero trotzen wir Tyrannen und Gefahr.

Pauline.

Ihr Götter! welchen ich ſo manchen Weihrauch ſtreute,
Habt ihr an mich gedacht? Vergeßt ihr mich nur heute?
Ich ſcheue nicht den Stoß, der mir mein Herze bricht;
Was Seneca nicht ſcheut, ſcheut auch Pauline nicht.
Welch eine kleine Qual, den kurzen Tod zu leiden!
Ach, aber, welche Pein, von einem Freund zu ſcheiden,
Für den mein Herze ſchlug, für den mein Blut gewallt,
Da es noch fließen konnt — da noch ſein Aufenthalt
In meinen Armen war — da ihn mein Aug ergezte,
Da er mein Herze mehr als blutge Kronen ſchäzte!
Ihr Götter, ach, gönnt mir im Sturm der Leidenſchaft,
Daß ich ihn noch umarm — des Lebens lezte Kraft!

(Pauline will aufſtehen, ſinkt aber ohnmächtig nieder).

Seneca.

Pauline, ja es iſt um deinen Freund geſchehen!
Ihr haben uns zulezt in dieſer Welt geſehen!

Wie ist dir? Stirbst du schon?

(Zu den Umstehenden).

Gönnt mir die lezte Ruh!

Sie seh nicht meinem Tod! Ich ihrem Tod nicht zu!

(Seneca läßt sein Haupt halb ohnmächtig sinken, und die Umstehenden treten näher herzu).

Aurelia.

Ihr Schrecken meines Tods! Von eurer Nacht umgeben,
Stürz ich mich in das Thal, wo die Erblaßten schweben,
Und sterb, und sterbe gern, da mich in steter Flucht
Ein jeder Fall verfolgt, und jedes Unglük sucht!
Mein Bild, in welchem sich so Nach als Tod vereinen,
Soll, Nero, dir im Traum, und quälend dir erscheinen!
Aus meiner Asche soll ein Rächer aufersteh'n!
Und Schwerdt und Flamme soll zu seiner Seite geh'n!
Mein Dolch soll mich

(Fällt in Ohnmacht, und die Sclavinnen treten herzu).

Annäus.

O wie entsezlich ist die Sprache
Am End verzweifelnder, im Anfang kühner Rache!
Ach, Freund, ach Seneca! bist du dir noch bewust?

Natalis.

Sein lezter Seufzer drängt sich noch durch Tod und Brust.

Seneca.

(Ermuntert sich auf einmal, und sagt mit sterbender Stimme).

O Wesen! welches wir bewundern, und nicht kennen,
Und bald im Jupiter mit allen Göttern nennen:
Bald die Natur, und bald den allerreinsten Geist!
Dich hab ich sterbend an! Du seyst auch, was du seist!

Der Thor begreift dich nicht; der Weise wacht vergebens,
Um den Begriff von dir, die Nächte seines Lebens.
Du brausest in dem Meer, und leuchtest in dem Bliz,
Dort ist ein Stern dein Thron, und hier ein Staub dein Siz.
Die Schöpfung opfert dir auf ewigen Altären;
Gleich ewig, wie dein Lob, soll meine Seele währen!
Schweigt, Zweifel, schweigt, dort läßt die Ewigkeit sich sehn!
Ihr Wirbel schlingt mich ein; mit ihm soll ich mich drehn!
Auf der Unsterblichkeit unsichtbarn hohen Schwingen
Will ich ihr meinen Geist, ein ewigs Opfer, bringen!
Ich sterb, und gönne gern, voll Hofnung und voll Mut,
Der Erde meinen Staub, und dem Tyrann mein Blut!
Gönnt nur, o höchster GOtt, dein heiliges Erbarmen,
Mir meinen lezten Wunsch, die Ruh in deinen Armen!
Dir sterb ich, und dir fließt von meinem lezten Blut
Der . . kalte . . Tropfen . . zu . .

Natalis.

Er stirbt! . . o welch ein Mut!
Welch ein gelaßner Blik! könnt ich mit ihm erbleichen!

Der Hauptmann.

O könnt ich Seneca noch heut im Sterben gleichen!

Annäus.

Das sind die Götter nicht, die uns der Priester nennt!
Es muß ein Wesen seyn, das Seneca nur kennt;
Ein Wesen, welches sich dem Weisen nur entdecket:
Der Scepter hätt ihn sonst gerührt; der Tod erschrecket!

Ende des Trauerspiels.

Denenjenigen zugefallen, welche nicht gerne jemanden auf der Schaubühne sterben sehen, hat man folgende Veränderung gemacht, und an statt des vorhergehenden sechsten und siebenden Auftritts diesen sechsten zu dem lezten Auftritt gemacht.

VI. und lezter Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Er ist erblaßt, und hat dem Nero selbst verziehen!

Annäus.

(zu dem Hauptmann)

Nun seh ich meinen Trost mit seiner Seele fliehen!

Natalis.

Ach, Seneca, nicht mehr! Nun ists um Rom geschehn!

Der Hauptmann.

Hier, Götter, konntet ihr den Weisen sterben sehn!

Pauline.

Ach, Seneca!

Aurelia.

Könnt ich zu einem Felsen werden!

Natalis.

Roms Schuzgott ist nicht mehr! Der Weiseste der Erden!

Annäus.

Das sind die Götter nicht, die uns der Priester nennt!
Es muß ein Wesen seyn, das Seneca nur kennt;
Ein Wesen, welches sich dem Weisen nur entdecket,
Der Scepter hätt ihn sonst gerührt. Der Tod erschrecket.

Die Gräber,

ein Philosophisches Gedicht,

in

sechs Gesängen.

Die

Gräber.

In dem Heumonat 1752.

SENECA.

Hic nulla pars immunis exitio vacat:
Sed omnis aetas pariter & sexus ruit,
Iuuenesque senibus iungit, & gnatis patres,
Funestus *locus*.

Erſter Geſang.

Hier iſt der Ort, wo einſt der Leidenſchaften Wut
Beſänftigt in dem Arm verlaßner Stille ruht;
Wo Sclaven, gleich den Helden, trotzig thun
Und auf der Ketten Laſt ſanft, wie auf Siegen, ruhn.
Verſöhnet ſchlummern hier, zu gleichem Tod gebohren,
Die ernſten Weiſen bei den lächerlichen Thoren;
Und in ein gleiches Meer fällt ſchweigend hier ein Bach;
Stürzt dort ein lauter Strom. Und Glük und Ungemach
Ruhn hier in einem Schoos beiſammen:
Wie Schweſtern, die von einer Mutter ſtammen,

Und Kinder der geheimen Vorsicht sind.
Hier läßt das unpartheyische Verderben
Den, dessen Grausamkeit und Neugier Rom verbrannt,
Wie jenen, welchen Rom der Menschen Lust genannt,
Als, ihm gleich angenehme Opfer, sterben.

O, Meer der Sterblichkeit! wer hat dich noch ergründt?
Wie, wann ein gräßlichs Erderschüttern
Von dem erschroknen Land die neuen Inseln reißt:
So sehn wir, wie der Tod, vor dem auch Himmel zittern,
Der Gottheit Hauch, den ewgen Geist,
Vom widerstehnden Körper reißt.

Hier, wo die Wollust sich im vollen Lauf verweilet,
Und traurig vor den Gräbern steht;
Wo sie einst wie ein Wunsch vergeht,
Der ewig unerreichet,
Dem Schwarm von hundert neuen weichet:
Hier liegen in der ruhnden Mitternacht
Gedanken, die nur halbgedacht,
Der Tod urplözlich übereilet.

An diesem schaudervollen Orte
Sind Tugenden nicht von der Laster Schulsal frei;
Und ungerührt hörst Du des Brutus lezte Worte,
O harter Tod! und nichts schont Deine Tyrannei,
Und die Verwesung, deines Zornes Kind:
So, wie dem losgelaßnen Blize
Die Hütten und die Königssize,
In seiner Wut gleichgultig sind.

Hier ruhet einsam, ungesucht, verlassen,
Der stolze Ruhm, um den wir oft ein Leben hassen,

Nach dem er uns unbrauchbar ist:
Mit gleichem Rang geht die Verachtung ihm zur Seiten;
Ihm folgt im Wittwenflohr der Rest der Eitelkeiten;
Und hier entscheidt der Tod der Wünsche bangen Zwist.

O, welche tiefe Stille
Gebietet hier des Todes strenger Wille!
O heilge Stille, die durch fromme Gräber geht,
Sanft, wie ein Morgenwind in keuschen Rosen weht!
Nichts stöhrt, nichts hält dich in dem unsichtbaren Lauf,
Als selten nur ein dunkles Murmeln auf:
Wann Worte, die im Mund der ruhig Sterbenden
Aus Neid, der Tod erstikt, noch aus den Gräbern gehn.
So hörte dort Petrarch, tief in die Nacht verlohren,
Der Lauren sanften Ton, in einer Gruft gebohren,
In welche ruhend sich sein Kummer niederließ;
Was andrer Abscheu ist, war Ihm ein Paradies.
So hörte Caniz dort, voll Leids um seine Schöne,
Aus seiner Doris Gruft des Trostes starke Töne;
So hörte Haller einst, in seinem ernsten Gram
Den Ton, mit dem ein Trost von Marianen kam.

Wirst Du von dem Gemahl auch noch ein Trostwort hören?
Ulrike! wirst Du Ihn im höhern Denken stöhren?
Hier, wo ich ausser mir und unter Gräbern bin,
Sieht Ihn die Phantasie noch einmal von uns fliehn.
So wie die untergehnde Sonne
Noch einen Theil von ihrer Wonne,
Dem Abend traurig überläßt:
So floh Er! Dein untadelhaftes Glücke
Mit Ihm! Ein Lebewohl! blieb traurig Dir zurücke,
Und hänget noch an Deinem Herzen fest.

Wie öd und unfruchtbar, o Tod! sind deine Fluren?
Die Vorsicht deiner Grausamkeit
Vertilgt so gar von der Vergangenheit
Die dem Zukünftigen mißgönnte Spuren;
Hier wirbst du unsre Sünden an,
Die, wie die Stürme aus dem Meere,
Aus unsren Herzen gehn: aus ihnen machst du Heere;
Und sammlest eine Macht, die alles zwingen kan.
Kein kühler Anhauch von gelinden Lüften
Befeuchtet hier die umgestürzten Triften,
Wo keine Schäferflöte schallt;
Einsamer Schrecken Aufenthalt!
Und hier, ach! hier erfrischt kein Kuß heldseelger Weste
Die ausgesogenen, die hingestorbnen Aeste;
Ein schwerer schwarzer Dampf vermehrt den öden Graus.
Und ist der Gegend Last und brütet Seuchen aus.

Hier seh ich sie, die stille Traurigkeit!
Wie sanft schlägt sie die tiefen Blicke nieder?
Die Schwermut, welche ihr die starren Hände beut,
Kömmt aus der Gruft, wohin sie einst geflohen, wieder.
Hier hofft auf die Erweckung jeder Schlummer,
Und seinen Trost erwartet jeder Kummer,
Der ihn, wo er untröstbar ist,
Geduldig in der Welt der Lebenden vermißt.

Hier seufzt die Nacht, und auf des Ostwinds kühnen Wegen
Sieht sie dem grossen Tag, der sie erlöst, entgegen:
Wie eine Braut von fern den Bräutigam erblickt,
Und die Umarmung ihm im Wunsch entgegen schickt.

Der zweiffelhafte Tag, wann wird er aufwärts stei-
gen,
Und welche Niederlag wird er den Himmeln zeigen?
Wie sich ein dunkler Rauch schwer in die Lüfte hebt,
Und eine Flamme dekt, die mitten in ihm schwebt:
So stellt sich noch ein Heer von heilgen Dunkelheiten
Um jenen Tag herum, mit dem der Tod der Zeiten
Der jezt noch am Gestad der Zukunft drohend irrt,
Gleich einem Strome kommen wird,
Der uns verborgen zwischen Felsen fliesset,
Und ohne Mitleid sich durch fliehnde Thäler giesset.
Wo das unschuldge Lamm in zarter Ruh geweidet,
Und die verliebte Schäferin
Ihm seufzend oft sein stilles Glük beneidet,
Wirft nun der Fischer Netze hin.

O! welche Sterblichen noch ungewohnte Schrecken,
O! welche Noht wird dieser Tag entdecken?
Die hier dem scharfen Aug des Weisen noch entflieht:
Wie dem, der nach dem künftgen Wetter sieht,
Oft ein Gewölk entgeht, aus dem in sichrer Nacht
Die Ueberschwemmung stürzt, und Wüstencien macht.

Er kömmt, der ernste Tag! ihm weicht die lange Nacht:
So wich das erste Nichts der ersten Welten Pracht!
Was säumt der Tod? Er scheint noch Millionen Schaaren
Auf einen Augenblik, auf einen Hieb zu sparen:
Schon seh ich ihn, wie er den mütterlichen Armen
Die Kinder in dem Jezt, das sie zur Welt gebracht,
Mit Ungestümm entreißt und ohn Erbarmen
Sie in dem Angesicht der Unschuld niedermacht.

Von manchem ausgestorbnen Reiche
Seh ich im königlichen Tod,
Das Siegsgepräng der unbesiegten Noht,
Und ganzer Völker lezte Leiche.
Der Tod erzittert selbst vor seinem Tod,
Den seine eigne Wut ihm droht,
Und mit der Sterblichkeit nimmt er zugleich ein Ende;
Sein eigner Schauer würkt in ihn, und seine Hände
Erstarren schon, des ewgen Würgens müd;
Den Abgrund füllen Berge tieffer Leichen;
Verzweifleud stürzen sich in ihn die matten Seuchen:
Ein allgemeines Trauerlied
Ertönt durch die Natur: wie, wann der prächtge Schwan
Im gleichen Augenblik sanft mit dem Tode ringet,
Und ein beweglichs Lied Maanders Ufern singet. *

So, wie bei hagelreichen Stürmen,
Wann Dächer von Metall Tyrannen stolz beschirmen;
Der Landmann, den des Himmels Zorn erschrekt,
Die Hütte, deren Moos indessen ihn bedekt,
Mit bangem Schritt verläßt, und in der Luft den Frieden
Im Feld sein Gut erblikt, sein All, das ihm beschieden;
Und dann sein dürftigs Korn, nach dem sein Hunger schaut,
Noch unverletzet sieht, und doch dem Aug nicht traut:

So werden Geister, wann der Tag erschienen ist;
Der ewge Tag, indem sie auferstehen,
Nicht ohne Sorg und Furcht noch nach sich selber sehen,
Ob auch ihr Wesen nichts vermißt?
Ob nichts von ihrem Seyn so mancher Fall verkürzt,
Nachdem auf sie so manche Welt gestürzt,

* Ad ripas Maandri conciuit albus olor. OVIDIUS.

Und sie noch schwer der Himmel Trümmern drücken?
Wie werden sie mit göttlichem Entzücken,
Voll heiliger Verwunderung,
Nach der entsezlichen Erschütterung,
Sich unverlezt und als Unsterbliche erblicken!

Dann wird ihr prächtger Flug nach unsichtbaren Höhen,
In einem Stolz, der nur Unsterblichen gebührt,
Von dir, o Ewigkeit! allein gerührt,
Jenseits der Welten Schutt durch Deine Reiche gehen.
Je mehr sie sich der Gottheit nahn:
Je göttlicher wird ihr Entzücken;
Mit immer höheren, mit immer fernern Blicken,
Sehn sie die Eitelkeit, die sie verlassen, an;
Und Höhen immer andern Höhen weichen;
Und nähern sich durch die Unendlichkeit,
Dem Meer der göttlichen Allwissenheit;
Doch ohne Dich, o Gottheit! zu erreichen.

So breitet stolz die königlichen Flügel
Der Adler im Entschluß, der ihn zur Sonne führt,
Gleich kühnen Segeln aus; von ihr allein gerührt,
Sieht er, je mehr er steigt, die immer tiefern Hügel;
Ein immer tiefres Thal; ein immer tiefres Meer;
Ein immer höhres Sonnenheer.

Zweiter Gesang.

Hier, wo ich mich noch oft tief in die Zukunft wage,
Die meine Hofnung traurig durchgedacht,
Schallt mein verlaßnes Lied, und ungehörte Klage
Durch die von mir bewohnte Nacht.
Noch fliesset durch die schlummerlosen Glieder
Des muntern Tags geschäftiges Gefühl;
Der Schuzgeist nachtlicher, einsamer Lieder,
Hört wachend mein geweihtes Saitenspiel.
Seht dort den Tod, der zählt! Mit langsamen Bedacht,
Schlägt nun die Uhr der Mitternacht,
In der Lorenzo scherzt; Youngs hoher Kummer wacht;
Des Dichters, der für uns und Nachwelt singet,
Und dem der Schmerz im tiefsten Ton gelinget,
Der, wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,
Zu seiner wunden Brust die grosse Zuflucht nahm!

Wann seine himmelvolle Klagen
Die Nächte Albions auf stolzen Flügeln tragen,
Und Schlaf und Traum von ihm die Augen weggewandt,
Wird mein vielleydigt Leid auch meiner Nacht bekandt.
Auch ich sah traurig zu, wie Tag und Jahre flogen,
Die mein gewesen sind, nun ewig mir entzogen,
Und frag oft noch, wo sind sie hin?
Seh ich noch Augenblicke wandern,

Begegnet ein Gedank dem andern,
Und fragt, warum ich traurig bin?
Wie schnelle liessen meine Tage,
O Zeit, auf deinen Spulen ab!
Der Frühling ist verwelkt, der meiner Unschuld Klage
Den Zephyr zur Begleitung gab!
Wie viel hatt ich euch, meiner Freunde, Seelen,
Noch zu vertraun, noch zu erzahlen!
Wie manche Zukunft liegt im Grab!
Ja, sie sind hin, die ewig wehrten Stunden,
Wo ich die Ruh, und keine Cronen, pries!
Wie eine Frühlingsnacht sind sie verschwunden!
Wie eine Nacht, die Wunsch und Seufzer hinterliess!
Ach, alles flieht! Gedanken selbst vergehen;
Gedanken, die wir niemals wiedersehen,
Wo bist du, o Vergangenheit?
Soll kein Erinnern deine Nacht erhellen,
Und schlagen über dich schon jezt die schwarzen Wellen
Des Meeres der Vergessenheit?

Wie ändert alles sich? was sonst gefallen hat,
Gefällt nicht mehr, und selbst Gedanken werden matt.
Wie lebhaft waren sie in jenen Lustgefilden,
Mir jezt so öd und still, gleich Höhlen finstrer Wilden:
Dem Orenoko* gleich flieh ich den kleinen Fluß,
Und so verwandelt ihn argwöhnisch der Verdruß.

In Augenblicke seh ich Augenblicke fliessen,
Wie Bäche, welche sich in andre Bäche giessen,
Und traurig, wie ein Tag den andern Tag verdringt,
Und eine Eitelkeit die andere verschlingt.

* Ein fürchterlicher Fluß in Südamerica.

Im Fluge wischt die Zeit den Schaum der Jugendtriebe
Unmerklich ab; wie gut, wenn nur kein Gift nicht bliebe!
Ach, auf der Rose, wo die Liebe lächelnd saß,
Sizt nun ◦ ◦ Sie ist verblüht! ◦ ◦ Auf ihrem Dorn
der Haß.

Schnell, wie in Wolken, die das Schwerdt des
Donners theilet,
Die Wunde, die es schlägt, von selbst sich wieder heilet,
Und schneller, als Verliebter junges Ach,
Flieht unsre Zeit! kaum sehen wir ihr nach,
Kaum, daß ihr flüchtger Anblik uns ergezet;
So führt uns, alt noch jung, die Unbesonnenheit,
Wie ohne Zwek ein Kind im Schachbrett Steine setzet:
So dienen wir, in falscher Sicherheit,
Und ohne Zwek, mit Unzufriedenheit,
Der undankbaren Eitelkeit!

Wie kam ich um die Zeit, die ich mir aufbewahrte!
Oft stahl der Gram die Nacht, die ich zum Denken sparte.
Mein junges Leben floh, als wie ein Reh, davon,
Als wie gejagt, floh es davon,
Und schon verschwindet mir das frisch bethaute Grüne,
Und ein entlaubter Wald ziert traurig meine Bühne.
Vergebens sch ich hin und her:
So, wie ein Reisender, von Mördern angegriffen,
Ein Wandrer auf dem Meer, beim Sturm, nach andern Schiffen:
So sch ich, aber nichts, als Eitelkeit, umher,
Und keine Hulf, und keine Hofnung mehr,
Und werde fort gerissen.
So, wie verwundt ins Meer zurük der Wallfisch flieht,
Und dann herauf gerollt, sein Blutgerüste sieht:

So zieht auf unſrer Flucht : : Noch keiner iſt entronnen : :
Ein Faden uns zurük, von Ewigkeit geſponnen!

Was mir die Zeit noch laſſen müſſen,
Mein Dichten, biſt du ſelber Eitelkeit?
Geh ich auf meinen eignen Wegen,
Vergebens, Nachwelt, dir entgegen?
Sing ich nur der Vergangenheit?
Wird mich gerührt noch einſt ein Kenner hören?
Das Land, das Milton hört, gönnt mir kein günſtigs Ohr;
Verſaillens Freuden wird mein Nachtgeſang nicht ſtöhren;
Auch Taſſo's Vaterland mir keinen Blik gewähren:
Getroſt, mich höret THEODOR!

Wie wunderbar ſind unſres Lebens Scenen!
Oft an der Nohtdurft arm, am Ueberfluſſe reich!
Die glüklichſten ſind jenen Träumen gleich,
Die uns aus den geliebten Blicken
Die Gegenliebe prophezeyhn:
Zu flüchtig, würklich zu beglücken,
Zu lebhaft Träume nur zu ſeyn.

Ihr Gräber, die ihr ſtets den Sorgen offen ſeyd,
Den mir, wann alles flieht, nie ungetreuen Sorgen!
O, welch ein Schaz von Ruh und Zeit und Ewigkeit
Liegt tief in eurem Schoos verborgen!
In allem ſeh ich Flucht; im Tode nur Beſtand;
Ihr Gräber, ſeyd allein des Weiſen Vaterland!

Der Eitelkeit Gedank iſt aus dem Tod entſprungen;
Nur er hat ihn zuerſt in unſrer Bruſt erwekt;
So wurde nach und nach durch Erderſchütterungen
Durch Ueberſchwemmungen, das erſte Gold entdekt!

Doch ohne Zinse denkt der Wucherer, der es zählet,
Niemals zurük, woher es einstens kam,
Und, wann es erst in einem Welttheil fehlet,
Fragt man, woher es seinen Ursprung nahm.

Wie wir gleichgültig die gewohnten Sterne sehn,
Und wann Cometen sich in nahen Wirbeln drehn,
Alsdann erst nach den wundervollen Höhen
Erstaunend, und beschämet sehen:
Nur so gedenken wir, bei allgemeiner Noht,
Nur einzeln noch verschont, an Ewigkeit und Tod.

O, Sterblicher, o werd es einmal innen!
In den geheimen Naht berufse deine Sinnen,
Und traue nur dem Weltspiel nicht!
Die Jungfrau mit der Lampe ohne Licht,
Wird keinen Bräutigam gewinnen!
Sey nicht zu thor, und wann ein Sandkorn fällt,
So rechne nicht nach deiner Uhr die Welt!
Dem Schiksal sind, von uns getheilte Stunden,
Unendlich theilbarer, und plözlicher verschwunden,
Und unsre Rechnung nimmt dort oben niemand an.
Freund, nach ganz andern Fluxionen
Berechnet man dort die Aeonen;
Auf einmal ists um uns, und Welt gethan!

Noch lebst du, o Mensch, als wenn der Welten Ende
Vor dir beschlossen wär! Du sinnst und fällst behende
Ins Nez, vom Tod gewebt, noch steht der Weltbau fest,
Den deine Asche noch grosmütig dauren läßt!
Wie thöricht zögerst du ein Leben zu vollbringen,
Wo jeder Athemszug des Todes Sprache spricht?

Um deinen Tropfen zu verſchlingen,
Eröfnet ſich der Abgrund nicht.
Kein Himmel fällt um eine Mücke,
Daß er ſie tödte, ſie erdrücke,
Und keine Sonne wird zum hohen Dienſt ernannt,
Beſchlieſſet das Geſchik der kleinen Flügel Brand.

Ja, wo ich geh, o Tod, geh ich auf deinen Wegen,
Wo keiner mich verführt, der Ewigkeit entgegen!
O, unfürſichtigs Aug! Was war dein erſter Blick?
Ach, eine Leiche wars, vor welcher ich zurük
Tief in mein Herz entwich . . Auch ich ein künftger Staub!
Zukünftger Wirbelwinde Raub!

Ja, flieht nur, doch nicht unbemerkt, ihr Zeiten,
Da es noch treu mit mir mein Herze meint!
Euch haß ich noch, ihr prächtgen Eitelkeiten,
So, wie die Höflichkeit von einem Feind;
So, wie die Thräne, die vom Aug des Heuchlers fließt,
Mir ekelhaft, und unerträglich iſt!

Wie klein ſcheint alles mir!
Selbſt Enakiten ſcheinen mir Pygmäen,
Und alles ſcheint mir zu vergehen;
Das Groſſe ſeh ich nur, o Ewigkeit! in dir;
Ich ſeh von deinen Höhn, wo reinre Geiſter denken,
Der Menſchen Schikſale ſich ſchwer herunter ſenken;
Nichts widerſezt ſich ihrem Lauf,
Und, Helden gleich, hält ſie kein Wall von Leichen auf:
So, wie dem groſſen FRIEDERICH,
Wie dem Unſterblichen, kein Sieg zurücke bleibet;
Wie er ein Heer zerſtreut, gleich Wolken, welche ſich
Ein Sturm zuſammen weht, dann prächtig vor ſich treibet

Doch, Muse! flieh den Thron, und hör in niedern Hütten,
Da, wo die Ruhe wohnt, um Ruhe seufzend bitten.
Die Sterne werden hier nicht mehr, wie sonst, geacht;
Ein Irrwisch blinket dort, und wird allein betracht.
Man sieht der Grossen Thun, und das Bemühn der Kleinen,
Durch Neid und Wünsche sich mit ihnen zu vereinen.
So siegt denn doch die Eitelkeit!
Und so will jeder nur, im angelegten Garten,
In einem Rosenbusch, ein fernes Ziel erwarten,
Da vor der Thüre schon der Tod entgegen dräut!

O, Sterbliche, traut nicht den Lüften, die euch winken,
Die Neue Nahet zurük, und sie vergehn!
So flieht der Blitz, und läßt, wann wir uns sicher dünken,
Thürm' und Paläste brennend stehn!

O, wie vergänglich ist der Menschen Freude!
Ach, ihre Pracht ist, wie von einem Todtenkleide
Die fürchterliche Pracht!
Die Augenweid in künstlich heller Nacht;
Das Blendspiel der erleuchteten Paläste
Ist Todtenfackeln gleich; ein Nichts, aus Nichts gemacht!

Selbst in den Weisen herrscht nicht stets der innre Friede,
Und Weise werden auch des Himmels Schönheit müde.
Der Weisheit acht es oft, als wie der Poesie;
Bleibt Neichthum nur dem Geiz, und nur Ernst für sie?
Doch vielleicht sind wir selbst der Kummer, der uns quälet,
Und unserm Glük hat nur Zufriedenheit gefehlet.

Manch

Manch gar zu heißer Wunsch hat Fremmen diese Welt,
(Mißlingen muß er wohl) so häßlich vorgestellt.
Des Lebens schönste Zeit ist uns vielleicht verborgen,
Und tollkühn fallen wir in einen Schwarm von Sorgen,
Wie sich dort Decius in Tod und Feinde stürzt,
Und, römischer Großmut voll, sein theures Leben kürzt.
Doch nein! Ich kenne länger das raubigte Geschlechte;
Ich weiß der Menschen Thun, und eingebildte Rechte:
Zu glücklich, wann die Furcht, und Hofnung jener Welt,
Das Leben und den Tod im Gleichgewicht erhält!

Hier liegt mein künftiger, mein ungewisser Tag,
So, wie dort Phrygiens berühmter Knote lag!
So oft, als sich das Rad von meinem Leben drehte,
Blieb eine Spur zurük! die nur mein Schuzgeist sah:
Wie Kartenblätter, die ein Hauch der Luft verwehte;
So liegt das Spiel von meinen Tagen da,
Verworren, abgekürzt, und unterbrochen;
Vergeblicher Gewinst; Verlust, der ungerochen
Mit Unruh oft das Herz erfüllt.
O, bleibt vergessen, ihr verdorrten Tage!
Ein kahler Baum sey euer Bild!
Er grüne nun nicht mehr! Mit ihm grünt neue Klage!
Ja, alles sey in ewge Nacht verhüllt!
Nur eine Stunde will ich sehn,
Da ich mich selbst, ob ich noch lebte, fragte,
Und meines Fürsten Tod beklagte;
Nur diese Stunde will ich sehn,
Und wiederholen, was ich klagte!
Noch will ich sehn des Augenblickes Spur,
Da ich, holdseligs Kind, dir meine Treue schwur!
Prinz, der Du unbewußt des Falls, der uns erschüttert,

Unschuldig lächelnd sahst, wie wir vor ihm erzittert.
Den grünsten Stauden gleich, im heilgen Libanon,
Einst prächtige Cedern . . O, welch ernste Künftigkeiten
Verbirgt Dein holder Scherz! Dein Auge wandert schon
Im räthselichen Feld
Der angebohrenen Vollkommenheiten!
Ein Aug, in dem der künftige Held
In voller Rüstung stralt, und im Entschluß zu streiten,
Sich schon im Sieg gefällt!

Erlaube, daß er da, wo er nur Bahren siehet,
Mein schmerzenvoller Blick von Deiner Wiege fliehet,
Um welche rund umher was Unsichtbares sitzt,
Von Wesen, deren Hut Dein theures Leben schützt.

Der Sonne, die im West, der, die im Ost uns stralet,
Und nicht nur in dem Bach, auch in dem Thau sich malet,
Seh ich nun lange schon, oft ohne Schlaf und Ruh,
Hier in dem Untergang, dort in dem Aufgang, zu.
Die Sternekunst heischt von mir nicht selten heitre Blicke,
Und sie erlangt sie auch, indem mein Herze weint.
Ich lerne lange schon die Untreu vom Geschicke,
Und seh den nahen Sturm, wann noch die Sonne scheint.
So heuchelt oft mein Gram; so schein ich aufgekläret,
Und meine Thräne steht in ihrem Laufe still,
Indessen sich mein Herz verzehret,
Und alles geht, wie es der Weltlauf will.

Wenn in dem Wermut unsrer Klagen
Sich nur der Hoffnung Honig mischt;
Wann uns in schwülen Unglückstagen
Nur noch ein Hauch des Trosts erfrischt:

Wann in die Seufzer, die sich drängen,
Nur noch Betrachtungen sich mengen,
Und dem gedankenvollen Geist
Das Blendwerk von der magischen Laterne,
Verborgen dort in dunkler Ferne,
Sein eigner Kummer glüklich weist;
Dann sind wir doch noch wehrt, daß uns das Glücke neide,
Und unser Gram ist nur ein Wunsch nach jener Welt,
In die der Geist verliebt, bis er vom Körper scheide,
Sich unglükseelig hält.
So sind wir kummervoll glükseelig noch zu nennen,
Wann Wir durch unsern Gram des Glückes Spiel erkennen,
Das listig uns zuerst in Myrthenbüsche führt,
Dann lokt in einen Wald, wo sich die Spur verliert,
Wo wir den Pfad der Nacht und Ungeheuer gehen,
Und, was wir nie geglaubt, erschrocken vor uns sehen:

So sieht der Elephant, auf Brettern, grün bedecket,
Mit List an Bord geführt, das Meer, das ihn erschrecket!
O, Sterblicher! So ist dein wahrer Unglüksstand.
Die Insel schwimmet fort, die dir befestigt schiene,
Und trostlos siehest du nach dem entschwommnen Land:
So, wie auf ihrer Flammenbühne,
Dort Dido einst verlassen stand!

In jenem Buch, mit starken, blutgen Strichen
Bemerkt, genennt, gezählet und verglichen,
Stehn wir, der Weise wie der Thor:
O, Menschen, denkt an Tod zurücke,
Spielt ein Chameleonisch Glücke
Euch seine blaue Künste vor!

Wie? spalten jezt von selbst sich meine Dunkelheiten,
Und sich ich tief in euch, ihr fernen Ewigkeiten?
Wie wir durch Himmel, die geschwinden Blize
Geschärfter Zirkel trennt;
Durch öder Mauren düstre Ritze,
Wo die Geschichte noch zerstörte Schlösser nennt,
Ein dunkles Etwas sehn; verworren was erblicken:
So sehn wir durch der Gräber Dunkelheit,
Durch Endlichkeit und Welt, in dir, o Ewigkeit!
Die Freuden, die uns einst in deinem Schoos entzücken,
Und mancher Heiliger schon seelig hier empfand.
Mein Blik, o Ewigkeit! ruht fleiz auf deinem Grund!
Ihn soll der Untergang der Welten nicht verheeren!
Zu seiner Quelle läuft kein Strom zurük,
Und in ihr offnes Nichts wird keine Seele kehren;
Dort wird ihr Lauf so lang, als wie ihr Glük,
Und beides wird die Ewigkeit durchwähren!
O, SALER, der du so schön des Glaubens Grund vertheidigt,
Des Glaubens, der dich einst mit Seligkeit belohnt,
Sprich, welche Gottheit ists, die wir beleidigt,
Und welcher Gottheit Huld ist die, die uns verschont?

Dritter Gesang.

Wo bin ich? Weckt mich schon mein ungeklämmer Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unflete Schlummer?
Traurige Nacht!
Ach, ewig scheint mir deine schwarze Dauer!
O welch ein Traum! . . Ich wach! und noch ist er mein Schauer!
O Zukunft! . . . welch ein Traum von dir?
O Tod! erscheinst da mit so viel Schrecken mir?

Ich fühlte unter mir die flichende Erde wanken;
Vom letzten Tag sah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft sah ich? . . Erschrockene Gedanken!
O welch ein Wirbel schlung en ein!
Wie! wird es dunkler? ach, von welchen Finsternissen
Wird meines Geistes Raum erfüllt!
Welch starker Arm hat mich mir selbst entrissen?
Hin in das traurigste Gefild,
Hin, wo des mächtgen Tods entzündte Lüfte sausen,
Wo der Vergessenheit einsame Wasser brausen,
Hin, wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? . . Wie im Grimme
Der drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?

Gott! zwischen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieser Kluft soll meine Seele schweben?
Wenn du aus meiner Brust den Athem weggeruft,
Ach, eilst du meinem Geist auch denn ein andres Leben!
Ach, soll ich ewig seyn? Ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Sturmes Ziel? Ich, jedes Unfalls Raub?
Ach, soll ich ewig seyn, um ewig mich zu quälen!
Nur Unruh, oder Tod, sonst bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod! bist du nicht meines Wesens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerspiel?
Mein ewiges Trauerspiel! O höre meine Klagen,
O höre sie, verschwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öfnet euch! Laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glücklich macht!
Erscheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Besucht die längst von euch verlaßnen Lüfte,
Und einen Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerschroknen Blicken sieht!
Ihr zaudert! Ach! euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblik befreit.
Ach hätt ich euch zurük; ach, euch verlebte Stunden,
Wie ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wie ich die Ruh gesucht und nirgends sie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernsthaft Denken
Nicht selbst vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Dem schwarzen Grain, in den sich meine Freuden senken;
In dessen Schlamm sie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte sonder Klagen,
Den letzten Augenblik von wollüstrichen Tagen,

Mit Lachen sterbend, kommen sehn!
Ich stürb den Geistern gleich, den grossen Geistern gleich,
Die selbst der Götter mächtigs Reich
Verheert, und sie vom hohen Thron gestürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den schweren Lauf gekürzet.

Ach, schnell, wie ein Gespenst, sind sie der Hand verschwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? Verschmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was säumst du, Unbestand! Wirst du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmst, mir einst nicht wieder bringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechselt alles ab?
Ist nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrüglich ist der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verspricht, der selbst den Geist nicht schont!
Des Lasters Leichenstein läßt noch die Nachwelt lesen:
Hier ruht das Laster sanft, und ist beglückt gewesen.

Wie elend wird der Mensch, der sich im Stolz verlohr?
Der Staub will ewig seyn! Was hofft und baut der Thor?
Paläste für den Blitz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beschirme?
O kleiner Unterschied, der uns von Würmern trennt!
Sie sterben unbeklagt, wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götterasche sich in Luft und Wellen drehen.

Die Erde . . ach, verwünscht sey ihre Fruchtbarkeit!
Daß sie den Menschen zeugt, hat nur den Tod erfreut.
Die Opfer sind umsonst, die wir den Leichen bringen,
Und im erstarrten Blut war ihrer Seele Sitz;
Die Trauerlieder, die wir wehrten Schatten singen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Witz.
Ists wahr, was uns vom finstern Höllenflüssen
Ein Wiegenlied, und das Geschwätz der Farel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel schliessen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt!

Wie lang verliert sich noch der Mensch in tiefen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit!
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unsrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles, was wir sehn,
Ach, alles ist nur Schein! ein Blendwerk unsrer Sinnen!
Was Weise thun; was Helden stolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sclaven Thun vergehn!
Wie wann in schnellen Feuersbrünsten.
Hier ein Palast, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Rest von beiden flieht:
So naschet die Vergessenheit,
Die Feindin von dem Unterscheid,
Die Dummheit mit dem Witz, Unwissenheit mit Künsten.

Nur Schattenbilder sinds, womit die Seele spielet,
Ihr schwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glük, das ihr gesehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, ist der der Grund von deinem Streit und Fall?

Und suchst du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kan das den Sturm erregen,
Der tausend niederschlägt,
Und dann erst ruhend sich in Schoos der Grüfte legt?
Wir schweben dunkel in dem Land der Phantascien,
Wo man stets wünscht, und nie genesst,
Wo unser eignes Herz von Circens Zaubereien
Die fürchterliche Werkstatt ist.
Ach, sind wir alle denn gleich sterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einst, so bald des Schreckens Stimme ruft,
Im dunklen Labyrinth der Gruft,
Zum Staub verdammt, vergessen und verlohren?
So sing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wissenschaft soll nur die Thorheit seyn.
Und die Unwissenheit, des stolzen Hofmanns Zierde,
Belohnet mich vielleicht dereinst mit höhrer Würde,
Mit unverdientem zwar, doch grössrem Glük,
Die Reue ruft dich noch: Komm, erste Zeit zurük,
Und sey der Lust geweiht, vor der ein Weiser flichet,
Weil er, Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage sichet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn so oft auf mich ein Strom von Unglük rauschet,
Und keine Stunde Ruh, von Neidern unbelauschet,
Mich noch verlassen hat:
Wann das Geschik mir stets versagte, was ich bat,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme stören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Bestimmet und verwünschet bin:
Wo sind ich wahre Lust? Wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm; mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einsamkeit.

Ich lache, wenn die Thoren trunken schwärmen,
Und lächerlich scheint mir des Weisen Nüchternheit.
Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, sehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Orts, des Zufalls würdiger,
Bist du, o Welt, für mich kein ernster Anblik mehr!
Glückhaftiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Oft einen Kartenhaus halb lächelnd zugeschauet,
Und Stunden, die beim Tanz in wilder Nacht vergehn,
Und manchem Possenspiel der Bühne zugesehn:
Will ich mein Leben sehn, mit meinen Sorgen fliehen;
Kein Glük soll meinen Wunsch; mein Wunsch kein Glük bemühen.
Vom letzten Ruderslav bis auf den ersten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? Ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß gestellt?
Ich hab den Tag gesehn, an dem die Bosheit siegte,
Und ohne Schuz die Unschuld war.
An dem das Laster sich im Schoos des Glüks vergnügte;
Vor ihm vorbei gieng die Gefahr.
Und keine Strafe kömt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft soll den Lohn der Tugend geben?
O Gott, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink gestellt?
Wo, irrend in noch unbestimmten Schranken,
Die Fäden zweifelnder Gedanken,
Die nur die Schwermut eingeklöpft,
Und, wann der Tag sie scheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten schlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einst löst!

O welche Welt,
Die dich, Allweiseſter! für ihren Schöpfer hält?
Ich ſuch Vernünftige, die dir freiwillig dienen:
Was ſind ich? Himmel, ach, anbethende Maſchinen!
Welch Aberglaube teuſcht uns unter Schein,
Von deinem Dienſt, o GOtt, die Wiſſenſchaft zu ſeyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finſternissen,
Wo euch ein Stral nur führt, das warnende Gewiſſen;
Doch dieſer Stral, dem oft das Laſter ſcheu entweicht:
In wie viel Farben theilt er ſich?
Nur ein Gewiſſen heißt den Königsmord begehen,
Und den, als Märtirer auf glühendem Holze ſtehen.
Gewohnheit leukt das Vieh, die Menſchen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für dieſe Welt gebohren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges iſt das Blut; das Recht der Tiger feil,
Und von der Tugend bleibt einſt kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweiſt ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? Ich zittre welch ein Schauer!
Mich deucht, ich ſah ſelbſt die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entſtanden iſt,
Der den, der ſie erſchuf, in dem ſie ſchwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig iſt!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlafloſigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erſchienſt! du aber, bange Nacht,
Wie lange dekt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange ſeufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finſternis?
Ach, Vorurtheil, du biſt ſchon unſrer zärtſten Jahre
Mitwachtiger Tyrann!

Ach da begleitest uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, seit von dir, seh ich, daß ich nichts hoffen kan,
Daß mit dem Athem auch der Geist vergeht,
Daß ihn mit unserm Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der gröste Geist von sich noch übrig läßt,
Vom Leibnitz, welch ein Geist! ein Geist fast ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? Ach, der Aschen dunkler Rest!
Der Aschen, künftger Würmer Saamen!
Und noch ein schwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So raubst auch du mir noch, mein lezter Trost, geraubt!
So hab ich dich umsonst, Unsterblichkeit, geglaubt!
Ich war? Ich bin nicht mehr? Ich werde niemals wieder?
Ein schwarzer Schrecken fließt durch die erstorbnen Glieder.
Ach, warum trozt ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künftigkeit, die schon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich schweben,
In diesem Todtenthal ein auferstehend Leben?
Wer leuchtet mir in dieser Dunkelheit?
Wo ist der Richter, der den grossen Streit entscheidt,
Und o, wie ungewiß sind sterbliche Gedanken!

Ein Zweifel macht den Schluß des tiefsten Weisen wanken.

Das Merkmal sucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wann man ihm der Zweifler Vater nennt,
Des Aristarchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, schließt und irrt nach strengen Schulgesetzen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht, sie zu verletzen,
Der glaubet, weil mit ihm die gleich getäuschte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.

Der Lehrer Mund bestimmt schon unsre künftgen Schlüsse,
Und ihre Mächte sind euch unsre Finsternisse.
Wir sehn mit ihrem Aug, das öfters selber blind,
Und sehn die Dinge nie, so, wie sie wirklich sind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht sein Zwek, getrieben,
Klebt unser junger Wahn an ihrem Irrthum fest,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu sehr geheuchelt;
Die Wissenschaft hat mir zu viel geschmeichelt;
Die Wahrheit sind ich nicht, die ich gesucht!
Und gröbre Zweifel sind des Demonstrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du hast oft überwunden,
Wo Kunst und Wissenschaft das Mittel schwer gefunden!
Dort, glüklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Wiz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um seine Ruh hat ihn kein Zweifel noch betrogen,
In sein einfältigs Herz ist noch kein Wahn gezogen!
Wann Pascal selber sich des Geistes Stärke raubt,
Und an des heilgen Dorns verlegne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchtest du nur einen Stral mir schenken,
Von deinem überirdschen Licht!
Gelassen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wanderers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich gieng, wo Pyrrho gieng, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht *;

* Daß andere eine solche vollkommene Gleichgültigkeit oder fast unnatürliche Zerstreuung der Gedanken mit deren Verlust, mit

Der, wo die Sonne schien, die allerdikste Nacht
Durchs falsche Glas des Zweiffels sahe.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter schweigen,
Und die Gedanken, wann sie aufwärts steigen,
In ihrem Sonnenflug nichts stört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen ist,
Und, wo befreiet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schrecken schwärmen,
Wo die Gelassenheit,
Von dir, o ernste Ewigkeit,
Ein Lied in stiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligster,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein stummer Anblik lehret.
O heilge Einsamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unsterblichkeit und dir!

Woher entstehen sie, die Zweiffel, die uns quälen?
Ja, solche Zweiffel sind nur Zweiffel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kan ihm widerstehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weise das Gewissen,
Zwingt uns ein helles Licht zu sehn,
Das Blinde thöricht schmähn, und doch sich wünschen müssen.
Auf! wagt in euren Geist nur einen tiefern Blik!
Wie viel Gedanken sind nicht stets in ihm zurük!
Und warum sollen sie hier nicht entwickelt werden,
Sind sie nur für den Raum von dieser kleinen Erden?

chen sie sich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wissen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu untersuchen für überflüssig halte.

Je mehr ich forsch, je weiter muß ich gehn:
Je mehr ich seh, je mehr verlang ich auch zu sehn.
In unsres Geistes uns noch unbekannten Schranken,
In seiner Tiefe, die nur der ihn schuf, ergründt,
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur sind:
Gleich Saamen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land bestimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geist, der keine Ruhe hat,
Fast still zu stehn beginnt, vom schweren Denken matt,
Und doch wird mir stets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wie ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit schnellem Flügel
Auf schreckenvolle Höhn,
Auf andrer Welten hohre Hügel,
Wo größre Weisen nach erhabnern Sternen sehn:
Wo fremde Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Palästen reinrer Himmel funkeln,
Und Strahlen streun auf eine bessre Welt.
Und ein Gedanke, welcher neue Erden,
Eh Bebaim sie entdekt, vorher ersehn:
Soll dessen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergessen untergehn?
Und sollen wir umsonst von unermeßnen Räumen,
Wo unsre Erde sich verliert,
Wohin uns einst der Kahn des Todes führt,
Ach, sollen wir umsonst von einer Zukunft träumen?
Nein, diese Träume sind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns so bang,

So bange wird? die uns oft so viel Unruh macht,
Sie sind für sie zu prächtig und zu lang.
Ja unser Geist ein Schiff, von reichen Laßen schwer,
Das nie in Hafen kommt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In seinen Abgrund untersinket?
Ach, nirgends seh ich ja, mein höchstes Gut, die Ruh;
Ich sah dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Wolken in der Sterne Gegend führet,
Und sah so unsichtbar, als wie er kam, verlieret.
In dieser Welt soll ich mein gänzlichs Ende sehn?
Nein, Leute noch kan sie vergehn:
In elendem Fall ist nicht mein Geist erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit,
Bewust, daß ich nicht nur für diese Zeit,
Für eine Zukunft auch gebohren.
Bewust, daß ihr vergeblich würdet seyn,
Dächt ich nur diese Welt allein!
Ihr wärt Blumen gleich, die wir nur schauen sollen,
Allein unsern Durst genießen wollen.
Wer glaubt vom Wurme, dessen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorsicht eingeschränket,
Daß er, sieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? An künftge Tage denket.
Ach, soll dann unser Stand des Geists, der ihn gelenket,
Und der betrognen Hofnung letztes Denkmal seyn?
Fällt hinter uns die Thür des Grabes ewig zu?
Ist dort für uns kein Glük; hier keine Ruh?

Was sind die Güter, welche Thoren lüstern machen?
Gemahlte Trauben, die die Vögel an sich ziehn;
Von todten sie betrogen fliehn.

Se

Getroſt! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum: von einer Nacht:
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,
Der in dem Elend, der im Roſenbett des Glückes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblickes
Vergangene Geſchicht.
Entlegner Triften Furcht; das Schrecken öder Wälder,
Des Helden Ehrgeiz irrt, und ſucht Pharſalſche Felder;
Er findet ſie und Ruhm und Blut.
Der Tyrer bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauſchen,
Für Thorheit Thorheit einzutauſchen,
Und beide finden nicht der Ruhe höchſtes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! ſprecht, ob ihr ſie noch findt,
Die Wolluſt, die im Arm des Glückes lage,
Und deren ſchönſte Frühlingstage
Nie ſicher vor dem Donner ſind.
Ach, Eitelkeit nur iſts, was ich in ihr erblicke!
Sie gleicht dem Blitze, der in gleichem Augenblicke
Das Aug ergetzet und verſehrt.
Es dekt ihr Roſenbuſch Gefahr und Schlangen,
Die ſie uns nach dem Biß erſt zeigt.
Wie treulos iſt ſie nicht? Wann ſie am höchſten ſteigt,
So iſt ſie ſchon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! Zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schaz, den geitzig ihr in euch verſchließt!
In euch verlohr ſich ſchon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war, und nicht mehr möglich iſt.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie ſind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferſtehn!

Hier kan man bei unausgedachten Siegen,
Zerſtörte Carnavals, zerſtreute Karten liegen,
Und ſchlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungeſungne Opern ſehen.
Welch eine Decke fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erſt den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert seinen labyrinthſchen Lauf,
Ihr, die ihr forſchend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauſchen auf;
Hier wird vom Weltgetöß ein Athem kaum geſpüret!
Die Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der beſten Welt gehören:
Laßt Archimedens Zirkel ſtören,
Stürzt Cäſars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mißlung,
Und ſo blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, die ihr voll Verſchwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkſtatt ſeyd!
Ach! laßt mich tiefer in euch blicken!
Wo iſt ſie nun, des Thoren wilde Luſt?
Ach, warum rief ich ſie zurük in meine Bruſt?
Der Anblik eines Grabs kan mich weit mehr entzücken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftges Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiſer machen ſoll,
Kennt er in meiner Bruſt, aufrühriſch und verwegen,
Der drohnden Zweiffel Sturm, der Wünſche Krieg erregen?
Hier ſuch ich ja umſonſt die wahre Seelenruh,
Und auf mich ſtürmt ein Heer von Leidenſchaften zu,
Und warum gab ſie mir, die ewig weiſe Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungemeßnen Triebe?

So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll ſie umſonſt in öder Gruft verweſen?
Und wann ein Held, noch eh er ſieget, fällt,
War dieſer groſſe Geiſt allein zum Tod erleſen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergeſſenheit? zum Moder, für den Staub?
O fliehet nur, ihr Sterne mit den Schatten,
Die mich umringet und umfinſtert hatten!
Mein Geiſt, der heller ſtralt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöſchen ſehn.
So, wie man unter ſtolzen Pyramiden,
Die Memphis Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schikſal ihren Fall entſchieden,
Noch unverweſte Leichen ſchaut:
So werden einſtens noch im Reſt verrauchter Erden,
Die Seelen unverſehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerſpiel
Roms Weiſer euch verſchwendt, und traurend ſich gefiel:
Wann Young in ſtiller Nacht euch einſam zu ſich winket,
Und tief in ſeinen Gram, als in ein Meer verſinket;
O ſo kommt auch zu mir! mein Lied ſey nur von euch,
Und meine Traurigkeit ſey mir ein Königreich!
Durch ſie beherrſch ich mich, und ſeh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Ottomann der Sclaven Demut an:
Erhaben übern Kreis der flüchtgen Zeiten,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kan!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geiſtern und
von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe iſt;

Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit! unsre Sonne bist;
Wo keine Wolken mehr sich um dich schlingen!
Da, wo die Flügel einer andern Zeit,
Mit leichterer Geschwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerst das wahre Leben an,
Und unsre Scenen wird kein Zwischenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wissenschaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hofnung, und von Wunsch zu Klagen irren!
Hier ist ein Schritt nur von der Lust zur Reu;
Dort gehen wir, auf schon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, stets grössern Glük entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heuchelei!
Hier messen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten sich die reichern Geister theilen!
In welcher Gegend irrt mein Blik?
Wer wünscht sich wohl den schweren Traum zurük,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! sink ich schon? will sich mein Geist schon trennen?
Und seh ich schon von meiner Sterbenszeit
Den lezten Augenblik die schwarzen Flügel rühren?
Abgründe! soll ich mich in euch verlieren?
Dort seh ich Licht, und hier die tiefste Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Vierter Gesang.

Ihr Auen, wo, wann einst der Himmel segnend floß,
In meine Seele sich ein Trost erquickend goß!
Ihr Tannen, wo ich oft den Trieb zu singen spürte,
Und um mich her den Reihn vergnügter Scherze rührte!
Gebohrne Grotten dort, wo meine Zärtlichkeit
So manche Phantasie betrogen, und erfreut!
Du naher Wasserfall, wo ich mit Wünschen spielte,
Und sich mein siedend Blut in Frühlingslüften kühlte.
Gesträuche, Zephyrn hold! Gedankenreicher Hayn!
Ihr, mein Vergnügen sonst, sollt jezt mein Kummer seyn!

Zum Orte will ich fliehn, wo ich mich einsam quäle,
Und höre dir, o Philomele! zu;
Wo aber irrst du nun, verlaßne Philomele?
Auf welchem Zweig lässt du auf deine Ruh?
O, singe mir von deinen Schmerzen
Das kläglichste im Ton, der Fels und Ufer rührt,
Mein lauschend Ohr ergezt, und sich in meinem Herzen
Nicht ohne tiefe Spur verliert?
Fern von des Schlummers Traumgefilde,
Seh ich hier meiner matten Ruh,
Wie einem Flüchtling, gleich dem Wilde,
Vom Feind verfolget, traurend zu.

Die Sonne ſinkt, ſchon brechen ihre Blicke,
Und ſchon verkündigen ſie mir des Tages Tod.
Beim Abendſchimmer denk ich nun zurücke
An das ihm gleiche Morgenroht.
Und o, wie ſchnell war es verſchwunden!
O, Kind, denk ich, wie wächſeſt du geſchwind!
In einem Laufe von ſo wenig Stunden,
Kind, Jüngling, Greiß, und wieder Kind!

Zum Grundſtein mehr als einer Welt geleget,
Steht in der Mitte dort die Sonne unbeweget,
Und theilt, und mißt und zählet nicht,
Sie höret nicht die Glocke, die uns ſchläget;
Und was uns künftig iſt, vergangen, und geſchicht,
Hat ſie noch nicht um einen Punct beweget.
Seht, Sterbliche! in dieſem ächten Bild,
Die Art des Künftigen, wie GOtt es ſieht, verhüllt.

So dacht ich . . . Aber bald verlohren ſich die Blicke,
Und kehrten, wie geſenkt, zu dir, o Tod! zurücke,
Hier ſeh ich alles gleich, und kan das, was geſchehn,
Und das, was künftig war, wie's gegenwärtge ſehn.
O philoſophiſch Grab! Freund meiner Poeſie!
O, wie gedankenreich iſt edler Seelen Kummer!
Wie ſanft der Traum! Wie hold der Schlummer
Tiefdenkender Melancholie!

Wie, decket meine Luſt der Trauerflohr der Sorgen!
In mir ſchläft jeder Trieb, als ſelber ſich verborgen.
Die Zeit iſt hin, da ich auch in dem Ungemach,
Von Dornen ganz durchirrt, doch manche Roſe brach!

Um meiner Freunde Tod in immer neuer Trauer,
Denk ich an meinen Tod, und fühle keinen Schauer.
Bald wird mein Aschenkrug die sanfte Pein
Mich still beklagender, mir holder Herzen seyn!
Wie lang soll aber noch die dunkle Wallfahrt währen,
Und hält den stärkern Geist der schwächre Körper fest?
Wie lang mißgönnt mein Feind mir selbst die stillen Zähren,
Die mir so mancher Tod aus meinen Augen preßt?

Doch mein verschwiegner Gram soll nicht bekannter
werden;
Des Unglüks Ruhm gehört nur Grossen dieser Erden;
Nur diese sind, wann hier, vom Wind oft umgedreht,
Ein wankend Rohr nicht bricht, zur Tanne Fall erhöht.
Mit einem drohnden Aug, und unverwandtem Blicke
Bezielet sie allein das mächtige Geschicke,
Das unzugänglich sich in ein Gewölke spinnt,
Und ein Geheimnis denkt, das es allein ergründt.

So können wir verschont an unsern Felsen klettern!
O nein, wir sind zu schlechterm Loos verbannt,
Und Tausende vergehn für Sie in graussen Wettern,
Um welche niemand klagt, vom Schikal wie verkannt;
Sein Donnerkeil muß erst ein Menschenheer zerschmettern,
Dann sinkt der Held, und wird allein genannt.

So haben Kugeln, die auf einen Adler zielen,
Wann sie in ihrem Lauf der Lüfte Feld durchwühlen,
Ein unverdächtigs Reich ungerne oft zerstört,
Wo Würmgen unbesorgt, von unserm Dunst genährt,
Uns unsichtbar mit ihren Flügeln spielen.

Hier denk ich an den Tag, wo alles stürzen muß,
Was hoch und groß, und stolz und prächtig heisset,
Wo ein, vom Ewigen schwer abgewogner, Schluß,
Wie Stürme Cedern thun, selbst Welten niederreisset!

O Sterbliche, vergesset Streit und Glük!
Die allgemeine Furcht macht unter euch hier Friede;
In allgemeiner Nacht sind keine Unterschiede;
Zu seinem Anfang kehrt ein jedes Ding zurük.

Hat euren Horaz der Donner einst bekehret;
So denket hier viel grössern Wettern nach.
Doch wisst, ein Todtenkopf hat schweigend mehr gelehret,
Als je der Laute Donner sprach.

Hier, wo die ganze Welt das gröste Spiel verlohren,
Wird in dem ehrnen Sarg oft einzeln nur betracht
Die Schöne, die an ihrem Schmuktisch Thoren,
Und auf der Bahre Weisen macht.
O, lernet es aus der Geschichte,
Die ich aufrichtig euch berichte,
Und bleibet hier aufmerkend stehn,
Wie Fremdlinge dort mit heilgem Grauen,
Der Pyramiden fromm beschauen,
Und Sonnenpfeiler still besehn.

Welt, Lust und Schönen hold, dem Hof noch nicht entflohn,
Und noch getauschet von der Flüchtigkeiten Schimmer,
Tritt Kancé ohne Furcht in das gewohnte Zimmer,
Der schönen, doch noch mehr geliebten Monbazon.
O hielt ihn jezt nur noch der Ahnung Arm zurük!
Ach der Unglükliche! was sieht sein erster Blik,

Und welch ein lautes Ach, und welche ſchnelle Thränen
Bejammern hier den Tod der Gottheit einer Schönen!
O, Schönheit! ſtellſt du dich ſo ſeinem Anblik dar?
Sieht er Gedärm und Blut, wo Bruſt und Wolluſt war?
Empfind es, Menſchlichkeit, was der Verliebte fühlte,
Als er der ewgen Ohnmacht nah,
Wo des Zergliedrers Hand mit frecher Freiheit wühlte,
Des ſchönſten Leibes Trümmern ſah!
Die Augen voller Geiſt, ſein irrdiſches Vergnügen,
Sah er, als Sonnen noch, doch ganz verfinſiert, liegen.
Ein Auge, welches ſonſt von Anmut überfloß,
Und Stralen, wie die Sonn, und Liebespfeile ſchoß.
Wie jammervoll dacht er zurük an jene Wangen,
Wo ſo viel Roſen ſonſt geblüht,
Und Knoſpen, noch nicht aufgegangen,
Er hier verwelkt erblikt, dort gar durchſchnitten ſieht!
Die Schwermut lieſſe ſich auf ſeine Glieder,
Wie eine Wetterwolke nieder:
Wie, wann der Menſch ſich treunt, ſein Spinngewebe reißt,
So ſchwung ein Schauer ſich in den faſt todten Geiſt.
Das Schikſal konnte nicht die tieffe Wunde heilen,
Und überließ ihn ſeinem Gram,
Der ihm zu koſtbar war, ihn mit der Welt zu theilen;
Den er mit in die Gruft, als wie ein Kleinod, nahm.
So ſah er Sie, die Schönſte ſeiner Zeiten,
In Ihr den Tod, und in dem Tode Ruh;
Entſchloß ſich ſchnell, und floh, des Hofes Eitelkeiten
Vorbei, den Trape Wüſten zu.

So konnte ſich auch einſt der eitle Borgia,
Vorm Hof, und vor ſich ſelbſt nicht länger mehr verſtellen,
Als er den prächtgen Sarg der ſchönen Iſabellen,

Und in der Aſche noch der Schönheit Funken ſah,
Die einſt den ſtolzen Carl entzükte,
Und ſparſam noch aus Staub und Moder blikte,
Wie, wann in ſchwarzer Nacht, in dikſter Dunkelheit,
Oft einſam noch ein Stern verlohrne Stralen ſtreut.
In einem Aug, aus dem die Majeſtät geboht;
Auf Wangen, wo vordem der Keuſchheit ſanftes Roht
Der Tugend zugewinkt; in einer Bruſt voll Liebe,
Der Großmut Thron, und dem Palaſt erhabner Triebe:
Hier ſah er überall Graus, Fäulnis, Ekel, Tod,
Und Thiergen ſah er, voll Verlangen,
Und in erhiztem Streit um einer Schönen Wangen,
Die eine Göttin war, und Helden ſelbſt geboht.
So ſah er nichts mehr hier, als nur Vergänglichkeiten,
Nichts mehr in Ihr, als Tod, Verweſung, Ekel, Graus,
Und ſtieß aus ſeiner Bruſt den Reſt der Eitelkeiten
Mit einem, dir, o GOtt! geweihten Seufzer, aus. *

Ihr Grüfte, geht vor euch ein Weltmann ſtolz vorüber,
Und ſieht vielleicht euch nur gleich Bilderſälen an?
O, morgen werd ihm nur der gute Himmel trüber:
Ein Unfall widerleg ihm ſeinen Staatsroman;
Er ſinne nun nicht mehr, wie Nachbarn zu verderben,
Den eignen Staat ſchon er, und lerne ſelber ſterben.

Gewiß iſt es — — Den Glauben der Geſchichte
Macht jener Zweifel ganz zunichte,

* Siehe von dieſen merkwürdigen Begebenheiten mit mehrerem die ihrer Schönheit und Nazbarkeit wegen ſich empfehlenden vermiſchten Abhandlungen und Anmerkungen des Herrn von Smeläar, S. 391.

Und es erſcheint zuweilen noch ein Geiſt,
Der ſo, wie wir, in einem Körper lebte,
Auf höhern Wink unſichtbar um uns ſchwebte,
Und, wie er war, ſich uns empfindbar weißt.

Aus einem Hauſe, wo berühmte Helden glänzen,
Und Fürſtenhüte noch an Königscronen gränzen,
Sah eine Fürſtin ſich in dieſe Welt verſezt,
Und kannte bald des Glüks, der Macht, der Hoheit Schranken,
Und lange ſchon gewöhnt an höhere Gedanken,
Hat Sie ein Grabmal oft mehr als ein Ball ergezt.
Die Gruft, wo lange ſchon manch Fürſtenaſche ruhte,
Beſuchte ſie beherzt, mit männlich hohem Mute;
Der grauſſe Tod ſchien Ihr hier nicht ſo fürchterlich:
Wo Decken ſchwarzen Sammts, mit Gold verbrämt, auf Särgen,
Von Cederholz und Zinn, des Moders Graus verbergen,
Da ſcheint der Tod uns minder ſchauerlich.

Hier ruht ein ernſter Held, bekannt mit manchem Gram,
Den er, untröſtbar oft, zulezt ins Grabe nahm.
Beherzt floh er die Welt, die Er zu lang ſchon kannte,
Wo Er von Liebe bald, und bald von Rache brannte.
Die Fürſtin wolt Ihn ſehn: der Sarg wurd aufgethan,
Hier ſchien Er unverſehrt, und kühn rührt Sie Ihn an.
Doch ach, wie ſchauderte die bleiche Hand zurücke,
Da Er, als ſäh Er auf, mit einem drohnden Blicke,
Nun ſchnell zuſammen fiel, und Sie, der Ohnmacht nah,
Vom Sturm, den Sie erregt, die Schreckensfolge ſah.
So, wie ein Hirte flieht, der in den Finſterniſſen
Sich auf das Schlachtfeld wagt, und einſam Beute ſucht,
Wann ihn die Hand noch ſchlägt, der er den Ring entriſſen;
So ſchnell, ſo ſchaudervoll war hier der Fürſtin Flucht.

Um Mitternacht, in dem verschloßnen Zimmer,
Lag sie, bald kalt, bald wieder heiß,
Und dachte, und bätete, in ungewohntem Schweiß.
Den Vorhang durch sah Sie erst einen kleinen Schimmer,
Und nun ein gehend Licht, das wie ein Irrschein war;
Nun eine lange schwarze Bahr,
Und Kerzen, die bewegt, wie durch einander schwommen.
Ach, rief Sie seufzend aus, die Stunde ist gekommen!
Doch, wie erschracke Sie, jezt fuhr vor Ihrem Blik
Der Vorhang, wie gezogen, schnell zurük.
Sie sah . . Doch besser ists, daß ich es nicht beschreibe,
Und was der Geist mit wenig Worten sprach,
Daß dies auch ein Geheimnis bleibe,
Und grosse Fälle folgten nach.

Ein Wort zu euch, ihr Götter dieser Erden!
Geniesset den Palast; sein Marmor ist für Euch,
Und für die Hirten ist arcadisches Gesträuch:
Hier grünt ihr Stab; aus Gold solt euch ein Scepter wer
den,
Und Gärten, meilenlang, sind eure Schäferfluhr.
Und so vergleichet uns auf dieser runden Erden
Die unpartheiische Natur!
Nur nach verschiedner Art, fiel jedem gleiches Glücke,
Und gleiches Loos aus gleicher Erbschaft zu.
Der schließt auf Kissen sanft die Thüre matter Blicke,
Und der macht auf dem Stroh der Augen Fenster zu.
Und, o, wie gönnt ich euch, ihr Grossen, die ich ehre,
Die Sternenpracht, die euch umstralt,
Wann nur nicht unter euch manch kleiner Wütrich wäre,
Der mit der Armen Blut die freche Dirne zahlt!

Wann dort der Hunger nur nicht die Provinzen plagte,
Bei eurer Hauptſtadt Ueberfluß,
Und wann er nur das Wild, und nicht den Menſchen jagte,
Der auf der Jagd ihm frohnen muß.
Doch auch das Wild verdiente ſein Verſchonen;
Erbarmet euch des Hirſches Noht!
Vergriff er ſich etwan an euren Kronen?
Und warum jagt ihr ihn zu todt?

Doch lebet, wie ihr wolt! Mein Lied wird euch nicht beſſern;
Ihr glaubt, die Welt ſteh nur für euch erſchaffen da!
Von eurer Pracht, von euren Schlöſſern,
Die ich zu lange ſchon mit müden Blicken ſah,
Kehrt ſich mein Gram zu euch, hinwelkenden Gebüſchen,
Die keine Vögel mehr, nicht Hirten mehr erfriſchen,
Wo keinem Dichter mehr der Doris Lied gelung,
Und Schlangen nur voll Gift in matte Töne ziſchen,
Wo ſonſt die Nachtigal in ſeinem Kummer ſung,
Und ihm das ſchönſte Lied gelung.

Du dunkler Teich, der dort zum Schlamme ganz verſunke,
Beſtecket dicht mit Rohr, das dir dein Waſſer trunke!
Hiſtorſche Saalburg dort! Verwachsne Dunkelheit!
Seyd mir ein prächtigs Bild verweſter Eitelkeit!
Ihr tiefſten Gleiſſe hier, gedreht von ſchweren Laſten!
Als Trümmern ſchwimmen dort die hier gefahrne Maſten!
Du kleiner Hügel, der voll Dorn und Reiſer iſt,
Sich, wie ein Igel, bläht, der ſtarre Stacheln ſchießt;
Vermodert Wurzelfeld, vom Wilde umgerühret!
Sand, wo, wie durch ein Sieb ſich dort ein Strom verlieret,

Gleich einer Brücke, wo ein Menschenschwarm sich mengt,
Sie bricht; nun stürzt ein Hauf, dem andern nachgedrängt.

Flößt Ernst in meinen Sinn, ihr Bilder, die erschrecken,
Und die geliebte Welt mit Schauern überdecken!
Ihr seit mir heilig seyn, wann gleich der Pöbel flieht
Vorm Spiegel, wo er sich so schwarz geschildert sieht!
Ihr seit mir heilig seyn! Ihr malt mir Grab und Erde,
Wo ich aus meiner Asch, als neu erscheinen werde!
Ihr zeiget mir den Ort, wo ich der Menschen Thun,
Als wie im Schauspiel seh, doch nur um auszuruhn.
Seyd mein bedekter Gang, und meine Schattengrotte,
Wo ich des Ungemachs, so, wie des Glückes, spotte.
Seyd mir mein Klosterzwang, und die Einsiedlerei,
Wo ich der Welt noch dien, als ob ich einsam sey!

O, Landschaft, die ich mir mit Todesfarben male!
Sey mir mein Portici, das vorm Vesuve bebt,
Zeig mir des Felds Gefahr, der sich auf ihn erhebt,
Gleich der Gefahr in meinem Thale.

O sichrer Weg, wo nie der Weise irrt,
Er führt unendlich weit; doch unversehrt zurücke;
Du, o, Gedanke, der mich nie verlassen wird:
Wie gleich macht alles das Geschicke!

Einsame Wasser dort, aus Felsen, die ich flieh,
Ists möglich, koutet ihr aus diesen Steinen quillen?
Erschuf euch die Natur, des Wandrers Durst zu stillen,
Mit solcher ungeheuren Müh?

Nur einen Augenblik währt unser ganzes Leben!
Vor Traurigkeit stirbt man im Rheingau voller Reben!

Man gähnet auf dem Thron, die Hütte hegt Verdruß;
Vom Hunger ſtirbt der Greis, das Kind vom Ueberfluß.

In manchem finſtern Buch, in rauhen Bardſchen Oden,
Wird uns der Zukunft Bild, doch dunkel, vorgeſtellt.
Sie wachen wieder auf, die Todten,
In mancherlei Geſtalt ins Leben hergeſtellt:
Wir haben längre Perioden,
Und ſehen nach und nach das Ganze dieſer Welt.

Nun will ich unſre Tage ſehen,
Gehäuffet, wie Gewölke, ſtehen,
Wie ein gehemmter Strom vor einem Damme ſteht:
Er reißt, und Erd und wir vergehen;
Was wird, o Zukunft, noch in deiner Nacht geſchehen?
Ein Kegel wird vielleicht aus unſerm Rund gedreht.

Aus dieſem Stoff, in dieſen Trauerbildern,
Will ich mir einen Kirchhof ſchildern,
Dem Ball an Gröſſe gleich, auf dem ich ſchwankend ſteh;
Wo ich, als wie mit einem Blicke,
Die Hoheit, Schönheit, Macht und Glücke
In einem Staub beiſammen ſeh.

Fünfter Gesang.

Ihr Mausoleen dort, und hier, ihr heilge Linde
Wo modernde Gebein, oft Seelen, Ruhe finden,
Wann in dem Leichnam noch, zu einem sanfte
Schlaf,
Von Lebenszuckungen ein Rest zusammen traf!
Fließt Andacht in mein Herz; gießt in mein Auge Zähren!
Gebt mir Gedanken ein, die selbst mich überwähren!

Du, Höle, sey hier fern, wo ein ermordet Blut
Noch aus der Erde quillt, und sprudelnd zornig thut!
Zweideutger Richterplaz, schrek hier nicht meine Blicke!
Du, blutend Schlachtfeld, flieh vorm zarten Aug zurücke!
Der stille Garten hier, mit Menschenstaub bestreut,
Ist, minder furchterlich, der Traurigkeit geweiht.
Du lebenvoller Zaun, o, schütze diese Grenzen,
Wo heilge Funken oft um fromme Gräber glänzen!
Ihr Kreuze, lehret uns den grossen Widerstand,
Den einstens Tod und Höll an eurem Gotte fand!
Drükt, kleine Hügel, nur den trägen Körper nieder!
Hier schwingt die Seele hoch ihr himmlisches Gefieder!
Nichts stillt ein braussend Blut; nichts hemmt der Trie
Lauf;
Hier dringt die Andacht sich uns wider Willen auf.

Hier, wo sich Fromme nahn, und Böse sich entfe
nen,
Hier rauchet unbemerkt manch Opfer zu den Sternen

Ein Gotteswandrer hat ſich hätend ſich verweilt,
Von Mattigkeit gehemmt, und von der Nacht ereilt.
Am Euphrat wohl bekannt, am Crocodilſchen Nile
Sah er ſich noch entfernt von ſeiner Reiſen Ziele.
Oft bat er ſeinen GOtt, doch nicht aus Eitelkeit,
Um längre Lebensfriſt, zu ſterben ſtets bereit.
Manch Alterthum, geweiht den Helden und den Göttern,
Wo in Phöniciſchen, oft Kreuzen gleichen Lettern
Manch weiſer Spruch verhüllt, hat dieſer Greis geſehn,
Und ſprach: „Auch dieſes iſt dem Tod zum Trutz geſchehn.
Sein Schuzgeiſt führte ihn durch manches Abentheuer
In Hölen dort, und hier in ſinkende Gemäuer.
Manch Eremit wohnt dort, umwachſen von Geſträuch,
Dem wahren Weiſen bald, bald der Hyäne gleich.
Hier wird bei ſtiller Lamp, und philoſophſchen Sorgen,
Der Weiſen Stein geſucht, Unheiligen verborgen.
Ein jedes Sinnbild wird aufmerkſam hier betracht,
Wo Iſis Prieſter oft, als wie ein Leibniz, dacht.

Hier ſtund oft, tiefſinn voll, der Greis, der Sprachen kannte,
Die Weiſen nach der Reih, und die Syſtemen nannte,
Und gab vor Wiſſenſchaft, mit Worten aufgebläht,
Den Vorzug der Natur, die jederman verſteht.
Hier ſah er unſer Glük mit Waſſerſchaum gemalet,
Und höhniſch vorgeſtellt, bald, wie ein ſpielend Kind,
Bald wie ein leichter Duft, der ſich von ſelbſt entzündt,
Dann bläht, und in der Luft gleich einem Sterne pralet.

So war der ernſte Greis, als er zur Heymat fort
Den weitſten Weg gethan, und kam an dieſen Ort,

Wo er sehr lange schon an Nacht und Tod gewöhnet,
Ganz unerschrocken stund, an seinen Stab gelehnet.
Auf einmal schien er sich, als wie vom Traum erwacht,
Da etwas um ihn her ein still Geräusche macht.
Er hört, und sah um sich, und da er lauschend stunde,
Nichts sah, doch um sich her auch nichts als Schauer funde:
So wandt er sich zu GOtt, und bat ihn um ein Licht:
„ Gewähre, bin ichs wehrt, o, HErr, mir ein Gesicht!
„ Wann ichs nicht würdig bin, so heisse diese Seelen
„ Zurük in ihre Ruh, um Wandrer nicht zu quälen.
„ Aus Vorwiz bin ich nicht um Mitternacht noch hier;
„ Zielt es auf meinen Tod? « Mein Leben ist ja dir.
Er sprach es, und ein Sturm durchwandelte die Lüfte;
Auf einmal sprangen nun die Schlösser dunkler Grüfte;
Mit knackendem Getös schoß, als aus einem Rohr,
Getrieben von dem Wind, gepreßter Staub hervor.
Wie Hände sah er was geschäftig sich bewegen,
Und blendend weisses Tuch auf viele Gräber legen.
Ein Murmeln sauste um sein betäubtes Ohr,
Als er auf einmal sich, wie weit in Wald, verlohr,
Und sah sich nun umringt von grausen Finsernissen:
Ihr schrekt mich nicht, sprach er, mir leuchtet mein Gewissen.
Als dieser erster Sturm ein wenig sich gesezt,
Schien es, als würd ihm sanft sein Angesicht benezt,
Und sein durchbalsamt Aug sah unsichtbare Wesen
In Büchern von Crystall mit goldnen Lettern lesen.
Aus manchem ofnen Grab sah er im Todtenkleid
Gestalten um sie stehn, voll Neugier, oft voll Neid.
Manch andre Leidenschaft sah er an den Gebärden,
Und dachte: Ists hier noch als wie auf unsrer Erden?
Was kleines, wie ein Kind, den zarten Hals umlaubt,
Und Rosen in der Hand, doch mit bejahrtem Haupt,

Und einer Flockencron aus leicht gefrornem Schaume,
Stund, schon bereit zum Flug, als weint es, an dem Baume.
Was andres flattert dort, wie scheuer Tauben Schaar;
Hier thut es einen Blik, als wär ein Silber gahr.
Hier rollten Wolken sich, als fielen sie vom Himmel,
Zu seinen Füssen hin, mit prasselndem Getümmel,
Und eine Stimm erscholl: „Phantomen weicht von hier!
„ Ein Wort ist mir erlaubt, o Greis! ich gönn es dir.
„ Ich bin der grosse Geist, der Sterblichen Geschicke,
„ Ich bin der Geist der Welt, des Schöpfers Meisterstücke!
„ Thier, Pflanzen, alles wird durch mich bewegt, belebt,
„ Durch mich wächst euer Schaz, den ihr in Schachten hebt:
„ Die Ströme theil ich aus nach Norden und nach Süden;
„ Dreh eure Kugel um, und geb euch Krieg und Frieden.
„ In mitler Region ist euer Haus bestellt,
„ Verlaßt ihr, wann es soll, die euch geliebte Welt.
„ Geheim würkt ihr noch mit in eurer Brüder Leben,
„ Und würdet, wann ich wolt, auch sichtbar um sie schweben;
„ Dies aber störte nur das euch bestimmte Thun;
„ Die Todten warnt mein Wink: Die Lebenden laßt ruhn.
„ Nur selten laß ich es, nie ohne Grund, geschehen:
„ Dem Brutus vor der Schlacht ließ ich was schrecklichs sehen.
„ Und jener Welttheil dort, den ihr* so spät entdekt,
„ Wurd, eh der Zeitpunct kam, gewarnet und erschrekt,
„ Die Bücher, die du sahst, sind voll von hohen Sachen,
„ Was Plato euch gelehrt; worüber Thoren lachen,
„ Dies merke dir, o Greis! Als Mensch war er mein Ziel;
„ Ich führt ihn auf die Höhn, und ich vertraut ihm viel.
„ Auch viel könt ich noch dir . . Doch thue keine Fragen;
„ Bald neigest du dein Haupt; dann will ich dir es sagen.

* Die Scene ist in Europa, und der Greis ein Europäer.

Der Pilgrim ſtund halb blaß, wie matte Abendröhte,
Und zitterte vor ſeinem groſſen Freund.
So, wie ein Hirte ſieht, wann ihm Apoll erſcheint,
Und freundlich mit ihm ſpricht, und ſchenkt ihm eine Flöte.
Der Geiſt ſah ihn, und gab ihm einen Diamant,
Durchfunkelnd, wie ein Stern, in die geſtärkte Hand.
Auf einmal ſah der Greis ſich ganz durchſichtig werden:
„So, ſprach der Geiſt, ſeh ich das Innre deiner Erden,
„Und ſih in euer Herz, wie in den Ocean:
„Ein jeder ehre GOtt, wie er es weiß und kan.
„Sein Dienſt glänzt hier im Licht, ſtralt dort durch Finſternüſſe;
„Die Tugend ſind nicht gleich, ihr Menſchen macht die Nüſſe.
„Wann dort ein ſchlechtes Haus die Säulenreihe faßt,
„Faßt hier ein runder Thurm, mit einem Knauf gepaart.
„Verſchieden wird GOtt hier, und anders dort begriffen;
„Das Meer, das ihn umgiebt, kent ich noch nie unſchiffen.
„Und alles zittert in der Höh,
„Und in der Tiefe, die ich ſelber ſchauernd ſeh.
„Sein Seraph, der ſich oft in ſeine Flügel hüllt,
„Und ihn anbetend ſieht, erkennet ſeine Schranken,
„Und wann er ſich nicht mehr in ſeine Flügel hüllt,
„Und dann, voll Sonnenglut, mit ewigen Gedanken
„Des Weltes groſſen Raum, den GOtt ihm gab, erfüllt,
„Sind ſeine himmliſche und gröſſeſte Gedanken
„Von GOtt doch nur ein prächtigs Bild.
„GOtt ſchuf dort der Sterne Saamenfunken
„Im Leere hin — Da waren ſie geſunken!
„Er iſt es, der durch mich die Morgenröhte weckt,
„Und öfters trauernd ſie, als wie im Schlummer, ſchrekt.
„Doch, Frommer, denke nach — Hier war er ſchon geblieben,

Und er verschwand in stiller Majestät.
Ich sch, rief er noch nach, mein Greis, in deinen Trieben,
Ein heiß aufwallendes Gebät!

Die Muse hat dies oft nur und dem Freund erzählet,
Der endlich, ganz verwirrt vom Laufe dieser Welt,
Den dunklen Kreuzgang sich zum Ruheplatz erwählet,
Wo er ein Crucifix in frommen Händen hält.
Der Weisheit Schule dort, des Neuen Bilderbogen
Hat er den heilgen Sang des Klosters vorgezogen.
Hier fällt ihm Isis nicht, noch Horus ein, ihr Sohn,
Wo er Marien ehrt, und jene Martereron.
Wie thöricht hatt ich mir an Hof ein Glük erwählet,
Spricht er, und seufzt . . Ich seufz ihm nach.
Er kannte Sorgen ungezählet;
Wir sahn den Ehr nicht, und doch viel Ungemach.
„ Wo sind ich, sprach er, Trost! Wo flicht die Hofnung
hin?
„ Wann, langen Reisen gleich, die Sorgen mich ermatten:
„ Wo flohest du indeß, geliebte Hofnung, hin?
„ Im Labyrinthe der verschwiegnen Schatten,
„ Sucht so den ungetreuen Gatten
„ Die Nachtigall, des Frühlings Sängerin!
„ Mit einer Leichencron, aus dünnem Flor gefaltet,
„ Sah ich den ernsten Tod vor meinem Kaiser* stehn,
„ Und jene starke Hand, die über Ihn gewaltet,
„ Sah ich auf einmal sich gewandt nach Osten drehn.
„ Die Nadel, welche mich magnetisch nordwärts zoge,
„ Und manchen Schiffer schon, indem sie wich, betroge,
„ Veränderte vorher schon Wesen und Natur:
„ Von meinem ganzen Glük sah ich nicht mehr die Spur.

* Carl der Siebende.

„ Ein neues Hoffnungslicht durchschimmerte die Stunden,
„ Die, wie in einer Gruft, mir, blind und taub, verschwunden.
„ Auch dies, verlöschet nun, allmächtiges Geschik!
„ Als wie von einem Donnerwetter,
„ Ein Irrlicht löscht, und ach, umsonst sah ich zurük.
„ Der schönsten Aussicht steht ein schwarzer Fels entgegen.
„ Ja, schon zu tief hab ich in Welt und Gruft gesehn,
„ Zu sehr kann ich die [illegible] schätzen,
„ Und mich zum Tode zu bereiten.
„ Hab ich mir diesen Ort ersehn.
So hört ich meinen Freund, und einen Staatsmann klagen,
Und er vollzoge den Entschluß;
Ein Faß, den ich in meinen Tagen,
Im schwärzesten Tusche zeichnen muß.
O, nie unwerther Freund, noch, wenn du irrst, gehret!
O, würde mir mein Wunsch, dein wahres Wohl, gewähret!
In deinem dunklen Gang, in deiner Zelle dort,
Besucht dich oft mein Geist, und lispelt manches Wort.
Ach, denkst du, sinnst du dort in deinen heilgen Stunden,
Dem Wehlauf nach, auch noch an mich zurük?
Noch an die alte Zeit, da uns, genau verbunden,
Erfahrner Du, als ich, noch täuschte Wunsch und Glük?
Da wir in Zauberschlössern irrten,
Uns unter theilten, und wieder uns verwirrten;
Gesez und Regeln hielten mich,
Vom Auslauf in das Feld der höheren Gedanken,
In enger Rükkehr sichern Schranken:
Doch weit verlohren sah ich dich.

Der höchsten Vorsicht sey, o Freund, dein stilles Leben
Mit meinen Tagen hingegeben,

Die lange schon mein Gram vergißt.
Ihr sind wir mehr, als eine Sonne,
Die, ungerührt von ihrer eignen Wonne,
Sich, unbewußt der Pracht, die sie umstralt,
Wie ein geblendter Sclav im ewgen Kreisse drehet,
Ihr Bild nicht sieht, das sie auf Wasserwogen malt,
Und das Gebet nicht hört, worauf sie stille stehet.
Nur ein Gespräche noch, ein Wort, wünscht ich mit dir
Von dieser Welt, wo wir als Antipoden stehen;
Noch einmal wünscht ich dich zu sehen,
Ja weiß, du wünschest es mit mir.
Du schweigst! Ach, strekte sich schon aus dem hohen Himmel
Die unsichtbare Hand, und risse dich von hier!
Und liesse mich noch im Getümmel,
Voll sorgender, voll fast verzweiflender Begier!

Auf eisern Rädern rollt des Todes schwarzer Wagen
Mit fürchterlicher Pracht daher:
Er läßt sich Spieß und Pfeil und Schwerdter vor sich tragen,
Und Kolben, welche Centner schwer.
Auf Tausende fällt nun der Schwindelgeist des Krieges;
Der Tod, allein gewiß des Sieges,
Haucht nun den Ehrgeiz giftig an.
Er tobt, und alles eilet zum Verderben:
Er sieht der Millionen Sterben
Nur als ein Schneegestöber an.
Er wartet erst, bis hohe Himmel stürzen,
Und der Saturn versenkt erst fallend seinen Kahn.
Er sieht, bereit, die Laufbahn abzukürzen,
Fast jeden Augenblik, als eine Lesung, an.

O, Chaos, voll von überirdschen Sorgen!
O, unerforschter Ocean!
Im Strahlenschmuck bist du am heitern Morgen,
In Bey und Flehr, am Abend, angethan.

Die Tausende schon hin in Abgrund rasten,
Was sind sie, Sterbliche, die großen Leidenschaften?
Was sind sie, als für einen Kahn,
Ein Meer zerbrechender Ocean;
Ein Wolkenbruch für eine Mücke!
Ach, du unendliches Gefühle,
Wie schwächlich, wie verwirrt, ist unser Welt Roman!

Was soll ich thun? Ich werde schweigen;
Der so viel Sorgen noch tief bis zur Erde neigen,
Der Menschen Antlitz nur ganz aufgerichtet sehn.
Ich sah der Tugend Kleid, besetzt mit heilgen Mängeln,
Und sah ich auf dem Ball der Sternenschwarm von Engeln;
So hab ich in das Herz der Eitelkeit gesehn.

Die Welt hab ich gewiß gesehn;
Den Tod sah ich vor meiner Wiege stehn,
Und er ergreift mich noch, eh Sterne untergehn.

O, scherzt nur nicht so frei mit euren Musen,
Ihr Dichter, voller Lieb und Wein!
Der Tod sieht boshaft in der Schönen Busen,
Und schreibt sich in ihr Blut mit dem Geliebten ein;
Und mit der Zukunft stets entzweihet,
Und jedem Feind, der prophezeihet,
Nimmt er der schönsten Tage Lauf,
Von einem Himmel, der ein Königsbette decket,
Dreht er in Mitternacht die Schrauben boshaft auf;

Die Decke ſtürzet, und erſchrecket,
Und tödtet, und vollendt iſt nun ein ganzer Lauf
Von Dingen, welche künftig waren;
Ein Lauf von hofnungsvollen Jahren
Hört, einer Sanduhr gleich, wie ausgelaufen, auf.

Indeſſen Helden ſich um Schollen Erde ſchlogen,
Und ernſt, als gält' es ganze Welten, thun;
Indem ſie ſich um Augenblicke ſchlagen,
Und ernſt, als gält es Ewigkeiten, thun;
Will ich im Schooſe zarter Klagen,
Im Arme ſanfter Schmerzen ruhn.
O, gönne mir, o Zeit, den Reſt von meinen Tagen,
Den Reſt vom unvollendten Thun,
Noch mein im Tod . . Ein Lohn für wahre Klagen!
Ich ſterb, und will mich jezt in jene Tiefen wagen,
Wo meine Philoſophen ruhn:
Ich werde ſie nach ſchweren Räthſeln fragen,
Und dort in ewig längern Tagen
Die hier geſparte Zeit verthun.

Sechster Gesang.

SENECA.

Cernis hos tumulos ducum
Et nuda totis ossa, quae passim iacent
Inhumata campis?

1755 - - 1759.

Verhüllt in mich, ein Räthsel mir und andern,
Seh ich die ernsten Stunden wandern,
Die Stunden öder Mitternacht.
Gespenstern gleich seh ich Gedanken einsam schweben,
Die Tag, Geschäft, Zerstreuung umgebracht;
Wie Seelen nach dem Tod sind sie im andern Leben;
Ihr Himmelreich ist Einsamkeit und Nacht.
Ich denke fort, und scheue keine Grenzen;
Mich blendet nicht der Sterne Glänzen;
Es ist was göttlichers als sie.
Ich weiß nicht, sind es Götter, die dort wohnen;
Noch welch erhabner Zweck aus diesen Fernen strahlt;
Noch ob die Jugend dort, mit Sceptern und mit Kronen
Das Blut der Märtyrer bezahlt.
Ich kenne kaum die Dinge, die ich sehe,
Und sich am Rand des Meers, wo ich einst untergehe;
Doch weiß ich, daß von mir ein Zweck noch übrig ist;
Der unerfüllet bleibt, wann sich mein Auge schließt,
Wann ich den Himmel nicht mehr schaue,
Wann von der Welt gewölbtem Baue

Das schon gebrochne Aug nur ein Gewölke sieht,
Das ihm vorbei und mit ihm alles flieht.
Schufst du uns, GOTT! (Verzeih die frechen Fragen!)
Dich anzubeten, oder anzuklagen?
War unser sterbend Seyn des Herrn der Allmacht wehrt?
War es der Weisheit wehrt, die uns erlesen?
Von jedem Augenblik wird unser Tod begehret;
Im zweiten war ich schon nicht mehr, der ich gewesen,
Der Kindheit hundertster glich einem ganzen Jahr;
Von tausenden, die längst vergessen,
Ist einer schon genug, mein ganzes Seyn zu messen;
Im letzten werd ich seyn, was ich im ersten war,
Und beide sind, und Wieg und Grab vereinet.
Wir blühen und verblühn, eh Tag und Licht erscheinet,
Wie jener Baum in seiner Blüten Pracht.
Nur eine traurige, nur eine dunkle Nacht
Des Menschen Rolle spielt, und eh Aurore wacht,
Ist schon sein Trauerspiel vollbracht.

Wo sind sie? . . . Sprecht, erschrokne Zonen!
Zerstörter Völker Millionen!
Wo sind sie? Sie erscheinen kaum
Noch als ein weisser Wellenschaum,
Im dunklen Abgrund der Vergänglichkeiten.

Carthago liegt . . . Rom sieht mit siegerischen Freuden
Den Acker und das Glük in gleich erhöhtem Flug,
Und heiligt die von marmornen Gebäuden
Verlassne Stätte mit dem Pflug.
O Eitelkeit der Eitelkeiten!
Auch Rom, die Stolze, fiel!
Das Schicksal schaut herab mit stets gespannten Saiten,
Und nie verfehlt sein Pfeil das Ziel.

Wir sind im Meere der Begebenheiten,
Wie eine Feder ist, der Wellen Spott und Spiel!
Was fiel, als Cäsar lag? als Rom mit Brutus fiel?
Ein Sandkorn in der Uhr der Zeiten.
Und unsre Erde selbst, der Grund, auf dem wir stehn,
Mit welchem wir uns täglich drehn,
Steht dieser denn so fest, und ist es nicht geschehn,
Daß, Sterbliche, selbst eurer Kriege Bühnen,
Die Felder, wo die Lorbern grünen,
Mit Helden, Sieg und Lorbern untergehn?

Ihr Völker kniet, ehrt GOTT in seinen Wettern!
Er spricht Worte, die zerschmettern,
Und seine Hand wirft einen Ocean
Auf Länder, die er untertauchet.
Er bläst in Thulens Schoos das ewge Feuer an,
Das unter Eis und Schnee bis zu den Wolken rauchet.
Der erste Nord, von ihm kaum losgelassen,
Tobt brüllend um sich her, stürzt Fels auf Felsen um:
Die Meere fingen an, das feste Land zu hassen,
Und raubten Inseln, nun ihr Eigenthum.
Doch wie oft zittern noch der Erde Vesten
Vor seiner Allmacht ernsten Blitz!
Manch weites Land ist längst der Wellen Grund und Sitz:
An ehmals Thürmen und Palästen,
Versenket nun im blauen Ocean,
Hängt sich ein Muschelheer, gleich als an Felsen, an.
O reich an Scenen und Veränderungen
Warst du, o Welt, schon jung des Schicksals Trauerspiel!
Noch hattest du dem Nichts dich glücklich kaum entschwungen,
Als schon [illegible] o welch ein kurzes Ziel!
Durch gräßliche Erschütterungen

Deine ſtärkſten Adern ſprungen,
Tauſend Fluten dich durchdrungen,
Und in ſich ſelbſt dein Bau, noch unvollführt, zerfiel!
Er wurde hergeſtellt . . . Doch was hat er erfahren
In der Unfürdenklichkeit
Der tauſenden verfloßner Jahren!
In ſeliger Unwiſſenheit
Pflügt jezt der Landmann dort, wo Schiff und Wellen waren:
Auf jenem Berge kan man noch den Anker ſehn,
Den jenes Schiff verlohr . . . Es ſolte untergehn.

Welch Palinur war es, der dieſes Schiff regierte?
Wars Ehre, war es Geiz, der dieſe Kühnen führte?
Was haben ſie in ihrem Lauf entdekt?
Und welch Orkan hat ihre Kunſt beſtritten?
Welch Volk von nun mit ihm urlang zerſtörten Sitten
Hat einſt ihr Uberfall erſchrekt?
Hier, wo jezt Fluren blühn, und dunkle Haynen grünen,
Hier ſchwebten ſorgenlos mitleidige Delphinen;
Und manches Wilden Kahn verlohre ſich vielleicht,
Wo die goldfarbne Saat die Senſe nun durchſtreicht:
Hier ſchwamm der Wallfiſch; ihm vorher angſtvolle Schaaren
Von Fiſchen, welche kleiner waren:
Hier wo der Wallfiſch ſchwomm, herrſcht nun ein Held . . .
Doch ach!
Im Laufe ſeiner Götterthaten,
(Sprich du, ſein armes Volk! ſprecht überwundne Staaten!)
Ahmt er dem Wallfiſch glüklich nach.
Wo iſt der Zwek von ſeinen groſſen Sorgen?
Will er vom Nachruhm längres Leben borgen?
Die Welt, die er verheert, ſoll ſie ihm dankbar ſeyn,
Und unwürdig, von ihm der Aſchen Reſt zu faſſen,

Da, wo er Wüſten hinterlaſſen,
Ihm Tempel und Altäre weihn?

Des Menſchen Thun! Was ſind ich zu betrachten?
Wer es kennt, wird es verachten.
Welch ein Räthſel iſt die Welt!
So ſorgen Menſchen, nahe dem Verderben,
Für andre, die nach ihnen ſterben!
So ſtirbt der Sclave für den Held;
Der Held für Sclaven, beide oft vergebens;
Der ruft zum Tod, der müd des Lebens:
Ach! ſo iſt unſre Welt!
So iſt ſie! und wir fahren fort zu ſorgen:
In mancher einſamen, verſchwiegnen Nacht
Wird an dem tauſendſten entfernter Morgen
Vergebens und zu ſpät gedacht.

Verdammt zum Pflug zieht dort ſein kummervolles Leben,
Durch Noth und Hunger, die es ſtets umgeben,
Der Landmann müd und haſtlos fort:
Die Sorge für das allgemeine Beſte
Verirrt ſich nicht zu dieſem Ort:
Sie ſchwebt im Labyrinth der Schlöſſer und Paläſte:
Des Landmanns Elend dauret fort.
Seht jenen Schwarm von Männern und von Roſſen,
Verſammlet zum gemeinen Wohl!
Er wird beraubt und ſein unſchuldigs Blut vergoſſen,
Damit er glücklich werden ſoll.

O Unſchuld! rette dich, da, wo der Billigkeit,
Der Freundin der Natur, der Himmel Schutz verleiht!
Hier iſt kein Schutz für dich! Sieh, Heere, dich zu würgen,
Stehn der Tyrannen Wint bereit!

Flich nach den Andiſchen Gebürgen;
Du findeſt keine Sicherheit!
Trau ihren Höhen nicht, indem ſie Wolken ſpalten,
Der Himmel blizt auf dich, den ihre Spizen halten *

Von Schiffbruch und Gelübd ſiehſt du hier ein Gemäld;
Der rief die Götter an, und iſt dem Tod entſchwommen:
Dem Pinſel kanſt du traun; er iſt es nicht, der fehlt:
Allein Diageras vermiſſet das Gemäld
Von tauſenden, die umgekommen.
Doch dann, wann unſre Todesnacht
Unſerne droht, und das Gewiſſen endlich wacht,
Zeigt ſich das Recht, das dir, o Unſchuld! wiederfähret,
Und ringend mit dem Tod, wer hat ſich nicht bekehret? **

Der opfert einen Hahn, und thut den lezten Schritt;
Der nimmt des Lama Harn zu ſeiner Stärkung mit;
Auf Amida's Verdienſt flieht ſicher jenes Seele;
Der tritt die Reiſe an, geſalbt mit heilgem Oele;
Der wartet auf den Tod und ein glükſeelgers Land,
Der frömſten Ehrfurcht voll, den Kuhſchwanz in der Hand.
Der tritt mit groſſem Mut vom Schauplaz dieſer Enden,
Wo nichts ihn reizt, nichts mehr bewegt;
Doch eh ihn noch des Prieſters Keule ſchlägt,
Muß er, wie ſie, erſt blau gefärbet werden.
Dann ſingt er noch der Schwanen kläglichs Lied,
Und macht mit trozigen Gebärden
Den Prieſter und die Keule müd:
So können Thoren auch den Helden ähnlich werden!
Dort ſucht ein Philoſoph, um ruhig zu erblaſſen,
Auch ohne Rom und Cato Schluß, Troſt und Mut zu faſſen:

* Hier fehlen einige Zeilen. ** Hier fehlt eine ganze Stelle.

Er kennt die beste Welt; sie soll die beste seyn.
Verborgen noch in seiner eignen Tiefe
Senkt sich sein Geist in dunkele Begriffe,
Wie in sein feistes Grab der Wurm der Perser ein:
Auf einen Augenblik der Ziffern und Monaden,
Und selbst der besten Welt entladen,
Dreht er, vom Tod ereilt, sich nur im Bette um,
Wirft die Argenis weg, und ruht auf seinem Ruhm.

O Welt, von ihm noch nicht genug betrachtet,
Noch nicht genug von Heraclit beweint,
Noch nicht genug von Democrit verachtet,
Wo Proteuse verwandelt noch erscheint!
Wo Epikurs Atom noch in dem Leeren schwebet,
Wo in unsichtbarer Nacht,
In manchem Winkel noch Spinozens Spinne webet,
Und unsichtbare Netze macht.

Welch ein Gewühl von Menschen und von Thieren?
Sinds Triebe der Natur, die sie in Abgrund führen?
Zerstören sie sich selbst, und ist dann nichts, das lebt,
Und nicht vom Raube lebt? Was thun Vernunft und Seele?
Die Auster raubt, die dumm am kalten Felsen klebt;
Die Welt ist eine Räuberhöhle.

So muß stets etwas untergehn,
Und so kann eines nur durchs andere bestehn.
So nähren Flüsse sich von Dünsten aus den Meeren,
Und Meere können sich nicht ohne Flüsse nähren;
Die Erde trinkt den Thau; die Sonne zieht ihn auf,
So ist der Dinge Lauf, die Welt, in der ich lebe,
Ein cyclopisches Gewebe,
Ein zauberischer Zirkellauf.

Und

Und Scenen der Verwandelungen
Sind hier natürlich und gemein:
Wie mancher Geist hat sich vielleicht dem Grab entschwungen,
Ein Schmetterling, ein neues Thier zu seyn?
Vielleicht ists wahr, und über Idens Hügel
Erhoben Priams Sohn, des neuen Vogels Flügel?
Von einem Sclaven treibt des Uhrwerks bleiern Rad
Vielleicht der Geist Achills, der Götterthaten that?
Wer ehmals als Tyrann die Welt verheeret,
Wer Völker ausgeraubt, und Reiche umgekehret,
Natur und Recht, und Bund, Eid und Altar verletzt;
Wer einst ein Nero, einst ein Attila gewesen,
Ist jetzt vielleicht der Wut der wilden Irokesen,
Und ihrem Pfal und Flammen ausgesetzt;
Vergebens ist vielleicht die Sorge, die mich quälte,
Womit ich oft mein ganzes Herze füll,
Der Bühne Meister, der die Rollen wählte,
Der weiß es, und die Welt ist das nur, was er will:
Vielleicht nur ein bewegliches Gemälde,
Und steht auf einmal gänzlich still.

Tyrannen! würgt dann nur, bannt aus der Welt den Frieden!
Macht alles öd, entthronte Fürsten blind!
Seyd grausamer als Pest, und Meer, und Flammen sind!
Von Menschenköpfen baut euch Pyramiden!
Zieht unsers Elends Vorhang auf!
Kein bessres Loos ist uns beschieden!
Von Menschenköpfen baut euch Pyramiden!
Mit Leichen hemmt der Ströme Lauf!
Ach, alles eilet ja, Zerstörung, dir entgegen!
Den heut des Wütrichs Schwerdt entleibt,

Iſt er unglüklicher, als den auf längern Wegen
Des Todes Schrecken vor ſich treibt?
Der Sorgenſtachel, der durch Helm und Panzer dringet,
Wird von Tyrannen auch gefühlt:
Ein Tod erwartet ſie, der langſam ſie verſchlinget,
Wie Ceylons Schlange dort mit ihrem Tyger ſpielt.

Was denk ich länger nach? Es iſt das alte Meer,
Wo Inſeln hier entſtehn, und Länder dort gehn unter:
Die Zeit bringt wiederum die alten Scenen her,
Macht uns und Sonnen alt, und bleibt ſelbſt immer munter.

Geiſt, Thiere, Welten ſind Gefährten deiner Reiſen;
O Zeit! Geſpräch und Räthſel unſrer Weiſen;
Der Himmel Schweſter, Kind der Ewigkeit!
O Abgrund, voll von Furcht und Hoffen,
An Ruhe leer, ſtets zum verſchlingen offen!
Kaum kehrt, o Zeit! von dir ein Augenblik,
Hat er im Streit mit Welt und Sonnen
Den zweifelhaften Sieg gewonnen,
Von dieſer Beute ſatt, zurük;
Ein Geiſterheer fehlt noch, das dich ernähret,
Und von Gedanken noch ein Lauf, der ewig währet,
Aus deinem Durſte quillt ſtets eine Künftigkeit,
Und werdend wird ſie dir ſchon zur Vergangenheit.

Wo iſt, o Zeit! der Ort, wo deine Schwingen ruhn?
Das Glücke ſchwäzt uns vor, ſo, wie die Gaukler thun,
Und läſſet uns nicht ſehn, wie ſich die Räder wenden,
Die der Maſchine Lauf erhalten und einſt enden.
Den Grund der Dinge ſollen wir nicht ſehn,
Und als Unwiſſende vom Schaugerüſte gehn;
Das Verſpiel hält uns bis zum Abend auf;

Wo aber, flichnde Zeit, wohin geht dann dein Lauf?
Ach, an die lezte der Secunden
Des Jahrs, dem ich entronnen bin,
Das drohend mir, wie ein Kometenstral, verschwunden,
Hängt sich die erste meiner künftgen Stunden . .
. . . O Zukunft! Wolken gleich, nur halb noch angebunden,
Und gleich dem Schwerdte, das an zarter Seide fest,
Zur Scheitel, die es warnt, den Schlaf nicht kommen läßt.

Ach! soll mein Traum noch bis zum Morgen währen?
Soll erst der Tag mein Schattenschloß zerstören?
Was heff ich? Sterben ist mein Loos.
Zu glüklich, wann mein Herz die eitlen Wünsche hasset;
Doch, ach! ein falsches Glük nimmt schmeichlend mich in Schoos,
Und drükt, indem es mich umfasset,
Noch unter dem Gefühl der Lust,
Dolch und Tod in meine Brust.
Ich denke noch an jene Augenblicke,
An jenen Traum . . . Doch so ist mein Geschicke;
Mein Schmerz, mein Gram, mein Fall soll niemals klein,
Und mein Verlust soll stets der grösste seyn.
O! dürft ich noch ein Lied von meinem Kummer wagen?
Ein Dichter darf den Wäldern klagen,
Der bunten Flur, dem sanften Bach
Erzählet er sein Ungemach;
Allein ich darf es nicht mehr wagen,
Auch dieses ist ein Ungemach.

Mein Morgen, o wie traurig war sein Schein!
Was wird, o Freund! mein früher Abend seyn?

Die schönsten Wünsche meines Lebens . . .
Wie Blüten fallen sie dahin;
Wie Blüten ohne Frucht; ein Frost macht die vergebens,
Und jene macht ein Glük vergebens,
Dem ich zu wenig Thor, dem ich zu ernsthaft bin.
Was zürnen wir dem widrigen Geschicke?
Verdienst und Schiksal sind nicht gleich.
Es ist das Spiel von einem blinden Glücke;
So ist ein König arm, so ist ein Bettler reich.
Es ist das Werk von einem Augenblicke;
Sie sterben wir, so sind wir alle gleich.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich folge dem Geschicke.
Ich sterb, und o wie viel sind Sterbende zurücke!
Ich seh mit gleichem Aug das Leben und den Tod;
Das Glücke, das mir winkt; den Unfall, der mir droht;
Ich seh auf gleicher See, ich seh in gleichen Tiefen,
Die Bretter eines Kahns; den Wald von Orlogschiffen.
Und alles, was ich laß, ist nichts als Eitelkeit;
Und alles, was ich sieh, ist Unzufriedenheit.
Mich reut es nicht, daß ich nicht die Natur ergründet,
Und daß mein Geist noch nicht sein eignes Wesen findet;
Laß mir so mancher Zwek noch unerreichet bleibt,
Daß ich das Rad nicht seh, das meine Tage treibt.
Seh ich die Menschen an, so, wie sie gleich den Thieren
Ein Leben, wo sie nie ans künftige denken, führen:
So sind ich sie des Tods und ihres Schiksals wehrt,
Und zürne nicht dem Wurm, der meinen Leib begehrt.
Von höhern Geistern wird der Unterschied belachet,
Den Aberglaub und Stolz noch zwischen beiden machet.
Des Riesen Knochenberg, der kleinsten Mücke Leid,
Sind beide der Natur gleich leichtes Zeitvertreib.

Der Steuermann, der jezt das größte Schiff regieret,
Hat einen kleinen Kahn zuerst geschikt geführet.
Der Mensch, der seine Kraft kühn nach der höchsten mißt,
Wo weiß er, ob sein Tod der erst und lezte ist?
Wir haben keinen Geist, der sogleich himmlisch denket;
Von jenen Geistern, die kein Körper noch umschränket,
Ist unsre Herkunft nicht; wir sind von einer Art,
Mit welcher ungestraft sich jeder Körper paart,
Und wir empfiengen nur, daß unsre Kraft sich übe,
Den oder jenen Leib, mit ihm Gefühl und Triebe,
Und unsre Seele irrt in diesem prächtgen Bau,
Den heute ich vielleicht zum leztenmale schau,
Bis daß wir, unsrer Kraft und Fähigkeiten Meister,
Uns in den Kreis erhöhn der körperlosen Geister.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich seh die dunkle Höle:
Hier ruht indessen meine Seele
In dem Gedank des Tods, der sie so sanft vergnügt,
Und sänfter noch als in den morgenländschen Feldern,
Als in Arabiens glükseelgen Zimmetwäldern *
Die matte Wollust sich im Arm der Trägheit wiegt.
Hier ist der ernste Ort, der Ort, wo nichts mich störet;
Hier herrschen Einsamkeit und Nacht;
Hier klag ich, wo mich niemand höret;
Hier weicht mein Recht nicht vor der Macht;
Hier klag ich, wo mich niemand höret;
Hier herrschen Einsamkeit und Nacht.

Hier in den Gräbern find ich dich;
Dich, erste Nacht; dich, ersten Schauer;

* Cinnamis siluas Arabum beatas
Vidit - - - SENEC.

Hier seh ich dich, o Welt! in deiner ersten Trauer,
Als Tag und Unschuld von dir wich.
In diesem kleinen Raum seh ich das grosse Ganze,
Der Dinge Strom, wie er in Abgrund schießt,
Und dich, o Welt! wie du nach dem verlohrnen Glanze,
Dir selbst zur Last, dir selbst ein Greuel bist.

Hier ist die Gruft, wo noch in stillen Nächten
Mein Kummer einsam, ungehöret weint;
Die Gruft des Gütigen, des Holden, des Gerechten:
Hier liegt, hier schläft, hier ruht mein Freund.
Was ruhn in diesen engen Schranken,
Für prächtige, für himmlische Gedanken,
Welch eine Zukunft schlummert hier!
O Seele! die in jenen Sphären
Jezt Sonnen überstralt, verschmäh nicht meine Zähren!
Ihr Strom nimmt seinen Lauf zu dir.

Hier ist das Grab, das mir die Sorgen früh bereiten,
Vielleicht mein erstes Glük, das mir kein Feind mißgönnt;
Hier ist die Grenze, wo sich von den Sterblichkeiten
Unsterblich meine Seele trennt;
Hier ist kein Neid, der unsre Unschuld kränket:
Kein Purpur mehr, vor dem sich ihre Blöse scheut,
Und auf die Frage: Was die Nachwelt von uns denket,
Antwortet die Gleichgültigkeit.

Hier ist der Fall der übermütgen Wellen,
Die mit den Wolken sich vermählt:
Hier wird kein Freund sich mehr verstellen;
Hier wird nichts mehr bereuet und gewählt.

Hier iſt der Ort, hier finden meine Klagen
Ihr leztes, ihr erkornes Ziel.
Hier endet ſich mit meinen Trauertagen
Des Glückes blindes Spiel.
Hier hört das Labyrinth von meiner Laufbahn auf.
Hier endet ſich mit meinen Kräften,
Von ſo viel quälenden Geſchäften,
Von ſo viel Sorgen einſt der Lauf.
Von ſo viel Wünſchen, die dann mit den Sorgen ſchlafen,
Vereint im Arme der Zufriedenheit!
So ſamlen Schiffe ſich im angewisnen Hafen,
Von Sturm und Nacht zerſtreut.
Hier faſſen meines Sarges enge Räume
Des Lebens ganze Luſt und Müh,
Entwürfe, Hofnungen und Träume,
Schluß, Wahrheit, Wahn und Phantaſie.
Ich ſehe mich ſchon an des Fluſſes Munde,
Der meines Lebens Kahn ins Meer des Todes führt:
Sie rauſcht daher, die fürchterliche Stunde,
Wo ſich mein Herz zum leztenmale rührt;
Wo es kein Blut mehr durch den Körper ſpritzet,
Das kalt in ihm ſich häuft, und jene Angſt gebiert,
Wo auf der Stirn der kalte Schrecken ſitzet,
Der Athem, den ich ſuch, auf einmal ſich verliert;
Wo meine Haut ein Eis aus allen Röhren ſchwitzet;
Wo aus dem trüben Aug, das ſich noch ängſtlich dreht,
Des Lebens kleiner Reſt zulezt noch ſparſam blitzet,
Und dann ſein Glas zerbricht, und dann ſein Licht vergeht;
Und dann ſein Licht vergeht!
Wo iſt mein Geiſt, der ſonſt aus dieſem Auge ſtralte?
Der Himmel, der ſich ſonſt in ihm ſo prächtig malte?

Ach! alles iſt beraubt des Lichts,
Für mich nunmehr ein Schatten und ein Nichts.
Der Wangen Feld verblüht, nun bald der Würmer Weide;
Ihr Purpur gleichet ſchon dem blaſſen Todenkleide,
Und Erd und Moder iſt mein Leib nun unterthan,
Und den Lebendigen iſt er nun ſchon zuwider;
Ein ewger Froſt dekt ſeine Glieder,
Die keine Sonne mehr erwärmen kan.
So ſterb ich? Ja, ihr Freunde ſeht mich ſterben,
Noch eine Scham nur kan die bleichen Wangen färben;
Dem Schmerz kan ich vielleicht nicht widerſtehn;
Ihr werdet mich vielleicht ihn noch empfinden ſehn,
Und unruhvoll trett ich vielleicht von dieſer Bühne,
Es ſey; doch ſeht, es flieht mein Geiſt,
Noch zornig auf den Schmerz, voll Zorns auf die Maſchine,
Von der er ſich großmütig reißt:
Ja, ſeht, wie ich ganz ohne Furcht erblaſſe,
Und himmliſcher Gedanken voll,
Gleich einem Licht, das jezt verleſchen ſoll,
Die lezten Funken noch zuſammen faſſe,
Und von der Seele, die nun ewig ſcheiden ſoll,
Den lezten Stral noch glänzend ſpielen laſſe!

Versuch
vom
Menschen
in
zweien Büchern.

Inhalt

des

erſten Buchs.

Der Menſch iſt ſeinem Urſprunge nach ein ſchwaches Geſchöpfe. Dasjenige, was er mit Pflanzen und Thieren gemein hat, erwecket einen Argwohn, daß er ſo gar weſentlich von ihnen nicht unterſchieden ſey. Lächerlich klagt er in der Kindheit; noch lächerlicher im Alter. Indeſſen zeiget ſich unſern Blicken eine prächtige Welt. Nichts fehlet, welches das Auge ergötzen kann; nichts fehlet einem zärtlichen Gehöre; nichts mangelt einem wollüſtigen Gaumen. Die holde Liebe kommt hinzu, und ſieget über alle andere Luſt. Und dieſes alles, iſt es für uns erſchaffen? Sollen wir glükſeelig ſeyn? . . Auf einmal ändert ſich die Bühne; der Frühling, welcher ewig ſchiene, verwelket. Die Natur erſtarret. Ein neuer Argwohn, es ſtehe nicht ſo gut für uns! Doch ſelbſt in dem Schnee blühet noch Vergnügen, und der wieder ſiegende Frühling kommt zurücke. Wir brauchen allenfalls, und ein jeder kan ſich ſein Glücke mit leichten Koſten anſchaffen. Für uns, ihre Lieblinge, hat die gütige Natur geſorgt. Aber für die Thiere zugleich; es ſcheinet noch mehr. Grund genug zur Furcht, wir ſeyen nicht ihr lezter Zwek. Die Unfälle dieſes Lebens erſchrecken uns; die Ungleichheit unſeres Looſes erwecket von Zeit zu Zeit Argwohn. Aber in der Mitte unſerer Betrachtungen merken wir ſchon, daß alles gleich iſt. Noch ſind wir in dem Schooſe unſerer Einfalt glüklich.

Die Unzufriedenheit iſt unſere Feindin. Sie trennet uns von unſerer Einfalt, und verrätheriſch überlieffert ſie uns dem Ehrgeitze und Eigennutze. Wir bauen Städte, und eine Kunſt erfunden, reicht gleich der anderen die Hand. Wir ſind vielleicht nun glüklicher? Wir erhalten uns in dieſem neuen Stande vielleicht noch immer bei unſerer Einfalt; unſerer angebohrnen Gleichheit? Die Crone wird erfunden; das Siegel wird auf unſere Sclaverey gedrükt. Ein anderes Leben fängt nun an. Es öfnet ſich eine groſſe Bühne für alle Leidenſchaften! Neue entſtehen, Geſchöpfe der Kunſt. Partheyiſche Geſetze ſpielen nun mit uns! Straſſen wüten! Der Aberglaube hält in der einen Hand ein drohend Schwerdt; in der andern einen friſch gebaknen Gott. Rächt ihn dort, und giebt ihn hier zu eſſen. Wir beneiden die Wilden; betrachten ihren Zuſtand, und ſehen in ihrem Spiegel unſere glüklichere Vorfahren. Die Scenen des Krieges der Menſchen und der Natur ſetzen uns nicht mehr in Erſtaunen, ſo bald der Selbſtmord ſeine entſetzliche Rolle ſpielet. Hier ſehen wir Hoheit und Niedrigkeit in unſerm Urſprunge. Wir vermuten, aus einem ſeeligen Himmel verſtoſſen worden zu ſeyn, und tröſten uns mit einer Zukunft, die uns herſtellen ſoll. Wie jede andere, ſo auch dieſe Gelegenheit macht ſich der Aberglaube zu nutze. Mitten aber in dieſem Contraſte, mitten im Gedränge ſo vieler Widerſprüche, finden wir hier alles gleich, und die Menſchen bleiben vielleicht einander auch bei der genaueſten Abrechnung nichts ſchuldig. Es bieten ſich hier aber noch mehrere Gegenſtände, wie von ſelbſt, an, und ſind der ernſthafteſten Betrachtungen würdig.

Erſtes Buch.

Dich, Geiſt des Jahrhunderts . . Es wird das lezte ſeyn,
Das Menſchen fliehen ſehn, und eh es flieht, entweihn;
Es wird das lezte ſeyn, wo Macht und Unrecht ſieget,
Die Tugend mit dem Glük; Verdienſt mit Undank krieget:
Dich, Geiſt, der denn der Welt Geſchmak und Sitten bildt,
Im Philoſophen lehrt, im Dichter lobt und ſchilt:
Dich ruf ich an! Erſcheine, und von dem Schlaf bemeiſtert,
Werd ich durch dich zum Traum des Scipio begeiſtert!
Wie, wann noch alles ſtill auf flachem Ocean,
In ſeiner Tiefſe ſchon hebt Sturm und Wirbel an:
So iſt ſchon Unruh da in meiner Seelentiefſe,
So fühl ich ſchon in mir die werdenden Begriffe.
Die Erde liegt vor mir; mein ſtaubicht Vaterland:
Hier war es, wo ich mich, wie jener Marmor, fand,
Vom Künſtler dort gebildt, vom Zauberer belebet:
Wornach, als ich mich fühlt, hab ich zuerſt geſtrebet?

Ich war der Pflanze gleich; unfriedsam mit dem Raum,
Erweitert sie ihn stets, und dähnet sich zum Baum.
Wie wenig findet uns Malpighi unterschieden?
Und zwischen Thier und Mensch macht Connors Knabe Frieden *.
O Mensch, gleich stark und schwach! O Mensch, gleich groß und klein!
Der Widersprüche Quell; kan die Natur sie seyn?
O, wie verschwendest du der Kindheit nasse Klagen,
Und lächerlicher weint dein Schmerz in alten Tagen!
Schau um, dem Ursprung zu — Stolz, daß sie Haller kannt,
Stehn dort der Pflanzen Reihn, die er mit Namen nennt.
Das Feuer der Natur, bemühet stets, zu läutern,
Kocht mit verborgner Kraft die Nahrungsmilch aus Kräutern,
Die in der innern Form, in der der Leib sich baut,
Zu Nerv und Fleisch gerinnt, zu Adern, Bein und Haut.
Ein Saft, wie Aether fein, steigt in der Nerven Röhren,
Giebt Geist dem Aug zum Sehn, dem Ohr Gefühl zum Hören.
Was siehst und fühlst du nun? Ists nur für dich gemacht?
Die Schönheit, die ich seh? der Überfluß? die Pracht?
Der Morgenröht Gefild, wo unsre Augen weiden,
Wie herrlich ist es nicht? Was glänzen dort für Freuden?
Welch Strom des reinsten Golds fließt längs am Himmel hin?
Seh ich dich, prächtger Tag, der Milton nicht mehr schien?
O Anblick voller Huld! O Aussicht jener Felder,
Wie ein schmaragdner Strom! — Colonnen tiefer Wälder!

* Hier ist die Rede von dem bekannten wilden Knaben, welcher unter den Tieren, auf Händen und Füssen kriechend, gefunden worden.

Ihr Ketten Berge dort, die durch Europa gehn,
Vom Meer Galiciens bis zu den Pyrenän;
Nur dort herfür zu gehn, ins Meer herunter ſinken,
Und mit dem Caucaſus aus einem Himmel trinken! *
Unſchuldigs Blumenvolk, der Bienen Paradies!
Wie pralt die Tulpe nicht, wie mit dem goldnen Vlies
Dort Philipps Ritter prangt? . . . Aus blauen Labyrinthen
Gefüllter Glocken ſteigt der Geiſt der Hyacinthen
Sanft ſprudelnd in die Luft; Geruch und Wolluſt ſtrömt
Aus Chinens Aepfeln aus, und ſittſam und verſchämt,
Seh ich die Roſen dort, ſchön, wie Rubinen, funkeln;
Hier, gleich der Höfe Volk, gepuderte Ranunkeln.
Welch eine Pflanze dort verführet mich zum Wahn,
Daß Pflanzen Leiber ſeyn, und Seelen unterthan?
Sie weicht dem Finger aus, und ſcheinet ihn zu fühlen;
Iſt Keuſchheit jezt der Tand, womit nur Pflanzen ſpielen?
Erſezt der Roſe Schaam jezt den Matronenſtand?
O Unſchuld, biſt du nur der Lilien Gewand?
Seht, Menſchen, ſehet dort das feinſte Silber flieſſen!
Was iſt aus jenem Bach für Wolluſt zu genieſſen?
O Durſt, o welch ein Gut! für ihn entſtundeſt du,
Und er für dich . . Er rauſcht . . wir ſchlummern . . welche Ruh!
Erquicke dich, Gehör, an jenen Waſſerfällen,
Erfunden, die Muſik, der Sphären fürzuſtellen.
Schaut in der Lüfte See die Vögel wild und frei!

* Die Schweizergebürge erſtrecken ſich bis zum mittelländiſchen Meere, und ſollen noch weit unter den Waſſern deſſelben fortgehen, auch mit den Pyrenäen eine Kette ausmachen. Um eine genauere geographiſche Beſchreibung, und ſchärfere Richtigkeit der Sache, iſt der Dichter billig unbekümmert.

Den Morgen grüßt ihr Lied, und seiner Fahne treu,
Ziehn sie längs dem Gestad des Sonnenmeers vorüber;
Noch laut im Abendschein; verschwiegen, wird es trüber.
Wie schön ist das Gemisch von so viel Tönen nicht,
Das durch das Ohr ins Herz die Bahn sich selber bricht?
Von einer Ceder hör ich hundert Stimmen schallen;
Doch o, wie rühret mich verlaßner Nachtigallen
Sanft trauriger Gesang, vom öden Busche dort!
Ich höre meinen Gram; O Muse, flieh den Ort!
Hier bietet die Natur manch köstliches Gerichte
Dem Hunger, der es würzt; die Wahl gesunder Früchte.
Die Cocosnuß giebt Milch; zum Becher ihre Haut.
Ein Rohr dort süssen Schnee, der in dem Munde thaut.
An Tinians Gestad, wo Meer und Lüfte schäumen,
Die Luft nur Ambra ist, wächst würzhaft Brod an Bäumen.
Wann Persien für uns die kühle Pfirsche hat,
So giebt uns Banda dort den hitzenden Muscat.
Wann dort nur Bohnen blühn in der Araber Feldern;
So pranget Ceylan stolz mit seinen Zimmetwäldern.
Dort giebt der Feigenbaum den Schatten, den ihr sucht,
Die Blätter euch zum Kleid; zur Nahrung seine Frucht.
Ihr Seelge jener Zeit, ihr Hirten und Poeten,
Seht hier den Lotusbaum; hier grünen eure Flöten
Ich weiß wohl, was euch mehr als Stern und Himmel rührt,
Und zu gehorsam euch dem Paradies entführt.
Ich kenn, ich fühl, ich weiß den Vorwurf eurer Töne;
Den Wunsch der Sterblichen, des Himmels Neid, die Schöne.
Die Erd im schönsten Schmuk, der Himmel voller Pracht,
War einst nur Wüsteney, nur Dämmerung und Nacht,

Als

Als sich der Mensch allein im Wollustgarten schaute,
Indessen die Natur an seiner Freundin baute.
Auch dieses Gut habt ihr, ihr Thoren überm Mond,
Ihr Weisen unter ihm, und seyd es schon gewohnt.
Auch dieses Gut habt ihr, dort wandeln sie, die Schönen,
Und ihr Gefolge sind Trieb, Seufzer, Wunsch und Sehnen!
Doch ich schau die Natur in trauriger Gestalt,
Nicht mehr so jung und schön; nein, wie ein Nestor, alt;
Nein, wie Cleopatra, entschlossen zu verderben,
Die Schlangen an der Brust, erstarret bis zum Sterben.
Der Winter stürmt daher, als wie ein Patagon;
Vor ihm ist schon das Laub und auch der Storch entflohn.
Er tilgt mit jedem Tritt des Frühlings schöne Spuren,
Und streuet Schnee und Eis auf hingestorbne Fluren.
Doch wie viel Reitzung hat auch dieses Schauspiel nicht,
Wann auf dem Eis der Stral sich, wie auf Spiegeln, bricht?
Wann dorten Bäume sich vom scharfen Froste spalten,
Das Eis in Zapfen hängt; was sehn wir für Gestalten?
Seht Flüsse, welche dort vom Eis erstarret stehn;
Darf man im Frühling auch auf ihrer Fläche gehn?
Seht jene lange Reih erhabner Tannenbäume,
Wie überzuckert, stehn, und grüne Zwischenräume!
Der Frühling hiesse sie, mit unbesorgtem Blik,
Der Wiederkunft gewiß, als Geiseln, grün zurük.
Durchs Glas der starren Luft sehn wir der Erden Ferne
Vom hohen Firmament, und in die Kluft der Sterne,
Wie wir in Schachten, voll gediegnen Silbers, sehn:
Sie stehn, wie Bräute, da, die stolz zum Altar gehn.
Noch bist du nicht vergnügt, glütseeliges Geschlechte?
Ein süsser Schlaf kürzt dir des Winters lange Nachte;
Den Weg von Nacht zu Tag legst du vergnügt zurük,

Und wenn du rükwärts siehst: so ists ein Augenblik:
O wär er nicht zugleich der Maasstab unsers Lebens!
Fänd ich im Zeitbuch nicht: Es war kurz und vergebens!
Doch wir sind glüklich doch; uns fiel ein schönes Theil:
Was brauchen wir, als Pelz, Brod, Wasser, Hütt und Pfeil?
Sieh! Pflanz und Thieren ist, was jedes braucht, gewähret!
Die pumpen aus der Erd den Saft, der sie ernähret;
Die hier bewegen sich, und finden ihre Speis
Bald leicht auf grüner Flur, bald mühsam unterm Eis;
Bald hoch auf Felsen dort, wo kaum der Blik sie reichet;
Im Meer bald, bald im Bach, der durch die Thäler schleichet:
Und selber der Morast, vor dem dein Ekel flieht,
Erquicket manch Geschöpf, das selbst dein Aug nicht sieht.
Ja, die Natur; sie kan nichts unvollständig schaffen;
Es waren Fälle da, und Thiere brauchten Waffen.
Dem gab sie Mut und Kraft, den Angriff auszustehn,
Und dem die Furchtsamkeit, in Höhlen zu entgehn.
Sieh dort der Löwen Grimm, die geiffervolle Mähne!
Gewezet hier zum Raub des Weiss gespizte Zähne;
Auf jener bunten Au sieh dort die lange Reih
Erhizter Hirsche stehn, mit drohendem Geweih!
Beim Menschen heißts die Hand; beim Elephant der Rüssel:
Zu ihren Ziffern gab uns die Natur den Schlüssel.
Wie glüklich, wer ihn hat; doch jeder hat ihn nicht!
Dort heißt Geruch, Gehör, und hier Gefühl, Gesicht.
Fleßfedern heissen dort in ihrer Sprache Flügel.
Wie eben ist ihr Land; sie duldet keine Hügel,
Und eine Sprache nur in ihrem weiten Reich!
Wer diese wohl versteht, der findet alles gleich.
Hier heißt Gedank, Gefühl, und Denken dort Empfinden;
Hier wohnt die Luft auf Höhn, und dort in dunklen Gründen.

Hier iſt Gemeinſchaft nur, dort heißt es Eigenthum.
Hier heißt der Tag ein Jahr und dort ein Säculum;
Ein Augenblik der Tag: Wir ſind Ephemeriden, *
Wir alle, alle ſinds; nichts hat uns unterſchieden.
Selbſt im Geſchmacke macht der Unterſchied uns gleich;
Was dorten heißt zu hart, das heiſſet hier zu weich.
Wann an die Spindel dort die Männer ſich gewöhnen;
Iſt Pfeil und Bogen hier der Zeitvertreib der Schönen.
Der achtet nicht den Froſt, den Hund und Jagd erfreut,
Wann der am Feuer dort des Wetters Strenge ſcheut;
Wann der die Höhen flieht, und folgt des Weiſen Lehre;
Klimmt jener Felſen an, und findet neue Meere.
Ich ſeh hier gut, dort bös, hier häßlich und dort ſchön,
Den Antipoden gleich, auf einer Kugel ſtehn;
Gleich oben; das Geſicht zum Himmel gleich gewendet;
Als Bürger gleichen Rechts in eine Stadt geſendet.
Gefällt hier Helfenbein; ſo iſts die Kohle dort,
Und ſchön und häßlich iſt nur zweifach durch den Ort.
Was mir nicht nützen kan; wie ſolt ich das begehren?
So kan ein andrer ſtets des andern Theil entbehren!
Die Einfalt der Natur! daß ſie euch nicht vergnügt,
Und ſaugend noch ein Gram an eurem Herzen liegt?
So lebt denn glüklicher, von Thieren unterſchieden,
Mit ihnen nur im Krieg; doch unter euch im Frieden!
Gebt auf den Maulwurf acht; lernt ſeine Wiſſenſchaft!
Durchwühlt, wie er, den Grund! Grabt neue Leidenſchaft
Mit Gold und Eiſen aus = = Seht, wie ein Berg dort
ſchmelzet,

* Ich weiß wohl, daß es Ephemeren, oder Ephemeronen, heiſſen ſolte; allein die Thiere eines eintägigen Lebens hat der Gebrauch auch zu Ephemeriden gemacht, und warum ſolten ſie nicht auch mit Tagbüchern verglichen werden können?

Und, nun ein Feuerstrom, metallne Wellen wälzet!
So deutet die Natur, zu lauten Reden stumm!
Haut Quadern aus dem Fels! Stürzt Cederwälder um!
Ich sehe schon Baum und Stein vor eurem Beil sich beugen;
Da Schlösser, Tempel hier, und dort Paläste steigen.
Und schon bewundre ich den Glanz der Marmorwand;
Daß Holz sich schleift, wie Glas, und Glas wird aus dem Sand.
Wie die Tapeten dort, wie seidne Schatten, schweben;
Wie die Vergoldungen sich am Plafond erheben;
Der Säulen gleiche Reih und der Gewölben Pracht,
Das Meisterstük der Kunst, dem Himmel nachgemacht.
Dort bildet Myrons Wiz der Mutter aller Lüste,
Der Venus Marmorkopf, und Polyclet die Brüste;
Praxiteles den Arm; des Körpers ganzen Bau
Stellt des Lysippus Kunst der Nachwelt auf zur Schau. *
Mit ihnen seh ich auch die ewigen Vitruven,
Und Künstler ohne Zahl auf immer höhern Stuffen.
Und du, o Malerey! . . . Hier führt, gleich voll von Wahn,
Parrhasius den Mensch; den Vogel Zeuxis an.
Vom Berge leit die Kunst den Bach in enge Grüfte,
Und treibt, so tief er fällt, so hoch ihn in die Lüfte.
Des Gartners Scheere reist durch langer Gärten Raum,
Und drechselt, was sie will, aus ihrem Taxusbaum.
Und kennt ein Saitenspiel, und wann es Orpheus schläget,
Und Wellen in der Luft, und Sturm im Ohr erreget:
Welch eine neue Welt! sie heisse Symphonie;
Schön, durch das Aug gefühlt; doch schöner, hör ich sie.

* Unter diesen berühmten Bilddauern war Myron in Bildung des Kopfes; Polyclet in den Brüsten; in den Aermen Praxiteles, jeder vorzüglich: Lysippus in allen Theilen des Körpers gleich stark.

Sie hör ich und den Mensch: der Leidenschaften Brausen;
Hier Seufzer tief geholt; dort Scherz und Freuden sausen.
Wie glüklich ahmet man der Lüste Ungemach!
Den wütenden Orcan in prächtgen Opern nach?
Ja hier ists Paradies; der Himmel ist auf Erden,
Und Thoren wollen erst in Sternen glüklich werden?
Die Menschen leben hier beisammen und vergnügt;
Das Ganze trennet nichts, das die Natur gefügt.
Sie alle seh ich nur nach einem Zwecke streben;
Die, so Paläste baun, auch in Palästen leben:
Die, welche Hütten baun, nicht niedriger als sie,
Und Gleichheit überall; Belohnung bei der Müh.
Zwar seh ich Schiffe baun, und auf das Meer sich wagen;
Ich glaube, Hülf und Bund den Inseln anzutragen.
Den Donner haben sie im Pulver zwar entdekt;
Doch nur zum Unterricht, daß er sie minder schrekt.
Wie wenig wirst du nun vor drohnden Ungewittern,
An solchen Ton gewöhnt, glükseelger Mensch, erzittern?
Welch eine Harmonie! Welch göttliche Musik
Ertönt aus deinem Thun, und schallt von deinem Glük!
Doch, Sterbliche! wie lang wird euer Glücke währen?
Ach, wechselsweise herrscht in beiden Hämisphären
Der Tag hier, dort die Nacht! So ists in eurem Herz;
Halb ists von Lust erleucht; verfinstert halb von Schmerz.
Hat Klugheit euer Thun und Einfalt stets begleitet?
Habt ihr vielleicht euch selbst ein Elend zubereitet?

* * *

Was seh ich? Welche Pracht! Wie? lassen Sterne sich
Auf sterblichs Haupt herab? O Krone, seh ich dich?

Welch Atmosphär von Licht? Was strahlt um dich für Wonne?
Wie herrlich prangt dein Geld, und glänzt wie eine Sonne!
Wie strahlt dein Diamant! O Kunst, die rauhen Stein
Zu einem Sterne schliff, wie göttlich mußt du seyn!
Das Meisterstük der Kunst ist, Sterbliche, vollendet!
Doch unter dieser Pracht, vielleicht zu sehr geblendet,
Vermiß ich, Gleichheit, dich. O Tochter der Natur!
O Freundin unsers Thals! Gespielen unsrer Flur!
Entführte dich vielleicht, o Schöne ohne Mängel,
Von deinem Reiz gerührt, dort ein verliebter Engel?
Ach, wo ich Kronen seh, da seh ich dich nicht mehr;
Und öd die schöne Welt, an Lust und Nuße leer.
Wie, wann voll Mut ein Löw, eh noch der Himmel taget,
Aus seiner Höhle sich in offne Felder waget;
Wann kaum die Morgenröht den Vorhang weggerükt,
Wird schon die Niederlag und sein Triumph erblikt:
So gieng an einem Tag, schon kürzer und schon trüber,
Vor Einfalt und Natur der Mensch mit Hohn vorüber,
Bezwang, was widerstund, und was ihm erst war gleich,
Hieß er nun unterthan, und stiftet sich ein Reich.
Im Ursprung sind sie klein, der Welt Begebenheiten;
Erst tropft ein Augenblik, denn fließt ein Strom von Zeiten.
So, wie ein Ball von Schnee, gebildt von ungefähr,
Sich rollend gröſſer wird, dann endlich träg und schwer,
In finsterer Mitternacht, wo alles sicher schliefe,
Als wie ein Berg gewälzt, sich stürzt in Thal und Tiefe;
Vor ihm der Kirchthurn dort, die Hütte hier sich bükt,
Die er, wie Trauben, preßt, wie Thon zusammen drükt:

So seh ich dort zerstreut die Räuber schwacher Heerden,
Und Rom und Alba eins, der Welt Bezwinger werden.

* * *

O Welt! Du neue Welt! Welch grosser Unterschied,
Und o, wie ändert sich der Ton von meinem Lied!
Wo ich von Löwen sang, da sing ich jezt von Schafen;
Und wo ich Menschen sah; da seh ich jezt nur Sclaven.
Wann ich im Mittelraum von Erd und Himmel stieh,
Semiramis vergnügt, und Gärten schweben seh;
Sie schwimmen in der Luft, wie Inseln auf dem Meere,
Und ihre Aussicht geht weit in das tieffe Leere:
Was seh ich? Schweiß und Blut an der verdammten Pracht!
Die einen glüklich nur, und tausend elend macht?
Ich seh ein ganzes Volk für einen Menschen leben:
Wie? kan nicht die Natur uns selbst Gesetze geben?
Bemüht sie dies zu sehr, und Solons Wissenschaft
War sie für sie zu groß, zu hoch, zu rähtselhaft?
O wie verläßt sie uns, wann Dracons Weisheit wütet,
Und, schwanger vom Gesez, nur Todesstrafen brütet.
O wie verließ sie uns, als dort bei Straf und Tod
Den Schönen, keusch zu seyn, Gesez und Narr verbot!
Mensch, wie verläßt sie dich an Calecuts Gestaden,
Wo schöne Wittwen sich in tieffen Flammen baden!
O wie verläßt sie dich, holdseeliges Geschlecht,
Raubt Macht und Koran dir der Menschheit gleiches Recht!
Mensch, wie verläßt sie dich, wann Numa Götter dichtet,
Und mit Egerien auf einem Throne richtet!

Wie weit, Natur, sind wir, wann, eh ein Magus wird,
Du erst geschändet wirst, von deinem Weg verirrt?
Ihr, fast zu Mumien, vom Sonnenstral beschienen,
Wie fern seyd ihr von ihr, begeisterte Bramanen?
Das Bild von einem GOtt, war es dir nöthiger,
Als Tag dem Morgenruf ist, betrogner Sterblicher?
So vielfach ändert nicht die Eitelkeit die Moden,
Als man, o GOTT, dir dient in Tempeln und Pagoden.
Kein Hagel hat noch je das Feld so sehr verheert,
Als wie der Priester thut, der Ruh und Sanftmut lehrt.
Was kan ein Wolf uns thun, als was die Heerden rauben?
Was thut ein Priester mehr? Er zwinget uns zu glauben;
Sein Raub ist die Vernunft, der Menschen letztes Gut;
Entacht ihm dieser Raub; so will er unser Blut:
So rächt er seinen GOTT, mit dessen Ruf er prahlet,
Den er willkührlich nennt; hier schwarz und weiß dort malet;
Hier bannt in den Olymp, voll Mord und Seeligkeit,
Und Götter dort, wie Sand, auf alle Wege streut.
Weh dem, der sie nicht ehrt! Ich riecht ihm, eh mit Drachen
Ungleich in Streit zu gehn, als übern Apis lachen,
Den GOTT, der wiederkäut; nach besrer Weide Spur
Läuft er dem Priester fort, und folget der Natur.
Wie jene Bonzen dort selbst ins geheim verachten
Die Hölle, welche sie für Japans Pöbel machten,
Und Amidas Verdienst ist nur ihr Scherz und Spott:
So bakt aus Mayz und Blut der Priester einen Gott,
Und giebt mit heiler Hand, daß sie ihn nicht vergessen,
Dem dummen Mexico lebendig ihn zu essen.

Für

Wie iſt nun euer Thun, o Sterbliche, verkehrt?
Nicht mehr der Einfalt Thun, das die Natur uns lehrt!
Hier zwingt euch Aberglaub, und Ehrgeiz dort, zu krie-
gen,
Und eines Menſchen Wink zu ſterben oder ſiegen.
Hier raubet euch ein Freund Ruh, Ehre, Leben, Gut,
Wann das geliebte Weib dort andern ſchöner thut.
Was Wunder, wenn uns Haß und Neid und Rachſucht
quälen?
Und, wo uns alles fehlt, nie Wunſch und Unruh fehlen?
Manch Trieb, von der Natur und unſerm Blut verbannt,
Entſtehet durch die Kunſt, und brauſt in dem Verſtand.
Unwiſſend glücklicher, wünſcht man, viel zu begreifen,
Und ärmer ruhiger, auf Gold noch Geld zu häufen.
Wer die Gemächlichkeit als Wilder nicht geſchätzt;
O wie ſehr quälet ihn ihr kleinſter Mangel jetzt!
Der Bürgerſtand zwingt uns, den andern gleich zu leben;
Zu haſſen, welche ſich ſtolz über uns erheben.
Wir ſpannen dann voll Mut des Neides Nerven an;
Halb glücklich, haben wir es ihnen gleich gethan.
Die Ehrſucht lehrt uns noch auf gröſſres Elend ſinnen,
Und ſpornt den trägſten Fuß, den Vorſchritt zu gewinnen.
So iſt ſo manche Noht und eingebildtes Glük,
Nur unſers Hammers Werk, verhängnet vom Geſchick.
So iſt, ach, ſo iſt ſtets ein Menſch des andern Beute!
So ſorgt ins Ewige der Wurm, gemacht für Heute!

* * *

Zu fühllos faſt, zu dumm faſt für ſein Ungemach,
Schiebt hier der Ackermann den Pflug dem Ochſen nach.
Dort ſeh ich Fürſten ſich an ihre Pracht gewöhnen;

Zu fühllos für die Luſt, im Schoos der Fülle gähnen.
Den drükt des Amtes Bürd und den des Sackes Laſt;
Der ſchläfet ſanft auf Streh, und der wacht auf Damaſt.
Des Harpax Brod, vom Glük gebettelt für den Morgen,
Genießt der Bettler heut; GOTT hat des Morgens Sorgen.

Wann ihr von eurem Thron in niedre Hütten ſeht;
Iſts Mitleid, oder Neid, was dann in euch entſteht?
Der Hunger würzet hier, was dort Ternate würzet.
Wird nur von jedem Glük erſt alles abgekürzet,
Was Socrates leicht mißt, was in der Hofnung reich,
Und arm iſt im Genuß*; ſo ſind wir dennoch gleich.
Der Sclave, welchen dort des Sultans Glücke quälet,
Von allem unterricht, hätt er es wohl gewählet?
Wahr iſts, daß ihnen ſtets zum Loos die Arbeit bleibt,
Die Thränen aus dem Aug, Blut aus den Nägeln treibt;
Doch ſie belehnt ein Schlaf, der oft dem Sultan fehlet,
Den ein empört Serail, Vizir und Argwohn quälet.
Noch ſeh ich, o Natur! noch find ich alles gleich;
Nur eine Ebene fließt durch dein groſſes Reich:
Doch Tauſend würden dich mit Klagen nicht beſchweren,
O lebten wir noch dort, vermenget mit den Bären:
Uns rührte viel zu ſchwach des Mogols Diamant,
Gleich unnüz, wie dem Huhn, das ihn im Sande fand.
Doch da wir ungleich nun in der Geſellſchaft leben;
Zwingt Recht und Leidenſchaft, nach eitlem Tand zu ſtreben.

Der Weiſe, der den Wehrt der Dinge kennt und ſchäzt,
Entartet bis zum Thor, in eine Welt verſezt,

* O wie viel kan ich entbehren! ſagte Socrat, als er einen groſſen Pomp betrachtete.

Die von Gesez und Kunst schon lange umgeschaffen,
Hier einem Zeughaus gleicht von ausgesuchten Waffen,
Dort einem Arsenal, aus welchem, schwer und matt,
Ein Schiff ins Weltmeer steigt, und schwimmt, wie eine Stadt.
Hier einem Tummelplaz, da einem Jahrmarkt gleichet,
Dort wie ein Kirchhof sieht, des Ziel kein Aug erreichet.
Den Bettler, welcher nakt in Wäldern glüklich wär,
Drükt seine Blöse hier, sein ungleichs Loos zu schwer.
Der Schach, den Sorgen jezt und Aufruhr traurig machen,
Würd als ein Bedas dort der Krone Tand verlachen *.
Der Wilde und der Bar sorgt gleich nur für den Leib;
Doch was braucht jener mehr, als Bogen, Pelz und Weib?
Ohn Absicht auf sich selbst kan er noch andern schenken;
So groß, so edel kan nicht leicht ein Bürger denken.
Der Eigennuz durchherrscht die neue Welt der Kunst;
Die Weisen betteln hier bei Thoren Brod und Gunst,
Und ihre Sprüche stehn, wie Tulpen auf den Beeten,
Wie alter Münzen Reihn im Schaz der Cabineten,
In ihren Schriften da, die man zum Zeitvertreib,
Den Tadig lieber, liest. Es ist nichts für den Leib.
So lebt denn, oder schwelgt; ein Thor mag euch beneiden!
Wie Rosen welken; ach, so welken eure Freuden!
Sie blühn auf eurer Stirn; den Stachel hat das Herz;
Die Lust sizt auf der Haut, und in dem Mark der Schmerz.
Zu glüklich, da ihr doch nur gleich den Thieren lebet,
Wann euch nicht der Verstand aus ihrem Kreiß erhebet!

* Bedas sind eine Art wilder Menschen auf der Insel Ceylan. Sie haben eine Sprache, die in ganz Indien unbekannt ist; leben als abgesonderte Familien in einem Canton mit einander, und sind der Farbe nach als weisse und rothe unterschieden.

Noch glüklicher, wär noch der harten Eicheln Kost,
Die rauhste Wurzel nur im Hunger euer Trost!
O glüklich, dienten euch vor Hagel, Sturm und Wilde,
Nur Höhlen noch zum Schuz; nur Bäume noch zum Schilde;
O Mensch! o erster Mensch! ich kan im Geist dich sehn
Mit Krallen* auf den Raub, als wie ein Habicht, gehn!
Mit Stein und Ast bewehrt, und später mit dem Bogen;
Am Leib, als wie ein Bär, mit Haaren ganz umzogen.
Noch frierst du ohne Raht; dein kindischer Verstand
Sann hundert Jahre nach, eh er das Feuer fand.
Doch denn kam Kunst auf Kunst, und so viel Leidenschaften,
So viel war Saame da zu Kunst und Wissenschaften.
Verwundernd sieht die Erd sich nun ein Ackerfeld,
Und seufzet unterm Druk der neugebauten Welt.
Was habt ihr, Sterbliche! o, was habt ihr begonnen?
Welch Elend habt ihr euch zu sinnreich selbst ersonnen?
Da ihr nun Häuser baut von Cedern und von Stein,
Spinnt ihr euch thöricht selbst gleich jenen Würmern ein.
Was habt ihr, wann ihr sterbt, als Fesseln abzugeben
An andre, die nach euch, und noch elender leben?
O glaubet, euer Glük und eure Sclaverey
Macht mehr, als Pfeil und Spies die wilden Thiere scheu.
Und die, ja diese sind, mit ihren lauten Freuden,
Im Schoose der Natur und Freiheit zu beneiden.
Wahr ists, wir tödten sie oft nur zum Zeitvertreib;
Doch, gehn wir besser um mit unserm eignen Leib?
Von Menschenköpfen baut sich Nadyr Pyramiden;
Dort muß ein Martirer im heilgen Oele sieden,
Hier, wo der Holzstoß raucht, in heilgen Flammen glühn,

* Aristoteles hat sich also den ersten Menschen vorgestellt.

Und Sclaven wirft man dort den wilden Thieren hin.
Auf des Busirs Altar schreit dort das Blut um Rache, *
Und von Tarpejens Fels fiel oft der Unschuld Sache.
Aus blutgen Rümpfen seh ich tausend Seelen fliehn,
Und über sie ein Heer, wie über Brücken, ziehn.
Ich seh in gleicher Stund, von Jünglingen und Alten,
Die lange Reihe sich die Leiber selber spalten:
Auf eine Missethat, nach Japans blutgem Recht,
Stirbt nicht der Thäter nur: er und sein ganz Geschlecht.
Ihr Götter unsrer Welt! Was hat euch unterschieden?
Den Bliz, der Cedern trift, hat noch kein Thron vermieden:
Und sterbt ihr glüklicher, wenn ihr auf Purpur sinkt,
Und Höllenqual und Tod aus goldnen Bechern trinkt?
Seht Königskinder dort, in ihren schönsten Tagen,
In Sammet eingenäht, mit Bambuc tod geschlagen,
Und dort mit gröbern Holz den Sclaven tod gequält;
In gleichem Augenblik vergessen und entseelt!
O Welt, die mich erst noch so sanft, so schön erfreute;
O Welt, seh ich dich jezt nur von der schwarzen Seite!
Doch Menschen ungezählt entrinnen solcher Qual,
Dem Schwerdt, dem glühnden Rost, der Onontagen Pfal,
Vom Perser ungeblendt, und frei von Algiers Kette:
Und sterben ruhiger - - Wo? - - auf dem Krankenbette.
Doch wann ein langsam Gift an Herz und Lunge nagt,
Der Tod sich kostbar macht, und Jahre lang uns plagt;

* Busiris, König in Aegypten, pflegte die Freuden den Göttern zu opfern. Von ihm sagt Ovid:

- - - Quis aut Eurystea durum,
Aut illaudati nescit Busiridis aras?

Wann in des Fiebers Hiz der ganze Körper lodert,
Und voll Geschwür ein Leib lebendig schon vermodert,
Noch lebend schon die Speis der Würmer, seiner Brut,
Die immer neu entstehn in dem vergiften Blut;
Gerädert von der Gicht, und von dem Schmerz zerrissen,
Wann, zu dem Krampf gereizt, sich die Gedärme schliessen,
Und sich verwickelnd drehn . . . Hier bebt und schweigt
mein Mund:
Hat der auf glühndem Rost zu grössern Klagen Grund?
Wie Quatimozin dort zu seinem Liebling sagte,
Der halb geröstet, nur mit einem Ach, ihm klagte:
Es sprach der nakte Held, vom Schmerz noch unbesiegt:
Ist es ein Rosenbett, worauf dein Kaiser liegt?
So macht Unglüklichen, die Spies und Flammen plagen,
Ein Siecher auf dem Bett mit Recht dieselbe Fragen.
Wir alle sind der Zeit, des Zufalls gleicher Raub,
Zerbrechlicher als Glas, und alle nur von Staub.
Es kostet die Natur des Körpers Meisterstücke
Nur eine Hand voll Erd, und wenig Augenblicke.
Was Wunder, wenn sie uns, dem Wurm nicht minder hart,
In ihrem Ueberfluß, wie ihn, gleich wenig spart.
Sie sizt beschäftigt stets, wo sie kein Auge schauet,
In ihrer Werkstatt still, reißt nieder, fügt und bauet.
Wir weiß, ob sie für uns, an jenes Abgrunds statt,
In ihrer Zukunft nicht ein sanftres Lager hat?
Was wird sie endlich noch aus ihrem Menschen machen?
Beschämt sie noch vielleicht des Glückes höhnisch Lachen?
Was hoff ich hier, wo ich ein Thier gleich andern bin?
Ihr Schmetterling schwebt mir stets lehrreich vor dem Sinn.
Ich hör die Leidenschaft weit übern Erdkreis braussen,
Und jenseits unsres Grabs des Herzens Sturm noch saussen.
Entsezlich ist sein Sturm! Nicht, weil die Leidenschaft,

Was selbst die Zeit verschont, ihr trotzend wagetraft;
Nicht, weil ins fernste Meer, das noch kein Schiff erblicket,
Sie einen Vasco da, hier den Columb geschicket;
Nicht, weil sie Heere fern vereiniget zur Schlacht,
Und selbst in ihrer Welt den Donner nachgemacht,
Der in den Bomben dort hoch über Städte fähret,
Sturm in der Luft erregt, die Erd durchwühlt, verheeret,
Thürm und Paläste stürzt, und Wäll und Felsen sprengt,
Und eine ganze Stadt aus ihren Mauren drängt.
Nein, weil in unserm Herz, so, wie im Meer die Wellen,
Sich die Gedanken blähn, und bis zum Himmel schwellen,
Sich übermütig selbst der Gottheit Throne nahn:
So naht den Sternen sich empört der Ocean!
Was ists, wann vor dem Bliz der Libanon erzittert,
Und eine Flotte sich an einem Fels zersplittert?
Was ists, wann Lima schnell in Schutt und Graus zerfällt;
Callao untergeht, und Lissabon der Welt,
Die Thorheit, Karten, Tanz und Pracht nicht minder liebet,
Ein gleiches Trauerspiel auf eigne Kosten giebet?
Was ists? nicht mehr, als wann die schwarzen Thiere am dort
Ein Regen überfällt, und schwemmt von ihrem Ort;
Als wann ein Hagel fällt, und mäht unreife Saaten:
Das sind für die Natur gleich groß und kleine Thaten!
Doch wenn ein Mensch voll Stolz selbst dich, o Tod! nicht scheut;
Die Welt vernichtigt wünscht, und Stern und Himmel bräut;
Das war zu hoch für ihn? Er hat es ausgeführet;
Wann ihn kein Mitleid mehr, sich selbst vergessend, rühret;
Wann auf den eignen Tod dir, o Natur! zum Spott,
Der Geist selbstmörderisch stürmt, und rächet sich an Gott:
Das hast du, o Natur! in allen deinen Knochen!

Womit willst du alsdenn solch eine That vergleichen?
Er ists, er ists der Mensch, der in der Engel Schaar,
Die einst mit GOtt gekriegt, ein Mitverschworner war;
Er ist es, der mit ihr, im Abgrund seiner Plagen,
Noch Muth genug besitzt, den zweiten Sturm zu wagen;
Ob er in jener Höh dem Donner gleich nicht traut;
Am neuen Babel wird doch täglich noch gebaut.
Welch Schicksal hat ihn einst in diese Welt verstossen,
Vor einer Ewigkeit, die lange schon verflossen?
Wie, wo der Senegal breit über Sand und Gold
Durch ein verbrannt Gefild die heissen Wellen rollt:
Ein lockrer Nebel, wenn sich der Ungeheuer Menge,
Die deren Brut entzündet, und denn ein schwarz Gedränge
Sich, wie ein Eisberg wälzt, wann es am Nordpol thaut,
Und man den Abgrund voll von flüchtigen Monstern schaut:
Von Ungeheuern hört man denn ein gräßliches Gemische,
Ein Brüllen, ein Geheul, ein schauerndes Gezische;
Das stärkre herrscht mit Grimm; eins schlingt das andre ein;
Die Ruhe würde hier ein neues Monster seyn:
So hat einst das Geschick der Menschen wild Getümmel
In dieses Thal gestürzt; GOTT weiß, aus welchem Himmel!
Hier quält sich nun der Mensch, und hofft in seiner Qual:
Der sieht die Houris schon, und jener Odins Saal;
Der auf dem Grund des Sees die schwarzen Frösche gehen:
Von welcher Seit, o Welt! werd ich zuletzt dich sehen?
Dem gut- und bösen Gott gleich opfernd Pantheon!
O Welt! wie zeigst du dich? als ein Chamäleon!

Inhalt
des
zweiten Buchs.

Ein geheimnisreiches Schikſal ſcheinet ſich uns durch Träume zu offenbaren. Eine groſſe Zukunft war ſchon die Furcht und der Troſt entfernteſter Zeiten. Wurde der Verſtand des Pöbels hier mit Fabeln überſchwemmet: O, ſo ſtellt unſer neu Jeruſalem die Gleichheit bald wieder her. Die Gelehrten ſtehen in keinem ſo groſſen Vortheile vor dem ſo genannten Pöbel, als es ſcheinet. Nicht, weil dem Pöbel, was hier ihm abgienge, dort wieder erſetzet würde; ſondern weil es mit unſerm Wiſſen überhaupt die Bewandnis nicht hat, die es damit zu haben ſcheinet. Mit groſſen Einſichten verknüpfen ſich auch groſſe Vorurtheile, und bei Weiſen ſind auch Schwärmer. Indem wir der Kunſt zu ſehr obliegen, verſäumen wir die Gaben der Natur. Wahr iſt es, daß es eine Wiſſenſchaft giebt, deren nur einige Köpfe allein und vorzüglich fähig ſind. Wann aber ſeit ſechs tauſend Jahren in der dunklen Gegend der Metaphyſik ſo wenig noch entdekket worden, als von allen begriffen werden könte: ſo erzeuget ſich hier von ſelbſt der Argwohn, daß wir blos an die Erde gebeſtet ſeyen. Das innere Gefühle des Pöbels hält unſerem Denken das Gleichgewichte. Wir ſehen die Welt von verſchiedenen Seiten an, und keines einzigen beſonderer Standort kan allgemein entſcheiden. Eine andere Seite im Geſichte haben, heißt deswegen noch nicht irren. Wir ſitzen oft nur im Denken ſtille, wo wir weiter gehen ſollten. Es hindert uns oft ein unbemerktes Geſchäft daran. Aber, wo wir nur ſtille ſtehen, da irren wir nicht leicht. Im allgemeinen Zwek begegnen wir uns einan-

der. So, wie wir einen Philosophen unrichtig beurtheilen, wenn wir nicht dem Faden seiner Gedanken nachgehen; so, wie wir die Philosophie der Alten nicht nach dem neumodischen Gewande der unsrigen betrachten müssen: so müssen wir auch uns erst in die Lage des so genannten unwissenden Pöbels setzen, wenn wir uns mit ihm vergleichen wollen. Und endlich ist der Mensch nach dem Loose der Millionen zu beurtheilen; nicht nach wenigen Halbgöttern. Gewiß ist es, daß die Wissenschaft nicht der Zwek unsers Daseyns ist. Wäre eine Glükseligkeit: so müßte sie allgemein seyn können, und ihrer Natur nach könte in diesem unserm Zustande sie doch nur einer haben. Dieses widerspricht sich; aber eben deswegen ist der Saz falsch, daß wir hienieden zu einer Glükseligkeit bestimmet seyen. In der grossen Gesellschaft der Menschen ist sie nicht zu suchen. Der Bürger ist nicht glüklicher, als der Wilde; der Wilde nicht glüklicher, als der Bürger. Die gemeine Tugend führet keine Glükseligkeit, wie sie sich hier für uns schiket, mit sich, und zur höhern Tugend, die uns schon halb in jene versezet, ist der grosse Hauffe gewiß nicht erhoben. Nicht alles ist hier gut; aber noch minder böse. Wir sind hier theils alle gleich übel daran; theils wieder alle in demjenigen gleich, was man als gut ansehen kan. Alles compensiret sich. Ein Zwek, der auf das Ganze zielet; ein Zwek, welcher die uns nach ihrem Wesen nach so verborgene Materie zum Gegenstande hat, verbindet uns hier mit Thieren und Pflanzen. Hier sind wir mehr Mittel, als Zwek, das Loos der Geister ist, Zwek für sich zu seyn. In jener Welt sind wir als Zwecke für uns. Dort sind wir keine Menschen mehr, sondern

Geister.

Zweites Buch.

Kaum ſahſt du, Menſch, den Schein von Zukunft im Geſtirne:
So ſchwebte Bild auf Bild im wallenden Gehirne.
Saturn, des Himmels Sohn, machſt du zum GOtt der Zeit,
Und feireſt hundert Jahr gleich einer Ewigkeit.
Wann durch die Wolken ſich die neuen Tage drungen,
Welch ſäculariſch Lied erſcholl von tauſend Zungen!
Wie wurde deine Bruſt, vorm Untergang der Welt,
Auf hundert Jahr nicht bang, von Freuden aufgeſchwellt!

Es ſtürzet, immer gleich mit den Begebenheiten,
Wie durch ein groſſes Sieb, der Waſſerfall der Zeiten,
Und eine Ewigkeit, die hier in Tropfen fließt,
Iſt, Sterblicher! die Zeit, die deine Sanduhr mißt,
Du kürzeſt Säculn ab, um mehrere zu zählen;
Erſetzeſt du dadurch die Stunden, die dir fehlen?
Kein kürzres Säculum, das dreiſſig Jahre läuft,
Dein Luſtrum auch iſts nicht, das deine Tage häuft!

Du weiſts, es kömmt der Tod mit langen Rieſenſchritten,
Und du entgehſt ihm nicht . . Er läßt ſich nicht erbitten!
Sieh hier dein Hochzeitbett, um das die Freude lacht,
Und den beweinten Sarg aus gleichem Holz gemacht!
Du weiſts, es ſcherzen nicht die ſtrengen Ewigkeiten,
Und ohne Rand fließn die eigennüzgen Zeiten.

Du siehst den Richterplaz, und den gebrochnen Stab;
Hier hoff auf keine Gnad, und sich tief in dein Grab.
Du lachst! Vielleicht ein Held, dem Nichts zu widerstehen?
Ja, du hoffst dich erneut, als Schmetterling, zu sehen.
Du hoffst, und ach! worauf! Du denkst nicht, daß die Nacht
Dem Tage deines Seyns ein ewigs Ende macht!
Erschrikst du nicht, und siehst den Leichnam vor dir liegen?
„Nun kan von Stern zu Stern die freie Seele fliegen.
Elender! weit bist du vom weltenleeren Siz,
Den keine Flut erreicht, entlegen Sturm und Bliz,
Noch weit vom Thal entfernt, wo dir mit bangem Sehnen
Verliebt entgegen gehn des Himmels junge Schönen;
Noch ist im Götterſaal, der zwischen Sternen hängt,
Für dich, o Sterblicher! kein Nectar eingeschenkt.
Doch lang sind sie vorbei, sprichst du, die alten Scenen,
Wo Götter sich verliebt nach unsern Schwestern sehnen,
Da, wo Gott Jupiter der Göttin unrecht ist,
Und, eifersüchtig, sich Saturnia vergißt.
Kaum höret man nichts mehr von Götterschmausereyen;
In jener Welt wird uns ein reineres Glük erfreuen.
Ja, Sterbliche! ihr lebt in einer hellern Zeit,
Wo man den Heiligen, statt Göttern, Weihrauch streut,
Wo man im Himmelssaal mit keinen Göttern isset,
Ach, keinen Nectar trinkt, und keine Schönen küsset:
Denn, was euch hier entgeht, macht dorten wieder gleich
Das Jerusalem, ein tausendjährig Reich.

Auch diese Träume sind vorm Morgenlicht verschwunden,
Das endlich uns erschien . . Die Wahrheit ist gefunden.
Auf ewig flichet nun der Fabel lange Nacht,
Und was noch Zweiffel war, habt ihr gewiß gemacht.
Wie tief, wie tief habt ihr ins Heiligthum gesehen,

Aus dem der Schimmer rinnt, womit ſich Sonnen blähen,
Der Thurnbau, der mißlung, iſt prächtiger vollführt;
Von ſeiner Spitze wird der Gottheit Thron berührt.
Der Gottheit Gröſſe ſelbſt, im kleinſten ausgezogen,
Iſt längſt beſtimmt, gezählt, gemeſſen und gewogen.
Frei, nach Natur gedacht, was wurde nicht entdekt,
Als uns kein Geiſt mehr lehrt, und kein Geſpenſt mehr ſchrekt?
Wann Newton die Natur vor einem Aug entblöſte;
So wißt, daß er zugleich Johannis Nahtſein löſte!
Und hat euch, Sterbliche! ein Pope durchgedacht,
So hat auch Poiret, auch Helmont euch betracht.
Ihr ſchwinget prächtig euch mit Klopſtok durch die Wolken,
Und ſingt auch auf der Erd ein bätend Lied mit Schmolken.
Ihr findet durch die Kunſt den Witz, der euch gebricht:
Den die Natur euch giebt, gebraucht ihr meiſtens nicht.
Ihr kennt des Himmels Lauf, und miſt der Sterne Grenzen;
Allein ihr ſehet auch im Monde Blize glänzen,
Die Sonne, roht wie Blut, am Himmel untergehn,
Und Schwerdter, Lanz und Pfeil bei Feuerruthen ſtehn.

Geteuſchter Sterblicher! Du giebſt ein ganzes Leben
Für eine Fabel hin, wann Thoren ſie erheben,
Noch biſt du klüger nicht, als in der erſten Zeit,
Wo ihrer Kindheit noch die Erde ſich erfreut.
Wann dir die Rede flieſt, und Wort auf Worte paſſen,
Wilſt du die Wahrheit nun, gleich als ein Waſſer, faſſen;
Der Irrthum ſteigt ſo hoch, als tief die Wahrheit fiel;
Am Ende bleibt dir nur der Tropfen Perlenſpiel.
Ach, ſelbſt in Böhmens Nacht erblikt man Wahrheitszüge;
Aus Wolfens Deutlichkeit entſtunden Wörterkriege,
Die Zwiebel, die vordem am Nilſtrom heilig war,
Stellt uns vielleicht ein Bild verhüllter Wahrheit dar.

Entwickeln lernen wir, und beim Entwickeln pralen;
Was aber lösen wir, als Schaalen nur von Schaalen?
Ins innerste Gefühl hüllt sich die Wahrheit ein.
Und ein erklärtes Wort darf noch nicht Wahrheit seyn.

Die Ewigkeit wog schon für jedes Geistes Schranken
Die angemeßne Kraft, gewebt aus Grundgedanken.
Ein allgemeiner Geist lag ihr, als Vorbild, dar,
Der nur in Einzelnen zum Seyn bestimmet war.
Bedürfnig einer Kraft zum Denken und Verlangen
Hat sie ein jeder Geist vollständig auch empfangen.
So viel, als Geister sind, so viemal wird die Welt
In ewig langen Reihn von Spiegeln vorgestellt.
Das unvollständge Ding, der Stoff hat tausend Falten;
Wie ungleich richten wir nach einerlei Gestalten.
Daß Wesen ewig sind, und unveränderlich,
Das geht den Stoff nicht an, der nicht besteht für sich.
So viel als man auch spricht von ewigen Gesetzen;
Ach, ewig sind sie nicht, und lassen sich verletzen:
Wie eine Uhr so lang in ihrer Ordnung geht,
Als keine freie Hand den Zeiger anders dreht.

Die Geister schützen sich mit ihren eignen Waffen;
Als ewge Wesen sind sie nicht mehr umzuschaffen,
Wann Körper, welche fast, wie auf ein Nichts gegründt,
In einem Augenblik nicht mehr dieselben sind.

Sechs tausend Jahre sind mit Millionen Stunden,
Mit Menschen ohne Zahl, mit Sternen selbst verschwunden:
Noch hist du, Sterblicher! so viel nicht ausgedacht,
Als eines Irrlichts währt, in dieser tiefen Nacht.

Ach, die, die dorten ſtolz auf unermeßlichs Wiſſen,
Mit leeren Worten bald, und bald mit Zieffern ſchlieſſen,
In Iſis Heiligthum, in manch betrachtend Bild
Bald die Unſterblichkeit, bald GOtt ſelbſt eingehüllt,
Und den die ſanfte Hand des Mitleids angerühret,
Daß in gemeiner Sprach er alles demonſtriret:
Sind dieſe, ſind ſie das, wofür zu gut die Welt,
Sie, eh ein Argwehn warnt, auf Treu und Glauben hält?
Wer hat den wahren Wehrt der Weiſen abgewogen?
Wie mancher Weiſe hat ſich ſelbſt zuerſt betrogen?
Was thut die Ruhmſucht nicht? Die Wahrheit, die verfehlt,
Wird, wie nach einer Schlacht, ein falſcher Sieg erzählt.

Welch Vorzug bleibet euch, ihr Kinder hoher Sterne,
Ihr Weiſen, die auch ich nun näher kennen lerne!
Ihr rechnet, und ihr mißt . . Noch nichts zum Unterſcheid!
Ihr kennet die Natur . . Ihr Innres nicht; ihr Kleid.
Ihr kennt des Himmels Lauf . . Wem dankt ihrs, als
den Sinnen;
Noch hier wird euer Stolz vorm Pöbel nichts gewinnen.
Er ſah, was ihr geſehn, und in der längſten Zeit,
Bracht ihr, was er bemerkt, nicht zur Vollkommenheit.
Die Künſte, die gemein den Erdbewohnern nützen,
Uns ſo unſchäzbar ſind, vor ſo viel Noht uns ſchützen,
Sind nicht des Nachſinns Werk; ein kindiſcher Verſtand
Ein Zufall war es oft, der glüklich ſie erfand.

Doch, wo der höhre Geiſt in ſeiner Gröſſe glänze
Im Denken ausgedehnt an lezten Himmel grenzet,
Vom Körper, wie getrennt, durchs Unſichtbare ſieht:
Da bebt ſein Haupt der Stolz, der Erd und Pöbel flieht

Der Pöbel weiß es nicht, was göttlichs ihr ergründet;
Doch, was ihr wahr entdekt, nicht euer Wiz erfindet,
Denkt er, ihr Stolzen! gleich in eurer Sprache nicht,
Das hat er durchs Gefühl, des Denkens Gleichgewicht.

Nicht gleiche Wege sinds, worauf wir alle wandeln,
Und nicht auf eine Art sehn wir die Menschen handeln;
Doch glaubt nicht, daß der irrt, bleibt er im Denken stehn;
Denkt er, mehr als er sagt, sich selbst schwer zu verstehn.
Der irrt nicht, der die Welt von andrer Seite kennet,
Und Gut und Böses nicht aus euren Gründen trennet.
O, Weise, duldet uns! Es sind der Wege viel,
Und wir begegnen uns am allgemeinen Ziel.
Wir denken einerlei, und reden oft verschieden,
Selbst mit den Weisen ist die Schule nicht zufrieden.
Ein Wort in anderm Sinn, und sie sind widerlegt,
Doch das gedachte Ding, wer ists, der es erwägt?
Wer denkt dem andern nach? Nach unseren Systemen
Soll der, der anders denkt, Wort und Gedanken nehmen

Verlohrnes Alterthum! Du längst vergessne Zeit,
Die eine Monatschrift zuweilen uns erneut,
Von der wir hier und dort in flüchtgen Blättern lesen,
Die manches Philosophs Lehrs und Trost gewesen:
Erscheint uralte Zeit, und sieh der neuern Tand!
Beschau der Weisheit neumodisches Gewand!
Wir sind nicht mehr gewohnt der Pythagorischen Reisen,
Von Haus aus machet uns ein Zeitungsblatt zu Weisen.
Und gleich, wie niemand dächt, und niemand denken kan,
Fängt man erst mit der Kunst zu denken bei uns an.
Gleich wie man abgeschmakt, was Plato göttlich lehrte;
Ach, der denkt, der nie ein Wort erklärte,

Und der Erfindungsvoll, vor allen Schranken bang,
Nach keinem Schulgeſez ein freies Denken zwang.
Was er in ſich empfand, und jeder kont empfinden,
Bewies er uns nicht erſt mit weitgeſuchten Gründen.
Ein andrer denk ihm nach; ſo wird er deutlich ſeyn,
Und in Wolfs Wörterbuch ſchränkt ſich kein Plato ein.
Was drei von ferne ſehn, mit einem Namen nennen,
O, folgt daraus, daß ſie's auch einerlei erkennen?
Der Umguß in die Form, die unſer Wiz erfand,
Giebt der dem Wort und uns nun einerlei Verſtand?

Dort war die Weisheit nicht, ſo, wie ſie, hier entehret,
Der Prahler in der Schul, als wie ein Handwerk, lehret.
Man wußs, und man verſchwiegs, wie jedes Ding entſtund;
Sein eignes Weſen war dort vom Entſtehn der Grund.
In Fabeln hüllte man, was nicht der Pöbel wiſſen,
Und nicht entweihen ſolt mit unſern Wörterſchlüſſen.
Was hat, was hat uns mehr die neue Zeit gelehrt?
Sind die Atomen nicht noch der Mongoden wehrt?

Ein Rieſe ließ ſich ſehn in oft verſchiednen Trachten;
Ihr Völker merkt den Schluß, den unſre Weiſen machten.
Bald roht, bald blau, bald gelb war ſeiner Kleider Schein:
So, ſchloß man, wie ſein Kleid, muß auch ſein Körper ſeyn!
Der Rieſe iſt die Welt, die wir zufallig nennen,
Weil Dinge ſich in ihr bald fügen und bald trennen:
Was ſeyn und nicht ſeyn kan, weil dieſes nicht ſeyn muß,
Folgt aufs Nohtwendige der ſieggewohnte Schluß.

Was denkt der Pöbel hier? Er lacht der ſchwachen Schlüſſen,
Und er empfindt den Saz, den wir beweiſen müſſen.

O, gönnet ihm nur erſt vom Pflug einſt auszuruhn;
Er wird es euch zuvor im klaren Denken thun.
Und glaubt er übereilt des Götterthums Geſchichte,
So glaubt der des Renats*, der des Lucrez Gedichte.
Iſt ſeine Furcht, Comet, des Hobbes Furcht, Geſpenſt;
Wo iſt der Unterſchied, wann du den Pöbel nennſt?
Kan er gleich nicht gelehrt des Zirkels Vierek läugnen;
So ſieht er in der Luft die Wetter ſich eräugnen,
Und ſorget für die Saat, die manchen frommen Mann,
Bis er in Himmel kömmt, indeſſen tröſten kan.
Gleichgültig, ob er da, wo fern ein Berg verſchwindet,
Auf einer Waſſerflut getragne Felſen findet,
Hier in dem Wieſenthal nach einem Maulwurf gräbt,
Und aus dem Marmorſchutt dort einen Heilgen hebt.
Beſorgt er, was er muß, und, früher, als der Morgen,
Geht er ſchon an den Pflug, für Könige zu ſorgen.

Dich, Weiſen, red ich an, der dort voll Tiefſinn ſizt!
Ich weiß es, daß dein Ernſt der fernſten Zukunft nüzt.
Doch, wann es möglich iſt, laß handelnd dich hernieder!
Ihr Dichter, pflügt und ſä'et, und ſingt dann Erndelieder!
Der Millionen Loos, das, wie ein Hagel, fiel,
Und nicht der Einzeln Loos, entſcheidet unſer Ziel.
Wir ſind des Staubes Volk! Vom Himmel iſt hiernieden
Uns nur ein Schwalbenflug, der Erde nach, beſchieden.
Wann Plato, wann Horaz ſich aus der Regel nimmt;
Das iſt noch nicht der Zwek, wozu der Menſch beſtimmt.
Ach, ewig bleibt gewiß, daß nie auf dieſer Erde,
Der Weisheit Aloe zur Blüte kommen werde!
Ach, ſuche nicht in ihr, o Menſch, dein höchſtes Gut!

* Carteſius.

Des Irrdschen Sorge bleibt, und beugt den grösten Mut.
Der Adler nährt sich nicht von goldnen Sonnenblicken,
Und irrdschen Weisen wird kein himmlisch Leben glücken.
Selbst bei der Gottheit Glut, die seine Brust erhizt,
Erstarrt der Weiseste, der mehr denkt, als er nüzt.
Ja, alle sind wir nicht vorausgesehn zum Denken,
Wo so viel Felsen stehn, die Aussicht einzuschränken!
Dem läßt's die Vorsicht zu, der ihren Plan nicht stöhrt;
Den größten Geistern ists Jahrhundert oft verwehrt,
Und keinem wird es je, wie er es wünschet, glücken;
Wir manglen noch der Sprach, Empfindung auszudrücken.

Der grosse Hauffe schwizt, und fühlt des Lebens Last,
Die du, Verhängnis, ihm schwer aufgeleget hast.
Du schreibst nur Helden auf, aus höherm Rang gewählet;
Heloten aber hat dein Finger nie gezählet.
Partheyisch fürs Geschlecht, und seine Dauer nur,
Sorgt minder für den Geist, als Körper, die Natur.

Ja, Sterbliche, ihr seyd bestimmt, das Feld zu bauen,
Und nicht aus Edens Schoos den Himmel anzuschauen!
Müßt ihr in bangem Schweiß hier tieffe Furchen ziehn,
Und seht ihr andern dort den Himmel sanfter glühn,
Und eine mildre Flur für Menschen und für Affen:
So denkt, wir alle sind fürs Ganze nur geschaffen.
Kein Einzler hier für sich; nur für die Körperwelt
Sind Thier und Menschen gleich dem Glücke blosgestellt.

Geheftet an die Erd, und nicht an Glanz der Sterne,
Steht hier der wahre Mensch, und sieht nicht in die Ferne.

Und denket er, wie ihr, so hoch am Pfluge nicht;
So kennt er sicherer die unverfälschte Pflicht:
Hört lauter die Natur in seinem Herzen sprechen;
Weiß auch durchs Vorurtheil oft glüklich durchzubrechen,
Und ohne Kunst und Wiz gesteht er andern ein,
Was, trift der Fall ihn selbst, Recht soll und Heilig seyn.

Geheim gedenket er des ewig gleichen Rechtes,
Des Todes größten Feinds, des daurenden Geschlechtes.
Für dieses nur sind wir, hat es gleich auch den Schein,
Ob Millionen nicht für einen Menschen seyn?
Ob machte die Natur, ganz blind im Unterscheiden,
Nur ihren Liebling satt, und liesse Tausend leiden?
Was ists, wann auf dem Thron ein träger Sultan gähnt?
An solchen König sind die Ratten längst gewöhnt.
Ihr seyd nicht blos für ihn; der Endzwek eures Lebens
Wird mit durch ihn erfüllt . . Ihr nährt ihn nicht vergebens!
Taugt er zum Herzen nicht, das Blut ihm zu vertraun,
Kan er der Magen seyn, gleich nüzlich im Verdaun.

Seht, welchen kleinen Raum die Vorsicht uns gegeben!
Doch, o, wie Centner schwer wiegt unsre Hand voll Leben!
Auf seine Dauer ist die Sorge nicht gezählt,
Die übern Tod erstrekt, noch sterbend oft uns quält.
Ach, wenn ihr denken wolt, so denket hier zurücke,
Und hier erlaub ich euch die allerkühnsten Blicke!
Sehn wir nicht im Bezirk von einer kleinen Zeit
Verfassung, Ordnung, Fleis für eine Ewigkeit?

Was Sorgen kostet nicht ein Kind noch ungebohren,
Und wie viel Ruhe geht bei seiner Zucht verlohren?

Erwachsen iſt es bald, die Stütze von dem Staat;
Sein Meuchelmörder bald durch ſiegenden Verraht.
Und gegenüber ſeht des frommen Hirten Sorgen!
Wie wacht er, ob nicht dort ein ſchlauer Wolf verborgen!
Er liebt in ſeiner Heerd ein gleiches Vaterland,
Als ſich in Utica in Catons Herze fand.

Es drehen wunderbar in einem Augenblicke
Sich tauſend Räder um. Dann flieget eine Mücke;
Dann iſt im Ocean, zu einer gleichen Zeit,
Dem jungen Wallfiſch ſchon die Wiege zubereit:
Dann ſegneſt du, Geſchik, mit uns ſehr theuren Prinzen
Das prächtge Staatsgebät der heuchelnden Provinzen.
Ein zweiter Augenblik vernichtet oft die That,
Wodurch der erſte ſich bei uns verewigt hat.

So iſt es, Sterbliche! Es ſoll auf dieſer Erden
Manch Zwek, der euch nicht gilt, durch euch erreichet werden.
Genug, auf eine Zeit, nach einem ewgen Recht,
Soll hier ſeyn und beſtehn ein menſchliches Geſchlecht.
Zum Bauen gleich beſtimmt, ſo wie auch zum Verderben;
Für Störche ſoll ein Storch*, ein Menſch für Menſchen ſterben.
Die Menſchen, die ihr tief in dem Vergangnen ſeht,
Der künftig werdende, wie der, der heut entſteht,
Stellt euch zuſammen vor, als eines Baumes Zweigen,
Wo, dorren ſie ſchon alt, dort gleich ſich junge zeigen.
Hier blüht er weiß, dort ſchwarz; der Blätter Ueberfluß
Malt euch des Kindes Loos, das unreif ſterben muß.

* Es iſt jederman bekannt, was man von den Störchen erzählet, die vor ihrer Abreiſe in wärmere Länder eine merkwürdige Zuſammlung halten ſollen.

Und eine lange Zeit soll dieser Eichbaum grünen;
Zum Schuz Blatt dem Blatt, ein Zweig dem andern dienen,
Sie halten Theil am mütterlichen Baum:
So gönnt auch sein Stamm dem Moose gleichen Raum,
Und steht stolz da für sich . . Wann wilde Norden wüten?
So fallen sie für ihn, sein Eigenthum, die Blüten.

Nun gönne, stolzer Mensch, den Thieren einen Blik!
Ein ihnen härtres bald, bald günstiger Geschik.
Hat sie nicht blos für dich um deinen Stamm gewunden:
Dich, sie und Pflanzen hat hier gleicher Zwek verbunden.
Ja, wisse, daß du hier nur da, als Mittel, bist,
Und Zwek für sich zu seyn, das Loos der Geister ist.
Und stöst auch alles hier, o Mensch, auf dich zurücke:
Was wär es für ein Seyn von einem Augenblicke,
Hätt auf den Knochenfels von Ceylans Elephant,
Für dich nur die Natur die Kosten angewandt?
Betrachte, wie du wilst, dein Schiksal auf der Erden:
Heißt dieses Zwek für dich, ihr Ackermann zu werden?
Mit deiner Asche düngst und schwängerst du ihr Feld;
Ein Staub ists, welcher dich und Thier gleich unterhält.
Du zeugst dich fort, und Thier und Pflanzen sich nicht minder;
Ach, sieh hier deines Staubs ungleich gerahtne Kinder!
Sieh dein und ihren Tod auf gleichem Mordgerüst,
Und sag, und sprich, ob du hier für dich selber bist?
Und sprich, sind sie bestimmt, der Afern schwarze Heere,
Zur Tugend des Socrats, zu Platons Geisterlehre!
Wenn deine Weisheit auch selbst zu den Polen reist,
Dort, wo der grosse Bär das wilde Rennthier heißt.

O, glaube nicht, es wird ein allgemeines Wissen,
Zum mindesten zulezt, sich noch der Knote schliessen.
O, glaube nur, o Belt, dein Evangelium,
Siegts auch in Tränitarbar, so bleibt ein Welttheil dumm.
Und könt uns alle jezt ein Trieb zur Weisheit lenken;
Will keiner denn an die, die vor uns waren, denken?
Ach, ohne Wunder geht der Zeiger hier zurük;
Den Vätern hilft nicht mehr der Enkel spätes Glük!
Und ihr sophistischen, ihr witzigen Moralen,
Ihr widerleget nicht die ewigen Annalen!
Welch eine Farb und Schein auch eure Schlußkunst nimmt;
Dem Körper, nicht dem Geist, ist hier sein Loos bestimmt.
O, Schule, prale nicht mit den erzwungnen Lehren!
Es wird sich die Natur an keine Schlüsse kehren:
Für Pöbel ist Gesez, und für den kleinen Hauf
Der wenig Edleren, der Tugend schwerer Lauf.

Getrost! beschwert euch nicht, wann von euch aufgenommen,
Die wenig Edleren ein höhres Loos bekommen!
Entbehrend euren Scherz: Die sorgenfreie Ruh,
Sehn sie euch, wenn ihr schlaft, nicht ohne Seufzer zu.
Ihr seht das Wetter nicht, das drohend sie umziehet,
Und Todten sehn sie gleich, wann ihr, wie Rosen, blühet.
Ein solcher seltner Mensch ist mehr ein Genius,
Schon halb in jener Welt . . Auf alle trift kein Schluß.

Doch soll ich einen Raht, euch, meinen Brüdern, geben?
Nach der Glükseeligkeit raht ich euch nicht zu streben.
So, wie kein Hagel fällt, um Saaten zu erfreun:
So stimmet hier auch nichts mit diesem Endzwek ein.
Glaubt nicht, Betrogene, glükseelig hier zu werden!

Ein mindres Elend ist das höchste Gut auf Erden.
Doch unser Trieb! . . Reizt nicht ein gleicher Trieb zu
Glük,
Wie den zur Heldenthat, so den zum Bubenstük?
„ Das trift das Grosse nur; allein ein kleines Glücke!
Ach, GOtt, wie gönn ichs euch; doch sehet nur zurücke!
O, sehet selbst sie an von mehr als tausend Jahr!
Ist sie nun glüklicher, die Welt, als wie sie war:
Nennt mir den Einzelnen, der mit sich selbst zufrieden,
Den wahren Ausspruch thut: Es ist ein Glük hiernieden,
Im Rausche sagt er leicht, was er nicht nüchtern sagt;
Doch solch ein Ausspruch wird im Rausche kaum gewagt!
„ Ein mindres Elend ist oft alles Glük auf Erden,
Sagt ich . . Durch jeden Fall wird es bewiesen werden.
Erwählet, was ihr wolt, euch zur Glükseeligkeit!
Die ist die wahre nicht, die alle nicht erfreut!
Seyd alle tugendhaft! Sucht all euch zu vereinen!
Wird allen euch zugleich des Glückes Sonne scheinen?
O seht, wie hier der Lauf der Dinge widerspricht,
Und wolt ihr glüklich seyn, kan es ein andrer nicht,
Kan bei des einen Glük des andern nicht bestehen;
Ist zur Glükseeligkeit alsdenn der Mensch ersehen?
Hat die Glükseeligkeit, die aus der Erde quillt,
Auch nur von einem noch den heissen Durst gestillt?

Verbindet noch so schön die Güter dieser Erden!
Dann theilt sie, und so wird nicht einer glüklich werden.
Getheilet sind sie nicht der Freude Quelle mehr,
Wo keine Freude ist, ist auch kein Glüklicher.
Seyd all untadelhaft verliebt in eine Schöne;
Sie aber hat kein Herz für hundert Musensöhne.
Seyd es in Wissenschaft! Wo sie glükseelig macht,

Iſt es die Freude nur, daß wir allein gedacht.
Es werd ein groſſer Saz von allen gleich erfunden;
Der Hecatombe Pracht; die Freude iſt verſchwunden!
Theilt dieſe Güter nun; was wird die Ehre ſeyn,
Uns allen zugetheilt? Der Reichthum allgemein?
Und wär auch Wolluſt ſelbſt ein allgemeines Glücke;
Ich ſchwöre, daß ſich nicht dazu der Pöbel ſchicke.
So, wie ein Iras nicht ſich in ſein Glücke findt,
Zum Könige gewählt, wann Prinzen um ihn ſind.
So wärs, wär allen euch hier gleiches Glük beſchieden!
Ihr wäret wie ein Kloz, nicht, wie Horaz, zufrieden!
Der weiſſe Elephant kan nicht getheilet ſeyn;
Für Pegu nicht zugleich; für Siam auch allein.
Wer ſoll nun unter euch das höchſte Gut beſitzen?
Wolt ihr, gleich Menſch, als er, für ihn am Pfluge ſchwizen?
Vom langen Traum erwacht, geſteht es endlich ein:
Glükſeeligkeit iſt nicht der Zwek von unſerm Seyn!
Ihr gründet ſtolz auf ſie Naturgeſez und Pflichten:
Es mag der lezte Tag hier unpartheyiſch richten!
Mein Richter ſey der Tod? Und wie? Ihr ſchweigt ſtill?
Iſt von Glükſeelgen hier kein Menſch, der reden will?

Was ſollen wir nun thun? Es öffnen hundert Thoren
Dem wilden Laſter ſich; die Tugend iſt verlohren!
Und ſeines wahren Zweks der Menſch nun ungewiß,
Nimmt gern den Koran an, und träumt vom Paradies.
Was ſollen wir nun thun? Ach, ohne Raht und Hülfe
Strekt unſer kleiner Kahn hier in dem tiefſten Schilfe!

O, denket, wie ihr könt! Gehorchet, wo ihr müßt!
Seyd frei, ists euch erlaubt, und laßt es seyn, wie's ist.
Uebt Tugend an dem Pflug; übt sie in eurer Hütte!
Uebt sie, ihr Heere selbst in eures Streites Mitte!
Zur hohen Tugend sind wir zwar nicht ausersehn;
Doch, die gemeine darf bei ihr nicht schaamroht stehn.

Die Königstochter, die ein Götterkind ernähret;
Die milchvoll ihre Brust dem Romulus gewähret,
Wie! soll dort Ino mehr, als hier die Wölfin seyn?
Hier flößt ein gleicher Trieb ein gleiches Mitleid ein.

Gebietet einst ein Held, der Räuber fremder Cronen,
Im Haupte, das sie trug, den Sclaven ihm zu schonen;
So ist der Erde Kreis von seiner Grosmut voll;
Ein trunkener Parnaß wird ihm zu Ehren toll.
Wann aber dieser Held, der eure Saat verheeret,
Nun flüchtig und verirrt in eure Hütten kehret;
Man nimmt ihn gastfrei auf; verzeiht ihm seine That:
Wo ist der Dichter, der euch hier besungen hat?

Sorgt für das Wollenvieh! Gebt acht auf eure Saaten!
Seid Weib und Kindern treu, und glaubt, auch dies sind Thaten!
Ein wenig Kunst für Noht, ein Denken ohne Zwang.
Der Erde Schichtenlag, der Wasser Fall und Gang,
Des Wetters Wechselspiel, die Würkung wenig Kräuter
Sey eure Wissenschaft, so wie der Himmel heiter,
So klar, wie euer Bach! Mit unverwirrtem Hirn,

Und nach der Nohtdurft nur betrachtet das Gestirn.
Man meint, der Aberglaub hätt immer euch verwirret;
Wo noch kein Priester war, hat noch kein Volk geirret.
Und die Vielgötterei wär euch auch zu verzeihn;
Im Unsichtbaren ist das Irren allgemein.

Traut nicht der Mission, beladen mit Moralen!
Welch Steuren müssen nicht bekehrte Völker zahlen?
Dort unterm Nordpol lebt ein Volk vielleicht vergnügt,
Bis daß man es um Pelz, und Christenthum, bekriegt.

Es flossen nicht an sich aus der Natur der Dinge
Die Tafeln, die der Mensch nach Säculn erst empfienge.
Gesez und Pflicht, wie sie uns die Geselligkeit,
Wie sie nohtwendig macht der Umlauf unsrer Zeit,
Sind nur Bedingungen, nicht allen gleich gesetzet:
Ein ewiges Gesez hat niemand noch verletzet.
Geselligkeit ist nicht der Zwek, um den wir sind,
Da, ohne sie sein Glük des Südpols Wilder findt.
Und zwang (ich glaub die Noht) uns, bürgerlich zu leben;
Soll ich den Bürger nun hoch übern Wilden heben?
Seh ich uns elend hier, fast unterm Joch erdrükt;
Soll ich den Ausspruch thun, der Wilde sey beglükt?
Bau ich nun ein System? Nein, das sind unsre Pflichten,
Nicht die, nach welchen uns der Schule Lehrer richten,
Die zu des Thrones Stüz ein Herrscher schlau erfindt:
Die sind es, welche so, wie unser Zustand, sind.
Seyd nur gerecht, erst selbst, ihr Grossen dieser Erden!
O, der Verbrecher Zahl wird plözlich kleiner werden!
Ein jeder, der sich nicht in seiner Lage findt,
Was Wunder, wenn er gleich auf eine beßre sinnt?
Weißt jedem seinen Ort; zeigt jedem seine Stelle,

Denn suchen wir bei euch allein der Weisheit Quelle;
Und danken euch, daß ihr für uns so hoch gedacht:
Denn küssen wir die Hand, die uns so glüklich macht.

So wär es würklich auch! So wären wir zufrieden!
Ein ganzes Glücke wär auch Einzelnen beschieden!
Das Opfer wären wir von einer Ordnung nicht,
Der unser einzeln Glük so seltsam widerspricht!
Allein zum Vortheil nur von diesem grossen Ganzen
Vernunft uns die Natur mit Thieren und mit Pflanzen;
Versprach dem Fleißigsten nur einen kleinen Lohn,
Doch keinem ein Serail; doch keinem einen Thron.
Warum? Hier sind wir nicht zu eignem Zwek ersehen,
Wo in der Dinge Reih wir nur, als Mittel, stehen.
Doch, gleich all unter uns, in einer Mutter Schoos,
Fiel allen unter uns ein gleich ersezes Loos.
Nicht alles ist hier gut; noch minder bös: Hiernieden
Ist Gleichheit unser Recht; macht Gleichheit unsern Frieden.

O, Muse, welche du so manche bange Nacht,
So manchen schwühlen Tag, mit mir schon zugebracht!
O, Muse! die du mich den weiten Weg geleitet,
Ist hier der Ort, wo du mein Ruhebett bereitet?
Hier seh ich noch zulezt bei meines Abends Schein,
Die Sterblichen geführt durch vieler Säculn Reihn,
In dieses der gesezt, für jenes der erkohren,
In gleicher Ordnung all gestorben und gebohren!
Wie noch so wunderbar ihr Staubgeschlecht erhielt,
Und auf das Ganze nur ihr Aller Thun gezielt:
Wie wir unwissend hier fürs Ganze uns verbinden,

Und unſers Daſeyns Zwek erſt dort als Geiſter finden.
Ein andres Weſen iſts, das hier empfindt und leidt;
Ein andres iſts, das denkt, und durch die Ewigkeit,
In immer weiteren, in immer offnern Schranken,
Den langen Faden ſpinnt, der reineren Gedanken.

Oft ſieht noch Platons Geiſt von den milchfarbnen Höhn
Die Erde, ſo wie wir durchs Glas ein Sandkorn ſehn,
Voll Unruh, ob nicht einſt ſich noch ein Weiſer funde,
Der ihn erklären könt, und wünſcht, daß er entſtünde!
Ach, die Philoſophie der Alten iſt verwanſt!
Ihr ſchönſter Götterſpruch ein Leichnam ohne Geiſt.

Seyd ruhig, Sterbliche! laßt euch unſichtbar lenken!
Es währt nur kurze Zeit; laßt die Urgeiſter denken.
Doch Leibniz ſieht, verſezt in eine höhre Schaar,
Daß ſeine Wiſſenſchaft der Sinnen Sprache war.
Das hat das Kind gewolt; es kont es nur nicht ſagen:
So, heißt es, in die Sprach der Geiſter übertragen.

Seyd ruhig, Sterbende, nicht lange währt das Spiel;
Des Herzens Stimme ruft: Hier iſt nicht unſer Ziel.
Beſchäftigt euch, und trozt den Fällen dieſes Lebens!
Ihr lebt hier nicht umſonſt, und ſterbt hier nicht vergebens.
Und ſcheint euch gleich der Schmerz zu lebhaft oft zu ſeyn;
Viel Vorurtheil ſpricht hier, und nicht Gefühl allein.
O, rechnet auch den Sieg, indem ihr überwindet!
Der Theil von euch vergeht, der Schmerz und Angſt empfindet.

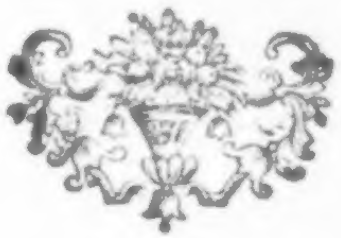
Gelt Uhren ein Gefühl, und quält und martert sie;
Was dächtet ihr dabei, wann eine Uhre schrie?
Und so ist euer Leib, und dieser wird verderben;
Doch wißt, die Raupe hat den Schmetterling zum Erben.
Von unserm Faden löst der Tod nur Knoten auf;
Kein Schnitt ist ihm erlaubt, und fort geht unser Lauf.

Ende des Lehrgedichts.

Lucreziſche
Gedanken.

1763 :: 1764.

Die Absicht des Verfassers ist gar nicht, ein lucrezisches Lehrgebäude zu liefern; er will nur sonst in lucrezischem Geschmacke dichten. Was in diesem Gedichte auch nach des Verfassers eigner Meinung philosophisch unrichtig ist, dieses kan poetisch richtig seyn, und die Freiheit, welche die alten Dichter gehabt haben, sich Götter und Göttinnen zu erdenken, und Schöne in Inseln zu verwandeln, haben wir in der Wahl falscher Hypothesen, welche die geschikteſten sind, eine poetische Tracht anzunehmen.



Vermiſchte

Betrachtungen.

Komm Gift und Tod, den ich gelaſſen wähle!
So ſprach Socrat! So wars um ihn geſchehn!
Wo iſt ſie hin, des Weiſen hohe Seele?
Durchirret ſie die Trümmern von Athen?
Den öden Schutt, wo auf geſtürzten Göttern
Moſcheen ruhn, und Mahomets Gebot
Die Dummheit ſchüzt? wo Platons ewgen Blättern
Sein Koran längſt den Untergang gedroht.

Dort flieſſen ſie .. Welch ſonſt berühmte Namen!
Der Strymon, der Granicus ungenannt,
Da, wo Lyſipp der künftgen Helden Saamen
So bald geſtreut, als ſeine Säule ſtand *.
Dort, wo ſein Haupt Stagira ſtolz erhebet,
Und Pella ſeufzt, daß es den Weiſen mißt,
Der, ruhig, nicht nach blutgen Lorbern ſtrebet;
Doch gröſſer, als ſein Alexander iſt.

* Lyſipp verfertigte eine Bildſäule zu Ehren der Helden, die beim Fluſſe Granicus in der Schlacht mit den Perſern umgekommen waren.

Du, Reich der Kunſt, als die mit Einfalt fochten,
Die Söhne Teuts, in ihren Wäldern dort,
Mit rauher Hand ſich niedre Hütten flochten,
Mehr, als dein Schwur, noch galt ihr redlichs Wort.
Wie praltest du mit Göttern, Helden, Weiſen?
Was biſt du izt? Sieh deine Trümmern an!
Wie kurz ſind uns Ulyſſens lange Reiſen?
Ein Ilium, ein Raub für wenig Mann!

Ein Schikſal blieb euch Griechen und euch Scythen;
Den reizt ein Stern, wenn der die Erde wühlt:
Von einem Baum ſind wir verwandte Blühten,
Mit welchen Thau, und Blix und Wetter ſpielt.
Ich ſeh im Geiſt die neuen Völkerzüge,
Und weiß, wie ſehr Roms Redner ſich geirrt:
Ein Volk führt dort in einem Winkel Kriege,
Das früh genug uns Barbarn nennen wird.

Ihr, wann ihr dort von euren ſeelgen Höhen
Herab zu uns neugierge Blicke ſchikt,
Und ſeht den Ball, mit welchem wir uns drehen,
Von auſſen ſchön mit Sternenband geſchmükt:
Glaubt ihr, daß er nur eine Räuberhöhle,
Mit Blut getüncht, in ſeinem Innern iſt?
O, flieh ihn bald, des Anbliks müde Seele!
Eteh, wie ein Held, auf ſeinem Blutgerüſt!

Nichts bleibt, wie's war . . Hier ſtürzen Alpen nieder,
Und Andes ſtehn in einer Nacht gegründt;
Hier war einſt Meer, und Sterne* kommen wieder
Vom Pol herfür, wo ſie verſchwunden ſind.

* Verlohrne nehmlich.

Ach, die Natur mißkennt erfundne Sätze,
Der Kunst Geburt, und falscher Weisen Traum!
Sie höret nicht der Schule stolz Geschwätze;
Sie geht vorbei, und hört den Leibniz kaum.

Ermüdend oft im Kreislauf der Gedanken,
Des Aeussern oft mir fast wie unbewußt,
Gewöhn ich mich, noch in des Leibes Schranken,
Elysium, an deine reinre Lust!

Das stille Land, das ich mir selber baue,
Besuch ich bald, weit über jenes Meer,
Froh, daß ich nicht der Zukunft Zeiten schaue;
Sie wälzen sich schwer, wie Cometen, her!
Wo ist mein Grab? Wo ruhn einst meine Glieder?
Mit welchem Tag soll ich bald untergehn?
Das Laub fällt ab; der Bäume Glük kommt wieder;
Werd ich mich auch so hergestellet sehn?

Die Sonne flieht, und wirft nur schiefe Blicke,
Verliebten gleich, die ewig sich entzweit;
Sie aber kömmt hold und versöhnt zurücke,
Und ihre Flucht währt eines Traumes Zeit.
O, daß mich schon mein ruhigs Grab umschlösse,
Und schon um mich, wann Wandrer lauschend stehn,
Ein Ach nur tönt! Ein Mitleidstropfe flösse
Um den, der starb, als er genug gesehn.

O, Traurigkeit, wie führest du mein Leben
Durch Scenen durch, dem Pöbel unerkannt!
Die unbemerkt, wie Wolken um ihn schweben!
Er siehet nichts, und ich ein fremdes Land.

Dort fliegen sie, des Lebens lezte Funken,
Den Lichtern gleich, die späte Wandrer scheun,
Und unser Leib, im Moder tief versunken,
Welch Moos wird er in jenen Feldern seyn?

Es wird noch viel auf unserm Rund geschehen,
Dann rükt der Tag der grösten Ernd heran.
Was werden wir erstaunt für neues sehen,
Und Geister, wo wir ernste Schwanen sahn?
Beim zweiten Knall des Allmachtswords: Es werde!
Fließt ein Schmaragd, und wird zu einer Flur.
Wie groß ist sie, beim Umguß ihrer Erde,
Du Todesangst der bätenden Natur!

Ursprung der Dinge.

Erstes Stük.

Euch ruf ich an, euch, ihr altgraue Weisen,
Zeigt mir den Raum, wo noch kein Stoff nicht war!
Bezeichnet mir den Gleis der Wunderkreissen,
Wo Sterne gehn, wo sich das Licht gebahr.
Zeigt mir da, wo nichts unten und nichts oben,
Wo nichts in dem Unendlichen umschränkt,
Die Höh, in die sich prächtge Himmel heben,
Die Tieffe, wo das Weltmeer sich gesenkt!

Es stunden schon die Sonnen abgerissen,
Und Puncte da für einen Ocean:
Ein Stoff, ganz schwarz von alten Finsternissen,
Hebt sich von selbst zum neuen Weltbau an.
Nun sahe man schon neue Würklichkeiten,
Und wie der Raum sich allgemach verlohr:
Unformen sah man mit Gestalten streiten;
Hier blinkt ein Licht; dort sprudelt was hervor.

Hier steigt ein Dampf, von Farben schön gemenget;
Ein schwarz Gewölk verschlinget ihn sogleich;
Ein andres folgt, das schon ein andres dränget;
O, Nacht, o Nacht, wie groß war da dein Reich!
[illegible] Wallen!

Uralter Stoff! Durch so viel Ewigkeiten
Erhieltest du dich glüklich in der Nacht!
Unendlich war der Raum, dich auszubreiten;
Welch eine Welt hat man aus dir gemacht?
Selbst nicht erhellt von eines Nordlichts Glanze,
In blinder Kluft, die einen Strahl kaum kennt,
Zersplittert sich das unermeßne Ganze
In Theile, die ihr Wesen ewig trennt.

Euch, Seelen, seh ich bang und träumend stehen;
O, was geht vor? Wie plözlich? Was geschieht?
Die Stäubgen, die sich dort im Wirbel drehen,
Ziehn wild sich an . . . Die größte Kugel glüht!
Zurük flieht nun ein scheues Heer Atomen;
Nun gründest du, versenkter Abgrund, dich,
Und in dich stürzt ein schwarzer Schwarm Phantomen,
Verbannt, und Meer und Monster bilden sich.

Wie krachts? Wie tobts? Welch ein durchtödtend Knallen!
Die Sonne springt, und Feuerballen sprühn.
Im Abgrund tönt ein gräßlichs Wiederhallen;
Nun wird es Nacht, von Sonnen, die verglühn.
Sie theilten sich vom grossen Feuermeere,
Und wälzen sich, mit blassem Silberschein
Rund um geschmükt, in angebohrner Schwere,
Von Sterblichen so Weg, als Grab zu seyn.

Nun gründeten sich Minen, reich an Sonnen,
Und Straßen sah man Sternenmuscheln voll,
Ein Stäubgen nur, dem Urstoff abgewonnen,
Wiegt ein Gebürg, das Meere zähmen soll.

O, seht, o, seht, wie die Natur hier webet!
Wie fein spinnt sie den zarten Flohr der Luft?
Den Zephyr, der in ihr, als Seele, lebet,
Versorget sie mit reichem Rosenduft.
Doch nein, seht dort des jahren Silbers Blicke!
Es schmelzt ein Klump, und wird zu einem Mond,
Dreht nun dem Meer, und hebts und treibts zurücke,
Sonst so, wie hier, von Sterblichen bewohnt.

Ihr sahet nicht den Tropfen, der dort sunke;
Hier seht ihr ihn; es ist der Ocean!
Der Sirius ist jener kleine Funke;
Welch Welten seht ihr als ein Wölkgen an!
Die Ewigkeit war ohne Maas und Stunden
Unendlich lang, bis daß sich nun die Zeit,
Dem Epheu gleich, um ihren Stamm gewunden;
Nun haben wir ein Gestern und ein Heut.

Nun muß man selbst dort, wo ein hohes Wesen
Dem Mond befiehlt: Mond sey des Wanderers Licht,
Im Himmel selbst des Neutons Ziffern lesen,
Und man spricht dort von seinem Gleichgewicht.

Fortsetzung.

Zweites Stük.

Das ganze Heer der Geister würkt zusammen,
Und spinnt sich selbst in Körperwelten ein.
Nun solten Meer und Luft und Erd und Flammen
Nicht ungefühlt, nicht unbetrachtet seyn.
Gleich mit dem Geist war dieser Stoff vorhanden,
Von Ewigkeit war er schon eine Welt;
Schon oft zerstöhrt; oft wieder neu entstanden;
Auf längre Zeit vielleicht nun hergestellt.

Euch nimmt er an, unendliche Gestalten!
Nur leidend, und für sich ganz ohne Kraft;
Ja, ohne Geist wird nie sein Wesen halten;
Die Theilbarkeit wurd ihm zur Eigenschaft,
Unendlich, nicht nach Zahlen . . Nach dem Wesen,
Wer zählet da, wo alles theilbar ist?
Zur Reizbarkeit war feinrer Stoff erlesen,
Der Lebenssaft, der in den Nerven fließt.

So konten sich Maschinen wohl bewegen,
Wie Thiere thun, die wahre Thiere sind,
Mit Fröschen kont ein fetter Wolkenregen
Ein Feld besäen, und Käfer bracht ein Wind.

Im Anfang war stets Chaos, immer Wüste;
Da bildet sich zulezt ein wahres Thier,
Schwebt auf dem Meer, der Monster Schauzerüste,
Stirbt, formt sich um, und kömmt ganz neu herfür.
Ihm nachgeformt sieht man sich Junge rühren,
Und aus dem Leib, indem er berstet, gehn.
In Polypen läßt von chaotischen Thieren
Noch die Natur die dunklen Spuren sehn.

Verwandelt soll das Thier vollkommner werden,
Und zum Bestehn nun förmlicher gebildet,
Lebt es zugleich im Wasser und auf Erden,
Zahm auf dem Land, und in dem Meer ein Wild.
Doch endlich sezt ein allgemeiner Friede
Die Grenze fest, und die Natur hält Wort:
Ein Weiser sah's, wie jedes Thier sich schiede;
Hier springt der Hirsch; das Seevyß schwimmet dort.

Ihr wißt es noch, ihr ältesten Gestaden,
Wie oft zu euch manch wildes Seethier kam,
Und wie zulezt, vom Frühling eingeladen,
Ein Seeaff stolz Besiz vom Lande nahm,
Noch weich, noch nicht befestigt mit Gebilden,
Doch reizender, als wie des Meeres Bett,
Gesichelt, ein Thier vollkommner auszubilden,
Voll Lebenssaft, und fruchtbare Kraft und Fett.

Nun gründen sich des Manns und Weibes Rechte;

Halb ausgebrannt, noch locker und noch naß:
Der Hochmut nennt uns höhere Geschöpfe,
Und Mensch und Thier trennt nun ein ewger Haß.

O, Mensch, o lern hier deinen Ursprung kennen,
Und sieh zurük, wenn nichts dein Wünschen stillt,
Und wilst du dich stolz von den Thieren trennen:
So sieh zurük, und sieh dich als ein Wild.
Ein Weiser sah dich als ein Thier mit Klauen,
Und weit, wo dort die Erde sich verlohr,
Von Zeit zu Zeit wir neue Inseln schauen,
Sprangst du vielleicht mit einem Fels hervor.

Wann denkst du nach? Du schaffst die neue Sinnen,
Und doch noch blind, das Chaos nicht zu sehn,
Wirst du des Wurms, den Fäulnis zeuget, innen,
Und dichtest ihm ein künstlicher Entstehn.
Die Saamen sind in Körpern erst entstanden,
Die zum Bestehn sich glüklich umgebildt:
Im Anfang war kein Saamenkorn vorhanden;
In keinem Kern ein Zimmerwald verhüllt.

Wie hätt es auch dem Schiksal trotzen können,
Das Körpergen, das dir der Saame heißt?
Sieht Wolhon nicht den ganzen Erdball brennen,
Und wie die Glut ihn von einander reißt?
Hier überschwemmt, geborsten, dort gesprenget . . .
Erschreckend Bild! So war der Erde Loos!
Dem [illegible] das vor [illegible]?

In jedem Nu hat sich sein Seyn geendet,
In jedem Nu wird es neu umgeschaft.
O, eitler Mensch! Betrogenes Geschlechte!
In seiner Art denkt auch der Wurm, wie du,
Und die Natur spricht nach dem wahren Rechte
So Wurm, als Mensch, der Gleichheit Erbschaft zu.

O, Himmel, gieb einst Thier und Menschen Frieden!
Dem Körper nach sind wir gleich eingeschränkt;
Der Lage nach sind wir nur unterschieden;
Dem Denken nach ist alles Geist, was denkt.
Die Thiere stehn, wie wir, auf einer Leiter,
Und, was sie sind, das waren wir vielleicht;
Der Stolz führt uns zu weit, und immer weiter,
Bis uns ein Aug, das besser sieht, vergleicht.

Ihr dort, wo sich euch holde Felsen spalten,
Wo einsam ihr, wie eingemauret, seyd!
Woher kamt ihr, uns treffende Gestalten *?
Noch klebt an euch chaotsche Feuchtigkeit.
O, wäre nicht des Weltmeers Glas zu trübe,
Und ließ es uns durch seinen Abgrund sehn:
Vielleicht säh ich dort Schönen ohne Liebe,
Zur Glut zu naß, an Wasserbäumen stehn!

* Opran-Outang, oder Thiere, die den Menschen mehr als ähnlich, und noch ähnlicher, als die Affen sind.

Die

Seele.

Drittes Stük.

Und wann ich auch in hohen Schlüssen fehle,
Wie groß ist nicht, wie schwer mein Gegenstand!
Du bists, Natur! Du bists, erhabne Seele!
Du, Ewigkeit, ihr wahres Vaterland!
O räche nicht den Tiefsinn der Gedanken
An meinem Lied: Dein ist es, Phantasie!
Es trennen ja nur dünner Wolken Schranken,
Ein Schatten nur, dich und Philosophie!

Das Meer ist nun mit Erd und Luft im Frieden;
Der Sonne wird ihr Kreis nicht mehr verrükt:
Der Stoff, gezählt, gewogen, abgeschieden,
Ist nun nicht mehr zum Schaffen gleich geschikt.
Nur selten sehn wir neue Thiere werden,
Wie die, die einst im Chaos sich gebildet;
Die Arten stehn, wie Felsen, fest auf Erden,
Ganz von der Kraft der Schöpfung angefüllt.

Nun glänzt, o Mensch, in dir der Gottheit Schimmer!
Nun schwieß du mehr, als ein Thier, zu seyn.
Vom Chaos [illegible]

Vom Himmel winkt dir die holdseelge Liebe,
Die schamroht sich vor geilen Blicken dekt.

Die Erde, die dein blutger Fleis durchfähret,
Und freien Lauf verschloßnen Dünsten läßt,
Ihr Thal beschüzt, der Ueberschwemmung wehret,
Ruht mehr auf dir, als ihren Pfeilern, fest.
Es schlünge sonst fast eine Welt von Wäldern
Die Luft in sich; kein Zephyr wehte jezt;
Ein sumpficht Meer ergösse sich in Feldern;
Ein jeder Berg wird ein Vesuv zulezt.

So, Sterblicher, kamst du von Kunst auf Künste!
Die Erde, die chaotsche Früchte trug,
Belohnte dich mit würdigerm Gewinste,
Und unterwarf sich dir und deinem Pflug.
Wer lehrte dich der edlen Speisen Saamen?
Ein Dichter sieht die Ebne Karion *,
Und Ceres sä'en, gibt ihr der Göttin Namen;
Man hört sein Lied, und heiligt jeden Ton.

Nun glüklicher, als die gebeugten Thiere,
Den Göttern fast an Freud und Wonne gleich,
Was thust du, Mensch! im seeligsten Reviere?
Hier herrscht der West; hier ist der Blumen Reich.
Wie wirst du hier auf sanfte Lieder sinnen,
Hier, wo sich Lust und Unschuld zärtlich küßt,
Wo in dem Arm geliebter Schäferinnen
Kein gröstes Gut für dich mehr übrig ist?

Ach, müde schon der segenreichen Matten,
Des Frühlings, und der Nachtigallen Lied,
Der Pappeln und der Linden grünen Schatten,
Des klaren Bachs, der Rosendüfte müd,
Verfolgest du das Ende deiner Pläne,
Und ladest dir selbst Centner-Arbeit auf.
Nun ändert sich der jungen Erde Scene,
Und nun beginnt der grössern Zeiten Lauf.

Nun baust du Städt, ahmst in gethürmten Steinen
Selbst der Natur gedehrne Felsen nach.
Was suchst du nicht für Zwecke zu vereinen?
Wo ist der Damm, den nicht dein Geiz durchbrach?
Du änderst noch getrost der Flüsse Bette;
Gelüng es dir . . Wo stöß der Ocean!
Es spränge schon der ewgen Felsen Kette;
Du sähst die Welt nur als dein Landgut an.

Was göttlichs strahlt, o Mensch, aus deinen Thaten,
Und wo du schweigst, da spricht des Auges Blik;
Du schimmerst durch, du, Seele, bist verrahten!
Umsonst weichst du tief ins Gehirn zurük.
Du bist entdekt; du wilst nur nicht erkennet,
Im Körper nur der hohe Geist nicht seyn!
Ach, daß Lucrez dich nicht vom Körper trennet!
Dem Plato fiel ein solcher Wahn nicht ein.

Lucrez hat Recht . . Die Sprach verwirrende Thürme
Erweisen nur des Urstoffs dumme Macht:

Da dies nicht ist: so ist es nur Betrug.
Die Blicke frei, die Glieder frei zu lenken,
Fließt Nervensaft, auch ohne Geist, genug.

Es bildeten sich tausende Gestalten;
Ein Pflanzenthier erschien beim ersten Blik:
Ein Theil davon zerstöhrt, ein Theil erhalten,
Entsteht die Form, und macht die Art ihr Glük.
Der Stoff, bewegt von unsichtbaren Kräften,
Mischt stets sich um, und bildet sich zulezt.
Das alte Meer, ganz voll von Lebenssäften,
Ist nicht das Meer, dem jezt sein Ziel gesezt.

Ist nicht das Meer, des Geizes prächtge Scene
War ihm so fremd, wie jener Flotten Last:
Noch war für euch, Mercurs verwegne Söhne,
Kein Hafen da, mit Quadern eingefaßt,
Noch stunden nicht die Oceanschen Mauren,
Die Alpen und die Pyrenäen nicht;
Noch war die Welt, Jahrtausende zu dauren,
Nicht fest genug in Angeln eingericht.

Ich sehe sie, wie sie in Nichts vergehen,
Und ganz dein Raub, o Abgrund! werden solt;
Wie sie aus Angst, um länger zu bestehen,
Ganz Ocean, ganz Wüste werden wolt.
So sah es aus auf unsrer jungen Erde,
Wo möglich war, was nicht mehr möglich ist!
Wars Zufall? Wars ein Allmachtswort: Es werde?

Die zärtesten, die allerfeinsten Theile,
Und [illegible] sich zu der Gedanken Ton?
Das Hirn verlezt . . Welch Mißlaut in den Schlüssen,
Wie, rührt ein Aff des Orpheus Saitenspiel!
Vorm Aug ein Fell . . Welch Wald von Finsternissen!
Ein Nerve lahm, fehlt Seele und Gefühl.

Nein, nein, ich fühl im Innern überführet,
Ein Etwas, das in mir ein Ganzes ist,
Selbst Welt für sich, vom Tode unberühret,
Die Himmel wie zum Zeitvertreibe mißt.
Ins Leere hin verwegne Reisen waget,
Und fast aufs Nichts die größte Schöpfung gründt,
Zweifach im Seyn, dem Leben leicht entsaget,
Und ohne Stern des Meeres Wege findt.

Und ungestümm entläuft es dem Getümmel;
Ein Augenblik, so kömmt es wieder an;
Vom Weltmeer siehts den Schatten dort im Himmel;
Vom Himmel hier das Bild im Ocean!
Kennt Regeln, selbst um eine Welt zu bauen,
Wo die Natur sich ganz vor ihm verschließt,
Da waget es, durch Ritze durchzuschauen,
Und sieht ihr Thun, wo sie verschwiegen ist.

Und die Natur, sich so entblößt zu sehen,
Noch ungewohnt, selbst noch im Paradies,
Sieht nun beschämt die Zifferberge stehen,
Die Neutons Tod der Ewigkeit verlies.

Doch rechnet nur die Schritte der Planeten,
Des Mondes Nacht, der Sterne Finsternis!
Die Wiederkunft der streiffenden Cometen
Sezt kühn voraus, und niemals ungewiß!
Dies ist nicht mehr, als wann auf seine Triften
Ein Storch voraus die Flocken fallen sieht,
Und Linien sich in den ebnen Lüften
Gerade nach dem wärmern Himmel zieht.

Fortsetzung.

Viertes Stük.

Lucrez, ich kan dein Schüler nicht mehr werden!
Ich find in uns zu viele Wesenheit.
Verzeiht auch mir, ihr Messer unsrer Erden,
Euclides und Cartesen unsrer Zeit!
Bewundernd seh ich Ziffern und Figuren,
Und wie der Wiz Beweis und Lehrsaz fund;
Ich aber geh auf zugeschwemmten Spuren,
Von meinem Ich such ich den wahren Grund.

Die Seele ists . . O, forscht in ihren Schachten!
Hier finden ihr der Weisen wahres Gold.
Nur diese soll ein hoher Geist betrachten,
Den Ziffern und dem Scepter minder hold.
Sie liegt in uns, wie einst im tiefsten Dunkeln

Wie glüklich, sich Gedanken zu gewinnen,
Und Wesen, wo der Schein ihr Schatten gab!
Es stürmt auf sie, wie eine Welt von Sinnen;
Sie schlägt den Sturm, als eine Heldin, ab.
Sie weiß sich fast vom Körper wie zu trennen,
Sieht Abgrund, wo das Aug kaum Tiefe merkt;
Im Schlummer selbst wird sie sich nicht verkennen;
Ihr innres Aug hat oft der Schlaf gestärkt.

Wie Welt auf Welt kan sie Gedanken häuffen,
Und Stern und Sand sind längst von ihr gezählt.
Was weiß sie nicht im Innern zu begreiffen,
Wo ihr so oft ein Wort, ein Merkmal fehlt?
Die Sprache sezt ihr oft zu enge Schranken:
Sie redet falsch, wann sie die Wahrheit trift,
Auch liegt in ihr von höheren Gedanken
Noch eine, nur noch nicht erklärte Schrift.

Wie drängt sie nicht fast unermeßne Dinge
Nur in ein Wort, in einer Einheit Raum!
Wie, als sie sich zu dichten unterfienge,
Wie schön war nicht von Göttern einst ihr Traum?
O, wie warst du so unbekannt, Geschichte,
Der jungen Welt, dem Anfang noch so nah!
Da spielte sie; da machte sie Gedichte,
Bis endlich sie der Dinge Ursprung sah.

Cythere sah die Liebesgöttin landen;
Wie schön kam sie in einer Muschel an!
Hier steht den Held, an welchem Schiffe Branden,

Wer ſieht den Nord in Aeols dunkler Höhle?
Wer überraſcht den ſchmiedenden Vulcan?
Nur ſie war es, die bilderreiche Seele!
Die Zauberin, die alles würken kan.

Sie ſieht erſtaunt verhüllt im kleinſten Saamen
Den gröſten Wald, bewundert die Natur,
Giebt ihrer Kunſt des Künſtler Dädals Namen,
Und nennt das Meer Neptunens groſſe Flur *.
Und ſo, wie ſie, noch heut auch ohne Tadel,
Die Liebe hieß aus mildem Schaum entſtehn:
So ſorgte ſie auch für der Weisheit Adel,
Und Grazien läßt ſie nicht einſam gehn.

Kaum ſieht ſie, wie vom Fels der Adler ſchoſſe
So war er ſchon dem Vogel, Jupiter!
Ihr Zephyr fliegt; den Donner ziehen Roſſe;
Ihr Dreizak zähmt das zügelloſe Meer.
Euch, Muſen, weiht ſie ſelige Gefilde!
Vom Himmel kömmt Apoll, und lehret hier:
Die Pallas ſpringt mit Harniſch, Helm und Schilde
Ganz aus dem Haupt des Jupiters herfür.

Doch endlich müd von ihrer Kindheit Scherzen
Vergaß ſie ſie, und ſah nun im Socrat
Ins Innerſte vom angebohrnen Herzen,
Sah Gut und Bös, und gab Geiz und Rahe.
Wie wog ſie des Rechts und Unrechts Gründe?
Wie wurden Recht und Billigkeit vereint?

Hier ist es, wo ich sie am größten finde!
Wo sie mir mehr, als bloße Seele, scheint.

Ja, leitet sie so gar vom höchsten Sitze
Den Donner selbst, gleich einem Bächlein, ab;
Der Zufall thats, der einer Nadelspitze
Die Zauberkraft, ein Schiff zu führen, gab.
Hier aber glänzt ein überdenkend Wesen,
Wie sorgenvoll fürs künftige Geschlecht!
Zu Martyrern sind Cäsars auserlesen;
Der Himmel fällt, und ändert nichts im Recht.

Wie schön knüpft sie den bürgerlichen Knoten,
Und stiftete der Römer großen Staat!
Sie war es, die euch, Wilden, dort in Booten,
In Höhlen hier, zerstreut, gesammlet hat.
Sie mißt und theilt das Eigenthum der Erden;
Verjährung schützt, was sonst die Strenge nimmt:
Sie heißt den Sohn des Vaters Erbe werden;
Person und Ding findt gleich sein Recht bestimmt.

Für Glückliche, im Traume selbst zu erben,
Erdachte sie des letzten Willens Recht,
Und Ordnung sah sie in der Menschen Sterben,
Und merkte sich die Folgen im Geschlecht.
So manch Geschlecht, so manche Welt im Kleinen;
Hier hat sie sich manch Merkmal ausgedacht;
Wie glücklich recht, um Zeiten zu vereinen!
Wie groß ist sie, wenn sie Epoken macht!

Den grossen Traum, der Staaten Gleichgewicht.
Ja, wäre nicht der Erde Fall entschieden,
Und siegtest du, o Ehrgeiz! nicht zulezt,
So hätte sie von einem ewgen Frieden
Des Janus Plan noch glüklich durchgesezt.

Wie still ist sie! Sie ruht tief in Gedanken!
Doch plözlich, wie, noch still des Meeres Grund
Auf einmal brüllt; der Erde Vesten wanken:
So donnert sie durch den erbebten Mund.
Unsichtbar stark, voll von Begeisterungen,
Besieget sie den gröszten Widerstand,
Und spricht, als wie mit fremder Völker Zungen,
Selbst Sprachen, die sie nie vorher gekannt.

Was Sterbliche von selbst nie unterfiengen;
Begeistert führt sie alles glüklich aus;
Läst froh ihr Blut aus allen Adern springen,
Und lacht, und flieht des Körpers stürzend Haus;
Macht Feige wild, daß Brüder sich nicht schonen,
Und eigne Hand die eigne Hand beraubt;
Lehrt, was sie will, den dummen Millionen,
Und was sie lehrt, wird fromm und dumm geglaubt.

Wie? Seele! wars ein Traum? Giengst du mit Geistern
In stiller Nacht, wo Thiere schlafen, um?
Empfingest du von unsichtbaren Meistern
Die Göttersprach, und dein Dämonium?

Du fährest durchs unendliche Gedränge,
Gleich einem Bliz ins Innerste der Welt:
Dich schrecket nicht der Körper wild Gemenge;
Du siehst die Kraft, die ihre Theile hält.
Unendlich klein, und voll verborgner Falten
Siehst du den Stoff, der erst als Tropfe floß,
Ein Meer wurd, und in tausenden Gestalten
Veränderlich, durchs Leere sich ergoß.

Wie leuchtest du auf der Ideen Throne?
Da zieret dich der Sterne Silberkranz:
Doch prächtiger, als eine Sonnencrone,
Umstralet dich der Tugend hoher Glanz,
Und was hat dich zum hohen Seyn erlesen?
Ein Fall der Zeit? Gestehst du diese Schmach?
Von Ewigkeit war dort das erste Wesen;
Von Ewigkeit kamst du mit Welten nach.

Ein Stral vielleicht vom allerreinsten Glanze;
Nur eine Sonn erwärmt der Geister Flur;
Ein Geist nur denkt vielleicht durchs grosse Ganze,
Macht Eins zu Viel, und herrscht durch die Natur.
Ich sehe schon der Meere Grenzen weichen,
Und Funken nur, wo ich sonst Sonnen sah:
Dich, Seele, wird kein Allmachtspfeil erreichen;
Kein Meer war noch; du aber ewig da!

Ach, daß er nicht, den wir unsterblich nennen,

Dem Schiffer nun die Wege sichrer macht,
Und ach, sein Geist, der bis zum Sternenheere
Sich prächtig schwung, blieb von ihm unbetracht!

Es ist geschehn . . Was Neuton selbst nicht sagte
Bleib ewig uns, Verwayßten, unentdekt;
Es ist geschehn . . Was Leibniz auch nicht wagte,
Da, Sterbliche, seht euer Ziel gestekt.
Doch . . Vorurtheil! Wie hast du überwunden?
Pythagoras schloß seiner Schüler Mund.
Frei, ohne Bann . . Wir hätten was gefunden;
Manch grosser Geist säh tieffer in den Grund.

O, Seele, harr in deines Leibes Schranken!
Wie viel Geschäft erwartet dich noch hier?
Erfülle dich mit göttlichen Gedanken!
Du siehst einmal der Seeligen Revier!
Doch du wirst erst von Welt zu Welten wandern,
Und siehst dich oft nach unserm Ball noch um:
Du reisest noch von einem Stern zum andern,
Und stets gleich weit scheint dein Elysium.

O, Sterblicher, hier lese dein Geschicke!
Nun flieh die Welt . . Es ist um sie geschehn!
Wie? tändelst du noch mit dem falschen Glücke?
Sieh, dein Geschlecht wird gänzlich untergehn!
Hier fließet schon das Blut von Nationen!
Nun ändert sich die Bühne noch einmal.

Wer kennt sie nicht? Ach, ihr chaotscher Wille
Ist wunderlich . . . Reißt nieder und erhält.
Vielleicht wird bald im Meer der Wallfisch minder,
Und Potosi bald seiner Schätze leer.
Den Patagon, den Rest der Enakskinder,
Sah Magellan, und niemand sieht ihn mehr!

In tiefster Erd entbrennen neue Blitze;
Vom Tagus geht ihr Lauf bis zu dem Rhein.
Es wankt der Grund . . Nun stürzen Königssitze,
Und Thürme mit der Schwalbennestern ein.
Es merken schon der Sterne hohe Seher
Den Untergang, zu dem der Erdball reift,
Zwar langsam, doch rükt er der Sonne näher,
Wann Kält und Eis sich unterm Nordpol häuft.

So, wie wann schon das Todesurtheil redet,
Und laut und ernst die harte Stimme spricht,
Der Priester schon mit seinem Sünder bätet,
Der Richter schon den schwarzen Stab zerbricht:
Der Mörder nun, der Bühne zugeführet,
Noch scherzt, und lacht, noch wild und trotzig thut,
Und sieht das Schwerdt, das wie ein Bliz, ihn rühret,
Und könt ers sehn, er säh sein springend Blut:

So stunde dort auf seinem falschen Boden
Die prächtge Stadt, wie auf des Glückes Bord,
Ach, Lissabon, auf einer Welt von Toden
Tief unter sich, und sang auf Königsmord:

So stehest du auf einem Wall von Todten,
Elender Mensch! und denkst nicht an den Tod.

O, wenn man doch nur einzeln also dächte;
Allein so denkt, so träumt die ganze Welt!
Der Sterblichen unzählbares Geschlechte,
Und selbst der Freund, der unser Grab bestellt.
Wir sehn den Pfeil, wie scharf er auf uns zielet,
Und unser Rausch heißt ihn vorüber gehn.
Wann hat die Welt die Rollen ausgespielet?
Wann werden wir gelöst den Knoten sehn?

Ein neuer Geiz wird in die Seegeln blasen;
Wir werden noch des Nordpols Thiere sehn:
Der Krieg wird fern um neue Beuten rasen,
Das Eismeer sich voll von Fregatten sehn.
Noch einmal wird Europens geilen Blicken
Ein naktes Volk zum Schauspiel aufgestellt:
Noch einmal wirds dem Aberglauben glücken;
Ach, ist sein Ziel denn nicht das Ziel der Welt?

Doch dann wird auch der Dinge Lauf sich kürzen,
Dem Weise schon zu lange zugesehn,
Und alles wird in eins zusammen stürzen,
Und schneller, als ein Wolkenschloß vergehn.
Es donnert tief von unten . . Welch Getümmel!
Welch ein Gebrüll schallt aus des Abgrunds Schlund!

Wie siedet nicht das Meer und seine Wellen,
Wie baumen sie, gleich wilden Rossen, sich!
Die Monster, nun verjagt von ihren Stellen,
Wie toben sie, wie laut, wie fürchterlich!
Der Wallfisch schwingt, von Todesangst verwirret,
Sich in die Luft . . Will fliegen, und vergeht,
Wann in dem Meer der grosse Kondor irret,
Sein Element verkennt, und untergeht.

Einige Gedanken von dem Trauerſpiel.

Die groſſen Begebenheiten, und faſt mit jedem Augenblik entſtehende Veränderungen der Welt ziehen eines jeden denkenden Weſens Aufmerkſamkeit zu ſich. Sie haben in unſere Gemütsbewegungen einen ſo groſſen Einfluß, als die abwechslende Witterungen in unſern Körper haben. Die traurige Zufälle, welchen das menſchliche Leben unterworfen iſt, ſind faſt unzählich. Diejenige, die unſern Körper allein betreffen, und unſre Seele nur in ſo fern, als ſie in Gemeinſchaft mit demſelben leidet, ſind, wann ich mich nicht irre, noch die erträglichſten. Wie wäre es ſonſt zu begreiffen, daß auch der ſchwächſte Geiſt eine gewiſſe Gedult und eine Stellung des Gemüts, welche einer Standhaftigkeit nicht unähnlich ſieht, in den gröſten Schmerzen des Leibes zeigen könte? Wann wir aber von einer heftigen Leidenſchaft plözlich überfallen und eingenommen werden; wann wir uns mit der Hofnung oft in ſtille und angenehme Geſpräche einlaſſen, und ſie uns ſchmeichlend antwortet, aber, ehe der Traum, in den ſie uns ſezt, noch die Helfte ſeines Laufs erreichet hat, uns ſchon verläßt; wann wir in dem Augenblik, da wir den Hafen zu erlangen glauben, durch einen unvorhergeſehenen und nicht gefahrten Sturm in unglaublicher Geſchwin-

[illegible] wir uns faſt in einem

mer des Selbstbetrugs wecken, und uns neugierig machen, ihre verborgene Gründe einzusehen, und gleichsam ihr künstliches und feines Gewebe aufzutrennen, um die Fäden, aus welchen es zusammengesezt ist, einzeln zu betrachten. Ein ernsthafter Dichter, welcher nach der bekannten Horazischen Lehre:

Et prodesse volunt, & delectare poëtæ,

sich nicht allein mit dem angenehmen, sondern auch und vorzüglich mit dem nüzlichen beschäftiget, erwählet solche Fälle zu seinen grossen Vorwürfen. Er begnüget sich aber damit nicht allein, wie der Philosoph, bis auf ihren ersten Grund zurük zu gehen: er betrachtet den Menschen auf der Seite, auf welcher er sich in solchen Fällen sichtbar machet. Er ist aufmerksam, wie sich der Tapfere verhält, wann er sich plözlich mit einer drohenden Gefahr im Streit siehet; er ist nicht minder aufmerksam auf das Thun eines Zaghaften; er giebt acht, wie der Zornige die Beleidigung seiner Ehre empfindet; er siehet mit Vergnügen dem Glüken zu; er läßt nicht unbetrachtet, was grosse Hofnungen in uns für Würkungen herfür bringen; er unterscheidet sehr genau die Thoren von den Weisen, in denen Fällen, wo der Weise sowohl wie der Thor nicht unempfindlich seyn kan,

Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach

v. Haller.

Diese Aufmerksamkeit auf das Thun der Menschen, und die Begebenheiten der Welt überhaupt setzen einen Dichter in den Stand, uns so nüzliche als angenehme, so bekannte als unerwartete Dinge zu sagen, oder die bekannte uns unter einer Gestalt zu zeigen, unter welcher sie uns nicht bekannt waren. Das beständige Anschauen eines prächtigen Pallastes, und die beständige Bewohnung desselben erweckt uns zulezt einen Ekel vor dem

wunderung, wann er eine lachende Sommerlaube ſiehet, als der von Palläſten entfernte Landmann die erſtaunenden Werke der Baukunſt zum erſtenmal mit Verwunderung erblikt. Unaufhörlich unerwartete Dinge ſagen, wird einen Dichter eben ſo eckelhaft als denjenigen machen, welcher unaufhörlich uns mit gemeinen und bekannten Dingen unterhält. Das unerwartete iſt aber nicht allein in Dingen zu ſuchen, die würklich ſelten ſind; auch bekannte Dinge werden zu unerwarteten, wann ſie mit dem Unbekannten auf ſolche geheime Art verknüpft werden, daß wir uns dieſer Art der Verbindungen nicht vermutet hatten.

Die Welt iſt von mehr als einem Dichter und Redner einer Schaubühne verglichen worden. Ob ſie aber mehr einem Trauerſpiel oder einem Luſtſpiel ähnlich ſehe, und ob die Eitelkeiten der Welt von einem Democrit mit mehrerm Grund verlachet, als von einem Heraclit beweinet werden, gehöret noch unter die unentſchiedene Strittigkeiten der Weltweiſen. Der behauptet, es ſey mehr Böſes in der Welt als Gutes; jener, es ſey mehr Gutes in derſelben als Böſes; dieſer, das Gute und Böſe halte einander die Wage; der lezte endlich, es ſey alles gut; und wie wahrſcheinlich hat nicht Pope dieſen Saz gemacht?

Es ſey aber dem, wie ihm wolle: ſo iſt und bleibt das Trauerſpiel die erhabenſte Würkung der Einbildungskraft eines Dichters. Die groſſen Fälle, die die Welt in Erſtaunen geſezt, hat uns oft nur ein Blatt, ein Rohr oder Schilf, eine Rinde eines Baums, ein Stein, eine Tafel von Wachs aufbehalten. Wie kurz iſt die Geſchichte in ihren Erzählungen! Aus wie vielen kleinen Fäden iſt nicht ein groſſer Faß zuſammengeſezt, von welchem allem uns die Geſchichte nichts meldet? Wahrſcheinlich iſt in ſolchen

schweigt die Geschichte das meiste. Der Dichter nimmt also sehr weislich seine Zuflucht zur Fabel, und seine Einbildungskraft füllet die Zwischenräume aus, welche die Geschichte leer gelassen.

Der tragische Dichter will seinen Zuschauern und Lesern die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge auf eine rührende Art vorstellen; er will ihnen die Tugend liebenswürdig machen, und einen Abscheu vor dem Laster beibringen; er will die wahre Gemütsgestalt der Menschen in jedem Fall, und besonders in Widerwärtigkeiten schildern; er will sie von ihren Pflichten in jedem Fall unterrichten; er will bei jeder Gelegenheit eine reine Sittenlehre anbringen; er bestreuet sie mit Blumen, um ihre dürre und trokne Gestalt einem ekken Auge zu verbergen; er nimmt weislich alle Leidenschaften der Menschen zu Hülfe; er rühret sie; lenkt sie aber so gut, daß die von ihnen gerührte Menschen einsehen müssen, wie weit sie führen, und wo ihnen Einhalt zu thun sey; er gleicht hierinnen einem klugen Gesandten, welcher, um sein ihm anvertrautes Geschäfte an dem Hof, wohin er gesendet worden, desto sicherer und geschwinder auszuführen, sich an de Lieblinge des Herrn wendet, und durch sie ausrichtet, was sein Vortrag bei dem Herrn allein nicht zu würken vermag.

Der Dichter hat also erst eine Sittenlehre in Absicht, welche er auf eine Art, die einen plözlichen Eindruk macht, andern beibringen will. Er kleidet sie in eine Fabel ein, die ihm herzu die geschikteste zu seyn scheinet. Er mischt diese Fabel unter eine wahre Geschichte, und macht sie dadurch wahrscheinlicher.

Atque ita mentitur, ne veris falsa remiscet.

Dieses hat der berühmte Herr Gottsched wohl angesehen und wohl ausgeführt. Ein Dichter, der die schwache Seite des menschlichen

ben der Menschen zu befördern, und gefährliche Leidenschaften rege zu machen, wie in den Opern geschiehet; so eilt er nicht so zu dem Ausgang, daß er nicht Nebenhandlungen einmischen solte, die ihm Gelegenheit geben, mehr als eine rührende Betrachtung über die Flüchtigkeit menschlicher Dinge, und mehr als eine nüzliche Sittenlehre anzubringen.

Einem ernsthaften und gesezten Gemüt wird die Zeit nicht zu lang werden, wo es mit nüzlichen und auf eine angenehme Art vorgetragenen Wahrheiten unterhalten wird. Der bekannte Erzbischof von Cambray sagt in seinen Gedanken von der Tragödie, man würde den Trauerspielen einen grossen Nachdruk geben können, wann man ohne Einmischung der unordentlichen und flatterhaften Liebe den sehr philosophischen Begriffen des Alterthums folgen wolte. Er tadelt Corneille, und tadelt Racine, und die wahre tragische Hoheit findet er in dem Sophocles.

In einer Zeit von wenig Stunden müssen grosse Begebenheiten so schnell auf einander folgen, daß dadurch ein plözlicher Eindruk in das Gemüt der Zuschauer gemacht, und bei ihnen Erstaunen, Mitleid, und ein tiefsinniges Nachdenken erwekt wird. Viele tragische Dichter erwecken wohl die Leidenschaften; aber das tiefsinnige Nachdenken selten. Zuschauer, die über ihre Leidenschaften noch keine Herrschaft erlangt haben, wird ein zärtlicher Dichter, ein Trauerredner einer unglüklichen Liebe leicht in eine Entzükkung hinreissen, deren diejenige nicht fähig sind, welche ihre Leidenschaften schon so gemäßiget und so in ihrer Gewalt haben, daß sie nicht leicht bei ihnen erregt werden können. Dieses ist ohne Zweifel der Grund, warum ernsthafte und gesezte Männer das schönste Trauerspiel oft gleichgültig ansehen, und

Auf die Einrichtung der Fabel kommt allerdings viel an. In einer so kurzen Zeit können nicht wohl grosse Begebenheiten so schnell auf einander folgen, wann nicht alle Umstände, unter welchen sie erscheinen, damit überein kommen, und zu dem grossen Erfolg zusammen stimmen. Die Regeln, welche uns die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit anempfehlen, sind also in der Natur der Sache selbst gegründet.

So viel die Einrichtung der Fabel anlanget, will ich nur erinnern, daß die Personen, welche auf die Bühne tretten, zwar alle zu gleicher Zeit gelebt haben müssen; es aber darauf nicht ankomme, ob sie auch an dem Tag, an welchem die Haupthandlung vorgehet, noch alle gelebt haben, und an einem Ort beisammen gewesen sind: Dann so sehr darf man die Befugnisse der Fabel nicht einschränken. Es ist genug, wann es nur möglich ist, daß sie diesen Tag noch alle gelebt haben könten, und es ist genug, wann nur alle diese Begebenheiten in einem Tag sich haben zutragen können, wann sie sich schon nicht würklich in einem Tag zugetragen haben.

Die Fabel hat zwar eine gewisse Zeitrechnung, wie die wahre Geschichte. Man kann aber ganz wohl das Schikſal einer wahren Person verlängern und verkürzen, und bei erdichteten Personen hat ein Dichter alle Freiheit. Es muß aber alles wahrscheinlich seyn, und also auch eine gewisse Ordnung der Zeit beobachtet werden.

Von den Characteren der Personen des Trauerspiels muß ich noch mit wenigem etwas anmerken. Es ist allerdings sehr viel daran gelegen, daß der Character einer jeden tragischen Person sehr genau beobachtet werde; der Zwek des tragischen Dichters würde sonst offenbar verfehlt werden.

handle, solches erfordert. Wie schwer ist es, den Menschen zu kennen; noch schwerer ist es, solchen zu beschreiben! Ist der Mensch boshaft, wie verborgen ist er nicht oft? Seine Hauptleidenschaft gleicht öfters einer im Gras verborgen liegenden Schlange. Ist ein Mensch tugendhaft, wie viel scheinbares ist nicht von dem würklichen und wesentlichen in der Tugend zu trennen?

Bei einigen Menschen herrscht eine Leidenschaft vorzüglich, und alle andere Leidenschaften werden dieser einzigen bei jeder Gelegenheit aufgeopfert, wie die Priester am Nilstrom einen Gott dem andern zu opfern pflegten. Bei andern Menschen hingegen ist es unentschieden, welche unter den Leidenschaften bei ihnen den Vorzug behaupte. Der Character solcher Menschen ist ungewis und betrüglich. Wieder bei andern hält eine Leidenschaft der andern die Wage; sie sind gleich vermischt, und das Urteil ist betrüglich, welches einer Leidenschaft vor der andern in solchen Gemütern die Herrschaft einräumt. Solche Menschen sind am schwersten zu erforschen. Hat man auch endlich die Hauptleidenschaft eines Menschen ausfündig gemacht: so sind dennoch in dem Herzen desselben so viele verborgene Schlupfwinkel, daß man sich so wenig, als in einem verwünschten und bezauberten Schloß zurecht finden kan. Es gehöret also viele Einsicht dazu, einem Dichter mit Grund und Gewisheit den Vorwurf zu machen, daß er den Character der auf die Bühne gestellten Person von Anfang bis zu Ende nicht gehörig beobachtet habe, und das gemeine Sprichwort gilt auch hier, daß es leichter sey zu tadlen, als besser zu machen. Ist eine Person von einem natürlich hitzigen und zornigen Wesen; so ist es dennoch weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß sie sich

so wenig, als das stürmische Meer eine andere Natur bekömmt, wann es in einem Augenblik nach dem entsezlichsten Sturm stille und sanft zu werden anfängt. So viel ist indessen gewis, daß ein Zorniger, wann er sein widriges Schikſal beklagt, auf eine andre Art klagen wird, als ein natürlich Gelaßner, und daß ein Zorniger, wann er plözlich gelassen wird, solches auf eine andre Art sey, als ein natürlich Gelaßner. So ist die Stille eines Bachs mit einer Meeresstille nicht zu vergleichen, und so ist eine an sich stille Luft mit derjenigen nicht zu vergleichen, die wenig Augenblik vorher einen Sturm erfahren, der der Welt den Untergang zu drohen geschienen.

Ein zärtlicher Mensch, der sich keines widrigen Zufalls versiehet, und plözlich von einem solchen angegriffen wird, ein solcher bricht wahrscheinlich in die rührendesten Klagen aus; er denkt, er athmet, er sagt nichts als Traurigkeit, und die Betrachtungen, welche er über sein Schikſal anstellet, bestehen in lauter abgebrochenen Worten, in einem oft wiederholten Ach, und in Seufzern, die, so rührend sie sind, einem ernsthaften und an Unglüksfälle gewöhnten Gemüte, wo nicht ekelhaft, doch gleichgültig seyn müssen. Ein grosser Geist, der bereits an Widerwärtigkeiten gewöhnt ist, der nach und nach sich eine gewisse großmütige Gedenkensart gebildet hat, weiß wenig von dem weibischen Ach, wann ihm gleich solches nicht ganz unbekannt ist; er stellt vielmehr ernsthafte Betrachtungen über sein widriges Schikſal an, und, wann er sonst sinnreich ist, so ist er es in seinem Unglük in einem noch höhern Grad. Es ist so natürlich als begreiflich, daß einem Mann, der gewohnt ist, über alles Betrachtungen zu machen, und der seiner Denkenskraft alles unterwirft, wessen er nur bewußt werden kan, daß ein solcher ernster Mann, in

Vergleichungen anstellen, und folglich auch in seinem tiefsten Schmerz eben so wenig ohne Wiz, als ohne Trost seyn wird.

Wann also eine tragische Person bald standhaft, bald verzagt, bald zornig, bald gelassen auf der Bühne erscheinet: so folgt daraus nicht, und nur Leute ohne Urteilskraft sind es, die dieses daraus schliessen, daß der Dichter von dem seinem Held einmal beigelegten Character abgegangen sey, und ihn verändert habe. Es kommt auf die Umstände an, unter welchen der Zornige als gelassen, und der Gelaßne als zornig erscheinet; und nach diesen Umständen muß allein das Urteil gefället werden. Wie veränderlich ist nicht des Menschen Herze!

Es ist lächerlich zu sagen, daß in so kurzer Zeit sich der Character eines Menschen nicht leichtlich ändern könne. Ich bin der Meinung, er ändere sich nicht, so lange der Mensch lebet, und den Körper behält, den er hat. Es ist aber billig ein Unterschied zu machen zwischen wesentlichen und ausserwesentlichen Aenderungen. Ein Gelaßner, wann er zornig ist, ist auch nicht auf die nemliche Art zornig, wie einer, der von Natur zum Zorn geneigt ist. Es kommt hiebei alles auf des Dichters unterscheidendes Urtheil an, und Regeln würden ihn mehr verwirren, als zurecht weisen.

Die tragischen Personen aber, von deren Character die Rede ist, sind entweder erdichtete oder würklich auf dem grossen Schauplaz der Welt bekannt gewordene Personen. Sind sie erdichtet; so hat ihre Gemütsbeschaffenheit, die sie auf der kleinen und nachgeahmten Bühne der Neugier darstellen sollen, nirgendswo ihren Grund, als in der Einbildungskraft des Dichters. Hierbei ist mehr nicht zu beobachten, als daß [illegible]

Es kan aber hieher wiederholt werden, was ich vor wenigen Augenblicken von den Characteren überhaupt gesagt habe. Ist die Person schon allgemein oder sehr bekannt, und die Geschichte hat uns ihren Character aufgezeichnet hinterlassen, oder ist solcher aus ihren bekannten Thaten untrügbar zu schliessen, alsdann ist es nicht rathsam, diesen Character zu ändern; sondern er muß bleiben, wie er ist.

Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, tristis Orestes.

Weil aber doch dem tragischen Dichter erlaubt ist, mit dem Wahren das Falsche zu vermischen: so ist es ihm auch erlaubt, aus dem Stoff des Gemütscharacters seines Helden, welchen ihm die Geschichte giebt, gleichsam eine neue Gestalt zu machen, wie es sein Zwek und die Sittenlehre, die er rührend beibringen will, und beständig im Gesicht haben muß, erfordern. Mit einem Wort, er darf zu- und abthun. Vor allen Dingen aber muß der Nationalcharacter in acht genommen werden. So verschieden die Himmelsgegenden sind; so verschieden sind auch der Völker Gestalt, Kleidung, Nahrung, Gewerbe, Sitten, Gebräuche, Gesätze, Einsichten, Gedenkensarten, ja selbst ihre Götter:

Im Norden sind sie weiß, schwarz unterm braunen Süden.

v. Haller.

Es ist daher allerdings ein grosser Unterschied, in welchem Land die Begebenheiten vorgehen, die auf der Bühne vorgestellt werden, und zu welcher Nation die Personen des Trauerspiels gehören,

Colchos, an Assyrios, Thebis nutritus an Aegis

Leuten, als das erstere, und folglich auch der Menschen Gedenkensart und Geschmak in einem Jahrhundert nicht, wie in dem andern, ist.

Dieses ist es, was man sagt, wann man von dem Genio Seculi redet. Anders sprachen die Römer unter den Burgermeistern; anders dachten und sprachen sie unter den Kaisern. Wie stolz und prächtig haben sie nicht zu der Zeit sprechen können, da C. Popilius zu einem grossen König sagte: Priusquam hoc circulo excedas, redde responsum Senatui quod referam, und zu der Zeit, da Cäsar auf des Cicero Vorwort dem Marcus Furius den Thron der Gallier versprach? Wer Kronen verschenken kan, muß auch mehr als Königlich reden können.

Wann wir in das Vergangene zurük gehen: so öfnet sich uns eine fast unendliche Aussicht in verflossne Jahrhunderte. Der Strom, der sie mit sich fortgerissen hat, hat auch die alten Sitten und Gebräuche mit fortgeführt. Die vollkommenste Känntnis des Alterthums reicht kaum zu, uns einen lebhaften Begriff von der alten und einfältigen Lebensart unsrer Vorfahren zu machen. Die Schönheiten in den Griechischen und Römischen Schriftstellern empfinden wir nur halb, und wir sehen sie nur im Schatten. Die wenigsten unter unsern jetzigen Gelehrten sind Kenner des Alterthums. Die Ungelehrten wissen hiervon fast gar nichts. Indessen kommen uns fremde und ungewohnte Sitten gemeiniglich, obgleich ohne Grund, lächerlich vor. Wir lachen, wann der Chineser kalt isset, und hingegen warm trinket, ob er gleich mit eben dem Recht sich über uns aufhalten könte, daß wir warm essen und kalt trinken. Bei gewissen

alten Sitten, mit Beibehaltung des Weſentlichen, gleichſam eine neue Geſtalt giebt: ſo iſt er deswegen nicht zu tadlen. Wann er auch die alten Sitten vollkommen nachzuahmen wüßte: ſo iſt er doch nicht Herr und Meiſter über die Einbildungskraft ſeiner Zuſchauer und Leſer. Es iſt auch etwas ganz anders, wann ein trauriger Oreſtes in Athen auf der Bühne vorgeſtellt wird, und wann ſolches in Paris geſchiehet. Nimmt nicht ein Teutſcher, wann er nach Frankreich kommt, wenigſtens etwas von den franzöſiſchen Sitten, und ein Franzoſe in gleichem Fall etwas von den Teutſchen an? So verhält es ſich auch mit den tragiſchen Helden in Anſehung der Nation, bei welcher ſie auf der Bühne erſcheinen. Ich ſehe auch nicht, was dabei verlohren wird.

Die Kunſtrichter wollen uns beſſern, und oft machen ſie uns nur fehlen. Sie gleichen hierinnen groſſen Herren, welche öfters durch die vielen und ſchweren Geſetze, die ſie geben, mehr nicht ausrichten, als daß ſie die Anzahl der Uebertretter und die Strafregiſter vermehren.

Ich muß nun noch ins beſondere etwas weniges von dem Character der Haupt- und Nebenperſonen eines Trauerſpiels gedenken. Die Hauptperſon muß allerdings ihren entſchiedenen Character haben, es ſey dann, daß die Geſchichte ihn nicht entſchieden, und der Dichter mit Fleis den Zuſchauer in der Ungewisheit läßt.

Dieſes kan allerdings unter gewiſſen, von der Einrichtung der Fabel abhangenden Umſtänden Statt finden. Der Character der Nebenperſonen braucht nicht entſchieden zu ſeyn. Es iſt genug, wann ſie nur in den Fällen, in denen ſie ſich befinden, gewiſſe Leidenſchaften äuſſern.

Ein und andere Nebenperſon aber, die einen merklichen Antheil an der Haupthandlung hat, kan und muß öfters einen entſchiedenen Character haben. Wann die Namen ſolcher Nebenperſonen von der Geſchichte geborgt werden: ſo iſt es eben nicht

noth-

nothwendig erforderlich, daß die Geſchichte auch den Stoff zu dem Character derſelben heraben müſſe, wann nur ſolche Namen nicht gar zu bekannt und berühmt ſind.

Nun komme ich auf die tragiſche Sprache. Was von einem Gedicht, welches nutzen und ergötzen ſoll, überhaupt gefordert wird, wird auch von dem Trauerſpiel gefordert.

Non ſatis eſt, pulcra eſſe poëmata, dulcia ſunto.

Die Sprache muß nicht gemein ſeyn. Pöbelhafte Ausdrüke müſſen durchaus vermieden werden. Neuerfundene Wörter finden hier ihren Plaz, wann nur auf die Sprachähnlichkeit dabei geſehen worden. Noch mehr aber werden neue Redensarten, oder ungewöhnliche, jedoch nicht fehlerhafte Wortfügungen die tragiſche Sprache erheben, obgleich ein Dichter hierinnen ſehr behutſam ſeyn muß.

In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis;
Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit junctura nouum - - -

Es kömmt allerdings auf die Verſe, und ſo viel, als auf die Fabel ſelbſt, an. Sind ſolche rein, flieſſend, harmoniſch, und die Gedanken gründlich und natürlich erhaben: ſo findet ein ſolches Trauerſpiel zu allen Zeiten Beifall, wann auch gleich deſſen Einrichtung nicht regelmäßig iſt. Ein ſolches Trauerſpiel iſt einer Schönen ähnlich, deren Seele nicht ohne Fehler iſt; deren Schönheit aber doch allemal auch dann entzücket, wann man ſich nicht verwehren kan, die Schwachheiten ihres Gemüts zu tadlen. Die engliſchen Trauerſpiele und ſelbſt einiger maſſen des Addiſons Cato ſind ſehr unregelmäßig, und dennoch finden ſie ihre Bewunderer. Die Erhabenheit der Gedanken und ein anſtändiger Wörterpracht erſetzen die übrigen Fehler. So viele Schönheiten, die man empfinden muß, laſſen uns nicht Zeit, die Fehler wahrzunehmen. Der Herr von Voltaire drükt ſich in der Vorrede zu dem Trauerſpiel Mariamne hierüber ſehr gründlich

aus: C'eſt une erreur bien groſſiére de s'imaginer, que les vers ſoient la dernière partie d'une piéçe de théatre & celle qui doit le moins coûter. Mr. *Racine*, c'eſt à-dire, l'homme de la terre, qui après Virgile a le mieux connu l'art des vers, ne penſait pas ainſi. Deux années entiéres lui ſuffirent à peine pour écrire ſa PHEDRE.

Wann der Herr von Voltaire das Genie des Herrn Racine ſo ſehr rühmet: ſo iſt es mir unbegreiflich, wie ein einziges Trauerſpiel ihm eine Zeit von zwei Jahren gekoſtet haben könne. Wie ſolche Gedichte gefallen können, die von dem Schweiß, welchen ſie dem Verfaſſer ausgepreßt haben, noch benezt ſind, laſſe ich andre beurteilen. Der Leſer muß die Angſt fühlen, in der der Dichter geweſen iſt. Wann ich mich nicht irre; ſo ſagt man nur von demjenigen, deſſen Gedanken ſich von ſelbſt, leicht und geſchwind entwikeln, er habe Genie. Wann übrigens der Herr von Voltaire von ſich ſelbſt ſagt, Racine habe mehr Genie gehabt als er: wer würde ſo unhöflich ſeyn, ihm zu widerſprechen? Ich habe geſagt, daß ein Dichter in neuen Wortfügungen und Erfindungen neuer Wörter ſehr behutſam ſeyn müſſe. Gemeine Sachen können erhöhet werden, wann ein geſchikter Dichter die Aufmerkſamkeit des Leſers durch ein neues Wort oder eine unerwartete Wortfügung hintergeht. Es darf aber dieſes einem Dichter nicht zur Gewonheit werden. Man tadelt hierinnen mit Recht die neuen reimloſen Heldengedichte, wo oft auf ganzen Blättern in einer ungewöhnlichen Sprache nichts geſagt wird. Oft ſind ſie ſo dunkel, und ſo übertrieben hoch, daß man glauben mögte, man leſe in einem Buch von Beſchwörung der Geiſter.

Hat ein Dichter einen wahren erhabenen und unerwarteten Gedanken gefunden: ſo darf er ſich nur getroſt der gewönlichen Sprache bedienen, und er wird mehr bewundert werden. Ich bewundere den Flug eines Adlers ſo lange, als ich ihn noch ſehe;

hat er ſich in den Wolken verlohren, ſo mag er dort ſeine Bewunderer ſuchen. Wie iſt nicht Teutſchland ſeit einiger Zeit mit unnatürlichen, und doch bewunderten, Gedichten überſchwemmet worden! O mögte ich bald an dem Dichterhimmel einen Regenbogen als ein Zeichen erblicken, daß wir künftig keine ſolche Ueberſchwemmung mehr zu befürchten hätten! Es kömmt freilich alles darauf an, was der gute Geſchmak eigentlich ſey.

Ich wage es nicht, einen verwegenen Ausſpruch zu thun. Es iſt ein GOtt, der ſich rächen kan.

Ce Dieu charmant que l'on ignore,
Quand on cherche à le definir;
Ce Dieu qu'on ne ſait point ſervir,
Quand avec ſcrupule on l'adore.

Wer weder ängſtlich neue Gedanken, noch neue Arten, ſolche auszudrücken, ſucht; wer ſich um keine Zierraten bemühet, ſondern ſeinen Gedanken und Trieben einen freien, ungehinderten Lauf läßt; der kan verſichert ſeyn, wann ihm anders die Natur die Gabe zu dichten nicht verſagt hat, daß der gute Geſchmak ihm nicht abgeſprochen werden könne. Allein die unordentliche Begierde, erhaben zu ſeyn, iſt die Quelle ſo vieler falſchen Zierraten, und der unverſtändlichen und unteutſchen Sprache, die wir, der Natur zum Troz, bewundern ſollen. Dieſes hat der Herr von Voltaire eher und beſſer als ich eingeſehen, und beſſer als ich bereits geſagt: Cette envie de briller & de dire d'une manière nouvelle ce que les autres ont dit eſt la ſource des expreſſions nouvelles comme des penſées recherchées. Qui ne peut briller par une penſée, veut ſe faire remarquer par un mot - - - Si on continuait ainſi, la langue des Boſſuets, des Racines, des Paſcales, des Corneilles, des Boileaux, des Fenelons deviendrait bien-tot ſuranée. Pourquoi eviter une expreſſion qui eſt d'uſage, pour en introduire une qui dit préciſément la même choſe?

Kan man nicht ein gleiches mit noch gröſſerer Urſache von unſern teutſchen Dichtern ſagen?

Einem Dichter muß es ein heiliges Geſez ſeyn, niemals von der Natur abzuweichen. Begiebt er ſich unter die Herrſchaft dieſes Geſetzes: ſo wird er bald ſelbſt einen Eckel vor der unnatürlichen Sprache bekommen, in der das Erhabene ſeit wenigen Jahren faſt allein geſucht werden will. Doch kömmt es auch hier auf den wahren Sinn dieſes Geſetzes und deſſelben richtige Anwendung an. Es iſt billig ein Unterſchied zu machen, wann ein Dichter einen wahren Vorwurf hat, den er beſchreiben, und dem ſein Gedicht ähnlich ſeyn ſoll, und wann er ſich mit einem erdichteten Vorwurf beſchäftiget. Ein Maler ſchildert eine Landſchaft, die vor ſeinen Augen liegt, ab, ſo wie ſie iſt, und erreicht die Aehnlichkeit vollkommen; ein andrer Maler erdichtet ſich eine Landſchaft, ſchildert ſie, und ſein Gemälde wird bewundert. Beide ſetzen ſich vor, die Natur nachzuahmen, und beide erreichen ſie, aber auf verſchiedene Art. Was dem erſtern verboten iſt, iſt dem andern erlaubt. So verhält es ſich auch mit einem Dichter. Die Fabel iſt das Weſentliche in dem Trauerſpiel. Er kan alſo auch die Menſchen ſowohl vollkommner als unvollkommner vorſtellen, als ſie würklich ſind. Die Vorwürfe, die man einem Geſchichtſchreiber machen kan, treffen ihn nicht. Die Leidenſchaften ſchildert er, wie ſie natürlich ſind; aber er giebt ihnen Farben, die ihren Eindruk lebhafter machen. Wolte man es als einen Fehler anſehen, wann die Perſonen eines Trauerſpiels eine andere Sprache führen, als die im gemeinen Leben üblich iſt, ſo wäre es auch ein Fehler, daß man ſie in Verſen reden lieſſe: Dann dieſes geſchiehet im gemeinen Leben nicht. Sollen ſie aber nun einmal in gebundener Sprache reden: ſo muß man ſie auch ſo reden laſſen, wie ſie, wann ſie Dichter geweſen wären, wahrſcheinlicher maſſen geredet haben würden. Man tadle alſo in einem Trauerſpiel nicht die Figuren:

Gleichniſſe und andre poetiſche Zierraten; oder, wann man dieſes nicht dulten will: ſo laſſe man die tragiſchen Perſonen mit ungebundenen Worten reden. Es wird ſich ohnehin kein Menſch bei geſundem Verſtande einbilden, daß ein vor tauſend Jahren verweſter Held wieder auferſtanden, und zu Paris, London, oder in Leipzig auf der Bühne erſchienen wäre, wann auch die Schauſpieler, wie zu Zeiten des Thespis geſchehen, ihr Geſicht mit Hefen beſchmieren ſolten,

Dicitur, & plauſtris vexiſſe poëmata Thespis,
Quæ canerent, agerentque peruncti fæcibus ora.

Man hüte ſich alſo, daß man durch eine allzuängſtliche Nachahmung der Natur nicht in das lächerliche verfalle. Es kömmt aber auch hier auf die Verſchiedenheit der Umſtände alles an. In Gegenwart groſſer Leute wird man weit aufmerkſamer auf ſeine Worte ſeyn, als wann man unter ſeinen vertraulichſten Freunden und Hausgenoſſen iſt. Man kan ſinnreich in dem Schmerz ſeyn, wann man ihn vor einem groſſen Mann äuſſern ſoll, von dem man das Urteil erwartet, ob der Schmerz gerecht ſey oder nicht. Ein jeder, auch der kleinſte Umſtand, welcher mit dem Fall, der uns betrift, verknüpfet iſt, hat einen Einfluß in unſre Gemüthsbewegungen. Wer an groſſe und unvermutete Fälle ſchon gewohnt iſt, auch wohl vorher ſchon dazu vorbereitet iſt, und überhaupt bereits eine beſtimmte Gedenkensart hat, kan ſich leicht in dem gröſten Zufall in einer ſolchen Verfaſſung befinden, daß er auch in dem ſtärkſten Schmerz ſinnreich ſeyn kan. Wer überhaupt witzig iſt, iſt es in allen Umſtanden. Die erſten Gemütsbewegungen ſind auch von den nachfolgenden wohl zu unterſcheiden. Wer ſeinen Schmerz als ein Dichter ausdrükt, wird ihn auch anders ausdrücken, als er ſolches als ein Redner, oder in keiner von beiden Eigenſchaften thun würde. Nun aber reden die Perſonen des Trauerſpiels, troz der Natur, mit gebundenen Worten, oder poetiſch. Iſt es auch unnatür-

lich, daß ein Held in dem schwersten und traurigsten Fall eine gewisse Gegenwärtigkeit des Geistes behalten solte, und daß ihm Dinge einfallen, mit welchen er sein widriges Schikſal vergleicht? Sind also die Gleichnisse in einem Trauerspiel unnatürlich?

Horaz hat sehr wohl eingesehen und erkannt, daß ein Trauerspiel eine erhabene Schreibart erfordere, und sich dadurch von dem Lustspiel unterscheiden müsse.

Versibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem privatis, ac prope socco
Dignis carminibus narrari coena Thyestæ.

Allein wann er gleich darauf sagt:

Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri
Telephus & Peleus: - - -

wie übel ist er nicht von einigen verstanden worden?

Horaz war nimmermehr der Meinung, daß tragische Personen sich gemeiner und pöbelhafter Worte bedienen solten. Er sagt kurz vorher:

Interdum tamen & vocem comoedia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore,
Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri.

Seine Meinung war also keine andere, als daß, gleichwie das Lustspiel bisweilen einen höhern Ton annehme, also auch das Trauerspiel sich von seiner Höhe bisweilen herunter lasse. Zum Beispiel führt er den Telephus und Peleus an, die gemeiniglich in gewöhnlichen Ausdrücken ihren Unfall beklagten; er führt aber auch zu Ursachen die Umstände an, in welchen sie sich befunden - paupper & exul uterque -

Nun ist es wohl natürlich, daß nicht alles, was die tragischen Personen sagen, erhaben seyn könne und seyn müsse. Dieses ist die wahre Meinung des Horaz.

Man spricht viel von der edlen Einfalt; allein was versteht man darunter? Die Einfalt ist nichts anders, als eine gewisse

Aufrichtigkeit in der Art zu denken, zu handeln und sich auszudrücken. Ein wahrer Schmerz ist ungekünstelt; wer ihn fühlt, sagt ohne Verstellung, was er fühlt, und drükt sich aus, wie er in der That empfindet. Er ist aufrichtig in dem Schmerz, den er andern zu erkennen giebt. Dieses ist die wahre Einfalt. Ein weiches und wollüstiges Gemüt ist aller Eindrücke fähig; es klagt wie ein Kind, dessen Winseln und Schreyen oft auf keine Art zu stillen ist. Ein solches Jammern und Klagen muß zulezt eckelhaft und unerträglich werden. Wer aber dem Unglük nicht sogleich nachgiebt; wer ihm widersteht; und, indem er empfindet, was ihn rührt, zugleich auch die Grösse seines Geistes empfindet, und kühn genug ist, seine Unschuld selbst vor dem Himmel zu rechtfertigen, der jammert nicht wie ein gepeitschter Sclave; er trotzet dem Unglük selbst; er seufzet sein Geschik mit einer gewissen Anständigkeit, und seine Sprache unterscheidet sich alsdann von der Sprache des Pöbels in dem Schmerz. Dieses nenne ich eine edle Einfalt. Es ist also nicht unnatürlich, auch in den Ausdrücken des Schmerzes prächtig zu seyn.

Man seye aufmerksam auf die Art, wie grosse Leute ihren Schmerz ausdrücken, und nicht auf die Klagen des Pöbels, wann man die Natur nachahmen will. Wann der Fall so beschaffen ist, daß er Schmerz erregen muß; wann man den Schmerz nicht unwahrscheinlich grösser vorstellet, als er würklich ist; wann man das sinnreiche nicht sucht; sondern die Figuren und Gleichnisse mit dem Strom der Klagen, welche der Schmerz ausgießt, von selbst kommen: so sind sie eben so wenig unnatürlich, als wenig es unnatürlich ist, daß ein Strom Gold mit sich führt. Man entfernt sich auf diese Weise ganz und gar nicht von der edlen Einfalt. Indem man sich um keine besondre Gedanken, besondre Ausdrücke, Gleichnisse und andre Zierraten bemüht; sondern blos an seinen Schmerz, und nicht an die Art ihn aus-

zudrücken, denket; ſo bleibt man aufrichtig und in den Schranken einer erhabenen Einfalt.

Es ſind aber dieſes Sätze, welche genau beſtimmt werden müſſen. Ein gewiſſes Gefühl, noch ſichrer aber die gute Urteilskraft eines Dichters können ſie beſtimmen.

Man muß ſich nur allemal vorſtellen, daß die Perſonen des Trauerſpiels als ſo viel Dichter anzuſehen ſeyen, die uns in der von der Proſe ſich weit unterſcheidenden Sprache der Dichtkunſt dasjenige ſagen, was die Helden, die ſie vorſtellen, geſagt haben würden, wann ſie Dichter geweſen wären, und als Dichter ſich ausgedrükt hätten. So, und nicht anders verhält ſich die Sache würklich. Alſo iſt es z. E. vielleicht nicht wahrſcheinlich, daß Herod in der Verwirrung, in der er war, werde an ſeine ſtolzen Paläſte gedacht, und ſeine Verzweiflung alſo ausgedrükt haben:

Murs que j'ai relevés, palais, tombez en cendre,
Cachez ſous les débris de vos ſuperbes tours
La place où Mariamne à vu trancher ſes jours.

Auch ſcheint der Wiz mehr als der Schmerz in den lezten Zeilen zu reden:

Armez-vous contre-moi, ſujets qui la perdez
Tonnez, ecrajez-moi, cieux qui la poſſedez.

Wann aber ein Dichter auftritt, und die Perſon des Herods vorſtellt: ſo verhält ſich die Sache ganz anders. Herod würde ſo geſprochen haben, wann er in der Sprache der Dichter ſeinen Schmerz hätte ausdrücken wollen. Man kan aber auch, ohne ein Dichter zu ſeyn, in gewiſſen Umſtänden den feinſten Wiz mit dem zärtlichſten Schmerz verbinden. Alſo finden wir die Natur nicht nur in den Wildniſſen, ſondern auch in den Gärten, wo wir der Kunſt gleiche Dankbarkeit ſchuldig ſind.

In den von D. Chriſt. Gryphio geſammleten Vitis ſelectis XVII. eruditiſſimorum hominum, und zwar in Vita Joh. Vincent. Finelli findet ſich pag. 428. eine hieher gehörige und merk-

würdige Stelle, mit welcher ich meine wenigen und zufälligen Gedanken von dem Trauerſpiel beſchlieſſen will.

Maritum (einen jungen Neapolitaniſchen Herzog aus dem Genueſiſchen Hauſe Pinelli) optimum & indulgentiſſimum uxor infeliciſſima luctu perpetuo proſecuta eſt, ereptum ſibi a patria & affinibus procul, iniquiſſimis temporibus, cum virum dolens, cum quo vixerat ſine querela, quo ſoſpite vix ullam ſibi matronarum Neapoli praeferri optime norat - - - - Operuit caput nigra palla, qua circumfluente contecta humi cubans in abdito ſepoſitae cellae angulo dolori habenas laxavit. Audivimus nos ibi tum eam conquerentem, ſermonisque nitorem admirati ſumus & ingenii alacritatem. Quo factum, ut tragicos poëtas minus improbaremus, quos frequenter animaduertas inducere in ſcenam dolore & moerore confectas, Electram Hecubamue, ornate tamen & copioſe differentes.

Wer dieſe wenigen Zeilen mit aufmerkendem Urteil geleſen hat, wird mich nicht beſchuldigen, daß ich einander widerſprechende Meinungen hegte, wann ich das Sinnreiche in dem Schmerz bald zu billigen, und bald zu verwerfen ſcheine.

Ich habe nicht demonſtriren wollen.

Philoſophiſche Gedanken.

Des Menſchen Beſtimmung iſt zu leben, ſich zu vermehren und zu ſterben. Unſere Seele ſey unſterblich oder nicht; in einem wie dem andern Falle höret allemal der Menſch durch den Tod auf. Eine Folge von Empfindungen und Gedanken macht unſer thieriſches und vernünftiges Leben aus. Die Beſchäftigungen der Menſchen ſind mannigfaltig, und da ſich alles unſer Thun und Laſſen im Tode terminirt *; ſo ſcheinen alle unſere Beſchäftigungen von gleichgültiger Beſchaffenheit zu ſeyn. Unter dieſen Beſchäftigungen können jedoch diejenigen, welche den Leib blos zum Vorwurfe haben, nicht die edelſten ſeyn. Wir müſſen jeden Augenblik gewärtig ſeyn, daß dieſes Gebäude von Staub in ſein Nichts zerfällt. Wann von vergangenen Schmerzen und vergangener Luſt die Rede iſt: ſo iſts gleichgültig, ob von einem Jahrhunderte, oder einem Augenblicke geredet werde. Ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl unſers jedesmaligen Zuſtandes, welcher von unſerm Willen nicht abhängt, macht allerdings gewiſſe Sorgen nothwendig; aber ſolche Sorgen ſolten billig nur die jedesmalige Gegenwart, und unterm Künftigen nur die nächſte Zukunft zum Vorwurfe haben; ohne in unſern Sorgen weiter zu gehen, ſolten wir billig die von unſern Beſchäftigungen ſich von ſelbſt ins entferntere Künftige erſtreckende Folgen nur ruhig erwarten, und der Tod ſolte nur die Zukunft ſeyn, die uns immer vor Augen ſchwebte.

* * *

* Iſt vorſäzlich an ſtatt: endiget, geſetzet worden.

Wir müssen eine zeitlang auf den Tod warten, und diese Zeit suchen wir uns so kurz als möglich zu machen. Wir fürchten aber den Tod, und schweben ihm immer gleich unvorsichtigen Mücken entgegen. Schlechte Hütten, die Speise, welche uns die Erde, und der Trank, welchen uns ein reiner Bach von selbst und freiwillig darbietet, wären für Reisende, wie wir sind, und für einen so kurzen Weg gut genug gewesen. Und so weit hat der Philosoph von Genf Recht.

* * *

Aber wir haben unsere Bedürfnisse, und damit unser Elend selbst vervielfältiget. Die Menschen überhaupt leben in dieser Welt, als ob sie ihnen zum ewigen Aufenthalte bestimmt wäre. Wie man von den Caraiben sagt, daß ihre Vorsicht ins Künftige sich nicht auf den Abend erstrecke: so beweisen wir alle durch unsere Handlungen, daß wir an den Tod wenig oder gar nicht denken, und alle in diesem wichtigen Mangel der Vorsicht Caraiben sind.

* * *

Was hat das menschliche Geschlechte dabei gewonnen, daß Städte, Schlösser und Paläste gebaut, und die Menschen durch Gewalt, Aberglauben und Gesetze in grosse Gesellschaften, wie Schaafe in den Pferch, zusammen getrieben worden? Das Loos der wilden Thiere in den entlegenen Wäldern und Wüsten ist nur dadurch beneidenswerth geworden. Millionen Menschen sind jetzo nur um weniger einzelnen Menschen willen da, die mit ihnen, wie mit Kinderuhren umgehen, sie nach Gefallen stellen, und wann sie wollen, zerbrechen.

* * *

Das Glücke geht mit uns um, wie die guten Mütter und Ammen mit den Kindern. Sie ſtillen ihren in Thränen ausbrechenden Schmerz mit Zuckerbrod und Spielwerk. Aber die Kinder wachſen zum männlichen Alter heran, und ſehen ihr vergangenes und gegenwärtiges Elend nur zu deutlich ein. Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, welcher durch die Macht eines Zauberers in einen hundertjährigen Schlaf verſenket würde, in welchem er aber eine ununterbrochene Reihe der angenehmſten Träume hätte. Wäre dieſer Menſch in dieſem Zuſtand glükſeelig? Und wo ſolte ſich der Thor finden, der wohl und deutlich von der Sache unterrichtet, nicht jeden andern wachenden Zuſtand dieſem glükſeeligen Traume vorziehen würde? Es ſind Bedingungen möglich, unter welchen ein ſolcher hundertjähriger Traum einem hundertjährigen wahren Leben in gewiſſen Umſtänden vorgezogen werden könte; aber ich rede hier von der Sache überhaupt *.

* * *

Der Menſchen Innerſtes hat ſich vor dem Auge des Philoſophen umſonſt verborgen. Des Menſchen Herz iſt voll Unruhe, voll eitler Wünſche, deren Erfüllung theils nicht möglich iſt, theils vergeblich, und nur neuer Wünſche Saamen wäre. Wir ſuchen unſern Zuſtand unaufhörlich zu verändern, zum deutlichen Beweiſſe, daß es uns in keinem recht wohl iſt, oder daß wir nicht glükſeelig ſind. Eine thieriſche Eigenliebe iſt der Grund unſerer Handlungen. Wir ſuchen alles von uns abhängig zu machen; alles ſoll uns zum Opfer dienen; alles thun wir in Abſicht auf uns. * Was iſt auch natürlicher als dieſes, da

* Wann nemlich alles mit dieſem Leben aus wäre, mögte ein hundertjähriger glükſeeliger Traum vorzüglicher ſeyn.

* Nach der erſten Sprache der Leidenſchaft.

die Leiber und die lebloſen Körper alle zerſtörlich ſind, und kein Grund da iſt, warum ein unſterblicher Geiſt mit ſeinem Staube anders umgehen ſolte. Was unſer Leib bezwingen kan, iſt ſein Eigenthum. Das iſt das Recht, das ihm die Natur gegeben hat. So denkt ein Thier ganz natürlich; Geiſt und Leib aber machen ohne Unterſchied ein Thier, und der Menſch hat vor andern Thieren, wann ſich ſeine Seele von jener Seelen nicht unterſcheidet, keinen wahren, weſentlichen oder etwas bedeutenden Vorzug.

* * *

Niemals werden wir uns glükſeelig ſchätzen, wann unſer Wille nicht erfüllet wird, und niemals kan in dieſem Zuſammenhange der Dinge, in dieſem Leibe unſer Wille ganz erfüllet werden, ohne daß nicht etwa eines einzeln, nein, vieler, ja, aller übrigen Menſchen Wille unerfüllt bleibe. Wann die Glükſeeligkeit nicht ein Rätſel iſt, welches einmal ein witziger Geiſt ſich zur Luſt erdacht hat, damit die Menſchen, beſonders die Philoſophen, ſich die Köpfe darüber zerbrechen mögten: ſo muß ſie doch, ſie ſey, was ſie wolle, ein gemeines Gut aller Menſchen, oder ein Gut ſeyn, woran alle Menſchen einen gleich gegründeten Anſpruch haben. Es iſt aber keine Glükſeeligkeit hier möglich, die allen gleich zukomme. Was dem einen Vergnügen macht, deſſen Beraubung iſt allemal des andern Schmerz. Meine Abſicht wird erreicht, weil des andern ſeine unerreicht bleibt. Warum iſt die Begierde, vollkommner als andere zu ſeyn, oder andere zu übertreffen, uns allen natürlich? Glükſeelige aber wollen ſich einander nicht übertreffen; ſie wollen nicht vollkommner als andere ſeyn, wohl aber ſich mit dem vollkommnern vereinigen, und freiwillig von ihm abhangen. Geſezt, es wäre, und der Himmel weiß, in welcher Einöde, ein Glükſeeliger; würde ſeine Glükſeeligkeit bei dem Anblicke des Elendes ſo vieler Tauſenden

beſtehen können? Mit welchem Vergnügen kan derjenige eſſen, welcher tauſend um ſich herum Hungers ſterben ſieht?

* * *

Die Thorheiten, Vorurteile und Irrthümer anderer machen uns ein Vergnügen, und erhöhen unſere Weisheit. Die Dunkelheit anderer Namen macht den unſern heiter. Anderer Armut iſt unſer Reichthum. So machen wir immer Eroberungen über uns ſelbſt; ſo iſt ein Menſch des andern Opfer und Raub. So iſt es dann mit unſerer Vollkommenheit und unſerer Glükſeligkeit beſchaffen! Nur einer allein könte das höchſte Gut haben; alle ſolten es aber haben, und deswegen hat es keiner.

* * *

Den Menſchen kennen, heißt die wahren Gründe wiſſen, aus welchen er handelt. Der Menſch handelt aber theils blos nach thieriſchen Trieben; theils nach gewiſſen angebornen Begriffen, oder geiſtigen, oder, wann man lieber will, moraliſchen Trieben; theils nach idealiſchen Begriffen. Der nach thieriſchen Trieben handelnde Menſch iſt in Anſehung ſeiner Gemütsart weder gut noch böſe; ſondern man muß ſagen, daß die Menſchen von Natur zum Theil zur Bosheit, zum Theil zur Gutheit, zum Theil zu einer Miſchung von Bosheit und Gutheit geneigt, und, um ſie mit den Thieren zu vergleichen, theils als geborne Wölfe, theils als geborne Schaafe, theils als Thiere mitlerer Art zu betrachten ſind. So können wir aus der Gemütsart eines Menſchen, der ganz auſſer aller menſchlichen Geſellſchaft in der Wildnis aufgewachſen, nicht auf die natürliche Gemütsart aller andern ſchlieſſen. Jener wilde Menſch kan, wie ein Wolf; ein anderer Wilder wie ein Schaaf ſeyn. Die Erfahrung beſtätigt meine Meinung, und die Gemütsart eines natürlich Boshaften, wie eines natürlich Gütigen, verrathen ſelbſt beider ver-

ſchiedene Geſichtszüge. Die Menſchen verfahren bei ihren Entſchlüſſen und Handlungen auf mancherlei Art, die ſie von einander unterſcheidet. Geſchwindigkeit oder Lebhaftigkeit, Feuer, Nachdruk, Beſtändig- oder Dauerhaftigkeit ſind bald in verſchiedener Miſchung und Graden beiſammen, bald getrennet. Was man von ſolchen Erfahrungen abſtrahiret hat, hat man mit dem Namen des Temperaments bezeichnet, und die Menſchen nach ihren Temperamenten unterſchieden. Die Menſchen erwählen ſich zu den Vorwürfen ihrer Beſchäftigungen diejenigen, welche ihrer natürlichen Gemütsart und ihren Temperamenten die gemäſſeſten ſind. Die Eintheilung der Menſchen in Ehrgeizige, Wollüſtige und Geldgeizige gefällt mir nicht. Ein Choleriſcher kan geldgeizig, ein Sanguiniſcher ehrgeizig, und ein Melancholiſcher wollüſtig ſeyn, ob ſich gleich die Verſchiedenheit des Temperaments bei jedem dieſer Ehrgeizigen, Wollüſtigen und Geldgeizigen deutlich äuſſern wird. Wann man vom Begriffe des Ehrgeizes, der Wolluſt und des Geldgeizes alles das abſondert, was ſchon zur natürlich- boshaften, guten oder mitlern Gemütsart der Menſchen und ihrer natürlichen oder angebornen Handelsweiſe, die ich das Temperament nenne, gehöret: ſo wird dasjenige, was übrig bleibet, zu den vorübergehenden oder veränderlichen Leidenſchaften zu rechnen, und ein freies idealiſches Werk der Seele ſeyn. Die künſtlich erregten Triebe ſind von den natürlichen wohl zu unterſcheiden. Das Genie unterſcheidet ſich vom Temperament, und die Menſchen unterſcheiden ſich dadurch nicht minder als durch das Temperament.

* * *

In Anſehung der moraliſchen Triebe kömmt es hauptſächlich darauf an, ob wir von einem Rechte und Unrechte und einer Glükſeeligkeit, als dem lezten Endzwecke unſers Seyns, angeborne Begriffe haben? Es iſt aber von dieſer Seite der Menſch

noch am wenigſten bekannt. Geſezt aber, daß wir ſolche angeborne Begriffe hätten: ſo iſt nichts natürlicher, als daß wir, in wie fern wir uns ſelbſt dirigiren, und die Seele aus ihren eigenen innerſten Principien handelt, auch bei der Einrichtung aller unſerer Handlungen den von Recht und Glükſeeligkeit uns angebornen Begriffen gemäs verfahren werden; da aber die Erfahrung hiermit nicht übereinſtimmt, ſo müſten wir von etwas auſſer uns dirigiret werden, und ſolches eine mächtige Herrſchaft über unſere Seele haben. Die idealiſchen Begriffe bildet ſich die Seele nach ihrer Freiheit, und die Natur des Menſchen müſſen wir nach dieſen frei gebildeten Begriffen nicht beurteilen. Die Verſchiedenheit der Sitten und moraliſchen Denkensarten der Menſchen ſind bekannt, und aus den verſchiedenen Syſtemen der Philoſophen, den Werken der Dichter und Redner jeden Jahrhunderts, lernen wir den Menſchen von dieſer Seite am beſten kennen. So war der groſsmüthige freie Römer, ohne die Wahrheit der Geſchichte in den mindeſten Zweifel zu ziehen, kein natürlicher, ſondern ein künſtlicher, nach ſeinen idealiſchen Begriffen handelnder Menſch.

* * *

Die Menſchen können nach dem Leben, das ſie führen, und ihrem Schikſale wieder in verſchiedene Claſſen eingetheilet werden. Sie führen zum Theil (und die allermeiſten) ein mehr thieriſches als geiſtiges Leben; zum Theil (und die wenigſten) ein mehr geiſtiges als thieriſches Leben. Unter leztern unterſcheiden ſich die betrachtenden Menſchen, die ihrer philoſophiſch bewuſt, und natürlich beſtimmt ſind, die andern zu dirigiren. Die erſten werden dirigiret, und wenige von ſolchen unterſcheiden ſich von dem groben Hauffen der übrigen, welche faſt nur als Maſchinen und Werkzeuge brauchbar ſind. Es unterſcheidet ſich faſt jeder einzelne Menſch von dem andern durch gewiſſe

ihm

ihm eigne Meinungen und einen ihm eignen Geschmak, und ganze Völker sind so sehr an Genie, Gesetzen, Religion, Sitten und Gebräuchen unterschieden, daß diejenigen, welche die Natur der Menschen untersuchen, fast nicht mehr wissen, was natürlich und künstlich (factitium) ist. Wann aber die Natur sich nicht widerspricht, einförmig und unveränderlich ist: so ist alles dasjenige, worinn die Menschen so verschieden sind, als etwas erkünsteltes oder als ein idealisches Werk der Seele anzusehen, und nur das natürlich, was man bei allen beständig und ungeändert antrift, daß also die natürliche Gemütsart, das Temperament, Genie und die Empfindungen, welche die Lage des Körpers verschiedentlich verändern, als Hunger, Durst, Schlaf, Schmerz, Vergnügen, die Haupt- und Wesenteile des Begrifs vom wahren natürlichen Menschen seyn werden. Die Lebensart des natürlichen Menschen ist also nicht mannigfaltiger, als gedachte Empfindungen sind, und in seinen Beschäftigungen, die ausser dem nicht groß seyn können, wird er von seinem Genie dirigiret. Gegen andere Menschen oder Thiere verhält er sich nicht anders, als ein böses oder gutes Thier, und ist entweder mitleidig oder grausam. In allem übrigen ist der Mensch von Natur sich selbst überlassen worden, und wie ein Wachs aller Eindrücke und aller Formen fähig. Man darf sich also über die Verschiedenheit der Sitten und moralischen Begriffe der Menschen so sehr nicht mehr verwundern. So bald Menschen einmal sich der Direction anderer unterwerfen: so ist alles aus ihnen zu machen.

* * *

Die Menschen, nach ihrem Schikſale betrachtet, sind nach den Himmelsgegenden und der verschiedenen Beschaffenheit des Landes, dessen natürliche Bewohner sie sind, an Geist oder Genie, Leibesstärke, Gestalt, Farbe und sonst in mehr als einem

Betrachte unterschieden. Die Religion und Gesetze, nebst dem herrschenden Geschmacke in Absicht auf Sitten, Künste, Wissenschaften, und überhaupt in Ansehung aller Vorwürfe unserer Leidenschaften; diese entweder Tyrannen oder weise und gütige Regenten, welchen uns die Geburt schon unterwirft, sind hier in vorzügliche Betrachtung zu ziehen. Dort sind die Götter schwarz; hier weiß, und so ist unser Schikſal. Die Umstände, in welchen die Menschen geboren werden, und die von unserer Wahl nicht abhangen, verdammen einige zu den niedrigsten Sorgen des Leibes, wobei sie einer Seele fast entbehren können. Sie und ihr Vieh, ihr Vieh und sie bestellen den Acker. Andere bringen ihr Leben mit Geschäften, die den Leib nicht minder angehen, zu, welche aber in so ferne edler genennet werden können, als die Seele etwas mehr mit arbeitet, und man merket hoffentlich schon, daß ich von Künstlern rede. Eine kleine Anzahl Menschen unterscheidet sich dadurch, daß sie nichts thut, und alle übrigen Menschen sind ihre Ameisen, Hamster, Bienen, Biber, Seidenwürme und Singvögel. Einige ihre Aelstern, Papagoyen, Affen und Raben. So sammlen tausend Menschen für einen oder wenige die verschiedenen Nahrungsmittel und Reitzungen des Gaumens; andere bauen die Paläste, worinn die Faulheit ruht; andere weben den Purpur, welcher oft Dummheit und Niederträchtigkeit bedekt; andere vergnügen das Ohr des Wollüstigen mit mühsam erlernten Tönen; andere sind darum da, um die Gebärden der Grossen, wie die Affen, nachzumachen, und um ihre Worte, wie die Papagoyen, nachzuschwätzen; andere müssen dem grossen Hauffen mit der Beredsamkeit der Aelster vorschwätzen, und was können dieß anders seyn, als die M**n**st**r* und Pf**? Die Raben; wer kennt sie nicht? Wo ist der Regent, der nicht Diebe im Solde hat, die für ihn (und auch für sich selbst) stehlen? Kurz: Die Menschen, ihrem Schikſale nach, sind Spartaner oder Iloten.

* * *

Welch einen Begriff soll ich von der sogenannten schönen und grossen Welt geben? Ist sie ein Siechhaus voll lauter Kranken, die von Tarantuln von besonderer Art gestochen worden, und deren Krankheit, wie es scheinet, nichts als Karten, Maskeraden, Gastereien und die gröbste Unzucht unter den feinsten Namen heilen kan? Ein Siechhaus voller Kranken, die sich allein für gesund und schön halten, und welche von Millionen Menschen mit Verlust ihrer Gesundheit und Lebens verpfleget werden? Der Arzt, der Weise, welcher sie mit den wahren und besten Mitteln seiner ächten Kunst heilen will, dienet ihnen zum Gespötte. Er allein ist von keiner Tarantul gestochen, und was kan solchen artigen Tänzern und Spielern lächerlicher seyn, als ein gesunder Mensch, welcher mit natürlichen Schritten bedachtsam einher geht, und statt der Karten die heiligen Blätter des Buches der Weisheit in der Hand hat? Doch man siehet diese frölichen, diese heiteren Gesichter auch von Runzeln der Traurigkeit ins Kürzere zusammen gezogen, und an den Weisen kommt auch die Reihe zu lachen, wann er mit Heraclit nicht lieber weinen will. Spiel, Tanz und Wollust haben ihre leere Zwischenräume, welche Langeweile, Ekel, Unlust und Reue erfüllen. In wenig Jahren wird diesen schönen, diesen Menschen von feinem Geiste ihr voller Bauch und leeres Gehirn gleich unerträglich seyn. Tunc risum tenea.tis amici! *

* * *

Sind wir unsterblich; welche Beschäftigungen für unsterbliche Seelen? Sind wir sterblich; wie thöricht handeln wir, daß wir unsere Dauer so mutwillig verkürzen, und nicht durch tau-

* Diese grosse oder schöne Welt ist allerdings einer andern und vorteilhaftern Beschreibung fähig; allein hier ist die Rede von philosophischen Gedanken, und selbst in der grossen Welt philosophirt man von der grossen Welt ungefähr auf gleiche Weise.

ſendfache Wirkungen, durch eine ununterbrochene lange Reihe von Gedanken ſie zu verlängern ſuchen? Dieſes wäre ein unfehlbares Mittel, aus wenigen Jahren der Sonne Jahrhunderte des Verſtandes zu machen. Das phyſiſche Leben ſey ſo lang als es wolle; im Laufe des moraliſchen Lebens ſind Augenblicke Jahre. Und ſo ſiehet ein Philoſoph die Sache an; ſo vergleicht er die Menſchen mit einander, und findet eine Gleichheit in ihrer Lebensdauer. Serben Kinder in der Wiege, ſo ſezt er ſterbende Greiſe, welche das Alter wieder zu Kindern gemacht hat, in dieſelbe Todesliſte. Vergangener Schmerz und vergangenes Vergnügen ſind von einander nicht unterſchieden. Das Vergangene hat die Eigenſchaft, daß es allen Unterſchied aufhebet. Es gleicht der Nacht, welche allen Dingen nur eine Farbe, nur eine Geſtalt giebt. Der bis zum lezten Tage eines Jahres geſunde, am lezten aber erkrankende Menſch, und der von einer, wie jenes Geſundheit, gleich langen Krankheit am lezten Tage gleichen Jahres ſich völlig erholende Kranke ſind beide in gleichen Umſtänden. Dieſem erſezt der erſte Tag ſeiner Geſundheit das Ungemach der jährigen Krankheit, und durch einen Tag Krankheit verliert jener die Geſundheit eines Jahres. Dieſer iſt nun nicht mehr gegen jenen unglüklich; jener nicht mehr gegen dieſen glüklich. Man vergleiche die Menſchen nach ihren wahren Verhältniſſen miteinander, und allemal ein ganzes Leben mit einem ganzen Leben; man nehme endlich alle Relationen oder Verhältniſſe, in welchen die Menſchen miteinander ſtehen, zuſammen: ſo haben wir ein relativiſches Ganzes, oder eigentlich nur einen Menſchen zu betrachten, der glükſeelig, oder unglükſeelig, oder keines von beiden iſt.

* * *

Dieſes hebt indeſſen das würkliche Uebel nicht auf, welches die Menſchen einzeln empfinden. Ein Philoſoph kan jedoch alle Menſchen ſich als eines gleichen Schikſals gewürdigte Geſchöpfe

vorstellen, und je mehr Vergleichungen er anstellt, desto mehr wird er in seinen Schlüssen bestärkt werden. Man sondere von eines Menschen Jahren die ganze Zeit ab, wo er nicht an sich gedacht hat; man ziehe von eines Jünalings schönen Gestalt alle die Vorteile ab, die er daraus nicht gezogen hat, und man rechne ihm so viel an der Schönheit ab, als er durch Lüderlichkeit einen Misbrauch davon gemacht hat; man ziehe am Reichthum so viel ab, als der Geiz ungebraucht läßt, und der Ueberfluß Sorgen macht; man ziehe am Verstand so viel ab, als zur Selbsterkenntnis nicht angewendet wird; an der Gelehrsamkeit so viel, als in diesem Leben entbehrlich und in jenem unbrauchbar ist; ein Bayle ziehe von seinem Ruhme ab, was an Lob und Beifall in unsern an Baylen armen Zeiten den elendesten Sammlern, welche in der Republic der Bienen kaum zu Wasserträgern tüchtig seyn würden, selbst in den besten unserer gelehrten Tagebüchern verschwenderisch beigeleget wird; man ziehe dann alles dieses von den Vorteilen und Vorzügen einiger Menschen ab: so wird die Ungleichheit so groß nicht mehr seyn, und wann jeder Mensch in etwas wieder einen Vorteil für dem andern haben solte: so wird gar bald eine völlige Gleichheit herauskommen. Es ist nicht erst meine Anmerkung, oder vielmehr wahrscheinliche Vermutung, daß, wann die Menschen ihr Gutes und Uebel in diesem Leben auf zwei abgesonderte Hauffen zusammen würfen, jeder wieder zu dem seinigen greiffen und solches vorzüglich für des andern seinem erwählen würde.

* * *

Es leben aber die Menschen nicht alle in den Umständen, in welche sie die Geburt versezt hat, so schlechtweg fort, und beschäftigen sich nur mit den Vorwürfen, welche sich ihnen von selbst darbieten: sondern sie bilden sich auch idealisch einen Zustand, machen ihn zu ihrem Hauptzwek, und richten alle ihre Be-

mühungen und Würkungen dahin, dieſen Hauptzwek zu erreichen. Einigen gelingt alles; alles geht ihnen, wie man ſagt, nach Wunſche; andern mislingt alles; ſie ſind in allem ſo unglüklich, wie jener Engelländer, welchem alles ſo ſehr mislung, daß er zu glauben oder zu ſagen bewogen wurde, GOTT würde, wann er ein Hutmacher geworden wäre, Menſchen ohne Köpfe erſchaffen haben, damit er ſein Fortkommen nicht finden ſolte. Dieſes hat betrachtende Menſchen längſt auf den Gedanken eines beſondern Schikſals jedes Menſchen gebracht. Eine metaphyſiſche Ausführung dieſer wichtigen Materie ſchikt ſich hieher nicht. Ich will alſo meine Meinung hiervon mit wenigen, und ſo deutlich, als es mir nur möglich iſt, eröfnen. Es ſind Millionen Menſchen verdammt, ſich mit den niedrigſten Sorgen des Leibes zu beſchäftigen, und ſolche ſind dem groſſen Haufen der gemeinen Soldaten eines Heeres gleich, welche ohne Unterſcheid zum Sturme commandiret werden, und da es gleichgültig iſt, welcher von ihnen die Wälle erſteigt oder fällt. Es ſind hingegen wenigen Menſchen, wie den Generalen vom oberſten Feldherrn, gewiſſe Rollen zugeteilt, von welchen ſie nichts loszählen kan. In der Grundverfaſſung oder urſprünglichen Einrichtung der Welt liegen unſtrittig ſolche unvermeidliche Begebenheiten, welche wir Schikſale oder Verhängniſſe nennen. Es ſind aber Begebenheiten möglich, welche in derſelben Welt ſich ſo wohl eräugnen als nicht eräugnen können, deren würkende Urſachen freie Weſen, und welche alſo nothwendig zuzulaſſen ſind, wann alle Freiheit der Geiſter nicht ganz und all zu offenbar aufgehoben werden ſoll. Dieſe zufällige Begebenheiten ſind die Verwürfe der Vorſehung, welche ich alſo vom Schikſale unterſcheide, und dieſe Begebenheiten leuket die Vorſehung, ohne ihre Natur im mindeſten zu verändern, theils in beſonderer Rükſicht auf jene unvermeidliche Begebenheiten, theils überhaupt, damit auch in der moraliſchen oder freien Welt alles ſo ſchön zu-

ſammen ſtimme, als in der mechaniſchen. Es kan auch ein Ungefähr in gewiſſem Sinne zugelaſſen, und ein Glük oder Unglük genannt werden. In dem Sinne findet es nemlich nicht ſtatt, da es eine Würkung ohne Urſache heiſſen ſoll; auch in dem Sinne nicht, da es eine Begebenheit ſeyn ſoll, welche von der Herrſchaft der Vorſehung ausgenommen wäre. Es iſt aber ein anders, der Vorſehung unterworfen, und ein anders, ihr würklich gegenwärtiges Object ſeyn. Es kan dieſe oder jene kleine Begebenheit, welche freie Weſen zur würkenden Urſache hat, der Vorſehung, in Abſicht auf ihren Endzwek, gleichgültig ſeyn. Ein Ungefähr iſt alſo eine Würkung welche ihre Urſache, damit aber es folgende Bewandnis hat. Es würken freie Weſen, ohne es zu wiſſen, oder ohne gleiche Abſicht zu haben, zuſammen, und aus ihren Würkungen entſteht eine Begebenheit, welche ſie alle nicht intendiret haben. Dieſe von ihren Urſachen nicht intendirte Würkung nenne ich ein Ungefähr. So begegnen Wagen und Schiffe einander, ohne eben von der Vorſehung zuſammen geführet zu werden. So vereinigt aber die Vorſehung auch oft Menſchen mit einander, welche zuſammen Würkungen herfürbringen ſollen, bei welchen das Ganze, ſo zu reden, intereſſiret iſt.

* * *

Unter den Menſchen thun ſich einige wenige, und in ſeltenen Zeiten herfür, welche Weſen einer höhern Claſſe zu ſeyn ſcheinen, und daher als Genii oder Genies betrachtet und vorzüglich alſo genennet werden. Zu der völligen Ausbildung dieſer Genies werden oft Jahrhunderte erfordert, und ſie ſind allerdings Geſchöpfe des Schikſals und der Vorſehung. Es entſtehen durch ſie die gröſten Veränderungen in der moraliſchen Welt; neue Religionen, Sitten, Geſetze, Geſchmak; kurz, ein neues Menſchenſyſtem. Sie machen den Unterſcheid zwiſchen Weiſen, Klu-

gen, Thoren, Tugendhaften und Lasterhaften am merklichsten. Diese grossen Menschen sondere ich von den übrigen ganz ab: sie erscheinen, entfernen sich und kommen wieder als Kometen.

* * *

Hier sagt ein Philosoph; dort ein Dichter: Alle Menschen sind Thoren. Doch werden bald wiederum einige ausgenommen, und man spricht von Weisen und Thoren. Aber was ist dann eigentlich ein Thor? Es ist der Mühe werth, den Begriff von ihm zu bestimmen. Ein Thor ist derjenige, welcher den wahren Werth der Dinge nicht kennt, und also unrichtig schätzt, folglich hochachtet, was er verachten; und verachtet, was er hochachten solte. So wie er nun den Werth der Dinge unrichtig schätzt: so wird er auch bei seinen Handlungen verfahren, und so wird er sich in Glük und Unglük betragen. Was ist also ein Weiser? Welcher den wahren Werth der Dinge kennt, hochschätzt, was Hochachtung; verachtet, was Verachtung verdient, und nach der Käntnis, welche er vom wahren Werthe der Dinge hat, bei seinen Handlungen verfährt, und in Glük und Unglük sich darnach beträgt. Wie unrichtig stellen sich die den Weisen für, welche ihn vor unempfindlich halten? Aber wie unterscheiden sich die edlen und prächtigen Klagen erhabener Geister vom Jammer gemeiner Seelen? Ja auch in anderm Betrachte kan sich der Körper eines Weisen in einer Lage befinden, wo die Seele zu wenig Herrschaft mehr über ihn hat. Man muß sich allemal mit dem Weisen zugleich den Menschen vorstellen. Es läßt sich, anhanga von einem Naturgesetze, eine Tugend gedenken. Die Fertigkeit, dem Naturgesetze gemäß zu leben, ist nur die Art der Tugend, welche man die Gerechtigkeit nennt; sie ist die Gerechtigkeit, welche wir gegen uns selbst und gegen andere ausüben, indem wir die uns und andern schuldige Pflichten auch den dem Gesetzgeber schuldigen Gehorsam erfüllen. Aber man

hängig von einem Naturgeſetze ſtelle ich mir eine Tugend, oder einen groſſen Menſchen vor, welcher ſich mit den gröſten und edelſten Vorwürfen mit einer Lebhaftigkeit, Nachdruk und Beſtändigkeit in einem vorzüglichen Grade beſchäftiget, und ſeine Würkungen mit Vergnügen auf den Nutzen anderer, oder auf das Gute überhaupt (in dieſem Sinne) dirigiret, und dieſen groſſen Menſchen nenne ich tugendhaft, und einen Weiſen im vorzüglichen Sinne, wann er ein Geſezgeber oder Lehrer iſt; einen Helden aber, wann er an der Spitze eines Heeres ſein Volk oder Vaterland ſchützet. Wer iſt aber in dieſem Falle laſterhaft? Wer ſich mit den niedrigſten Vorwürfen alſo beſchäftigt, daß er ſeine Würkungen mit Vergnügen auf den Schaden anderer richtet, oder nur Böſes (in dieſem Sinne) zu thun, und darinn Vergnügen ſucht. Wer ſich zwar mit an ſich groſſen Vorwürfen beſchäftigt, aber auf das Böſe ſeine Abſicht allemal richtet, der wird als ein groſſer, vornehmer oder berühmter Laſterhafter (Lustre scelerat) bemerkt und alſo genennt.

* * *

Es thut nichts zur Sache, wann die Tugend, in dieſem Verſtande genommen, ein Ziel iſt, welches nicht von allen Menſchen erreichet werden kan. Man nehme dieſes Wort, in welchem Verſtande man wolle, die Anzahl der Tugendhaften bleibt doch allemal mehr als klein. Aber ohne Tugend iſt keine Glükſeeligkeit, und alle Menſchen haben gleichwohl einen gleichen Anſpruch auf die Glükſeeligkeit. Die Sache verhält ſich anders. Ein Tugendhafter und ein glükſeeliger ſind nicht eine Perſon. Es iſt der gröſten Mühe werth, den Begriff von der Glükſeeligkeit recht genau zu beſtimmen.

* * *

Die Glükſeeligkeit iſt entweder ein Wort, welches noch keinen Sinn hat, und worunter alſo ein jeder verſtehen kan, was er will, und in dieſem Falle wäre es faſt nicht der Mühe werth, ſich dabei länger als einen Augenblik aufzuhalten; oder alle Menſchen verſtehen darunter, jeder in ſeiner unbeſtimmten Sprache, wenigſtens überhaupt einen Zuſtand, welcher mit ſeinen liebſten Wünſchen, ſeinem Verlangen, ſeinen Hofnungen und Abſichten am vollkommenſten übereinſtimmt; der Philoſoph aber einen Zuſtand, in welchem und durch welchen der Zwek unſeres Daſeyns am völligſten erreicht wird. Wann nun die Rede von einer in dieſem Leben ſtatt findenden Glükſeeligkeit, und welcher alle Menſchen fähig ſeyen, ſeyn ſoll; ſo frage ich billig, ob man ſich eine von unſerm Körper oder deſſen mannigfaltigem Zuſtande unabhängige Glükſeeligkeit einbilde? Aber wann ich nun den Körper in eine Lage ſetze, in welcher er die gröſten Schmerzen leidet; wo iſt alsdann der glükſeelige Menſch? Wäre er in dieſem Falle in einem andern Sinne glükſeeliger, als ein Kind, welchem die Amme Zucker giebt, indeſſen die Mutter es mit der Ruthe hauet? Wer wolte ſich eine ſolche lächerliche Glükſeeligkeit einbilden? Aber, ſagt man, der Menſch iſt allemal glükſeelig, wann die Summe der Güter, die er genießt, oder genieſſen kan, gröſſer iſt, als die Summe der Uebel, die er nicht vermeiden kan. Dieſes lautet ſchön und tröſtlich; allein ein Matroſe, welcher auf dem Schiffe nur die Helfte ſeiner täglichen Koſt bekommt, iſt darum noch nicht ſatt, wann er gleich nicht Hungers ſtirbt; er iſt darum noch nicht ſatt, wann er gleich andere verhungern, und ſich alſo in Vergleichung mit dieſen glüklicher ſieht. Aber ein gutes Gewiſſen kan doch den Namen eines wahren Guts, einer wahren Glükſeeligkeit verdienen? Ein gutes Gewiſſen iſt allerdings ein groſſer und wahrer Troſt; aber was ein Troſt iſt, iſt darum noch keine Glükſeeligkeit. Der Matroſe iſt darum noch nicht ſatt,

wann ihm ſein Gewiſſen gleich das Zeugnis giebt, daß er mit ſeiner ſchweren Arbeit die völlige Tagskoſt, ja noch mehr verdienet habe. Unſere Seele iſt endlich entweder ſterblich oder unſterblich. Iſt ſie ſterblich; welch eine Glükſeeligkeit, auf welche der Tod folgt? Eine Luſt von flüchtiger Dauer, auf welche ein Uebel, Eckel oder Reue folgt, wird für keine wahre Luſt gehalten. Unſere Sittenlehrer ermüden uns recht mit ſolchen Anmerkungen. Und Glükſeeligkeit und Serblichkeit ſolten zuſammen beſtehen können? Welch ein Unterſchied im Grabe zwiſchen dem todten Glükſeeligen und dem todten Unglükſeeligen? Doch ich gerathe in die Gefahr, zu wiederholen, was ich ſchon geſagt habe. Iſt nun unſere Seele unſterblich; iſt ihre Dauer unendlich: Was ſind wir in dieſem kurzen Zeitraume anders als Kinder? Laßt uns alſo erſt, wann wir das männliche Alter in jenem Leben erreicht haben, von einer Glükſeeligkeit reden. Geiſter, die in ihrer Kindheit die Glükſeeligkeit ſuchen, gleichen Schulknaben, welche ſich um Ehrenämter bewerben.

* * *

Was iſt alſo der wahre Begriff von der Glükſeeligkeit? Sind wir als Menſchen keiner fähig; welcher ſind wir dann als Geiſter fähig? Ich muß noch, ehe ich mich näher erkläre, den Begriff, welchen man ſich von einer Glükſeeligkeit, welcher wir, wann wir nur wollen, theilhaft ſeyn könten, zu machen gewohnt iſt, genauer zergliedern. Man verſteht entweder darunter eine in der Einbildung beſtehende Glükſeeligkeit, welche die Glükſeeligkeit der Thoren genennet werden könte, und dabei halte ich mich nicht auf; oder eine zwar nicht reelle, ſondern idealiſche, aber gleichwohl nicht chimäriſche Glükſeeligkeit, wo man nemlich in Erreichung einer gewiſſen Abſicht ſein höchſtes Gut ſezt, als ein Regent in der Aufnahme ſeiner Staaten, ein Vater in der guten Erziehung ſeiner Kinder u. ſ. w. und alsdann kan man

zwar der Mode zu Gefallen oder misbrauchsweise (abusive) sagen: Der glükseelige Regent, der glükseelige Vater; jedoch niemals der glükseelige Mensch. Wolte man aber behaupten, daß unter der Bedingung, daß wir das Naturgesez erfüllten, es nur von uns abhienge, in jenem Leben wenigstens glükselig zu werden: so habe ich für jezt nur dieses darauf zu antworten, daß hier die Frage nur davon sey, worinn die Glükseeligkeit eigentlich bestehe, und nicht, wodurch sie erlangt werde, oder was uns des Genusses oder Besitzes derselben fähig mache? Es ist aber ohne einen Generalbegriff von der Welt, und mit solchem eine ganze Metaphysik voraus zu schicken, sehr schwer, den Begriff von der Glükseeligkeit, deren wir in diesem Leben fähig sind, recht genau zu bestimmen, und allen Einwürfen vorzukommen. Was folget, sind nur wenige Gedanken, die sich vom Gedränge der übrigen gleichsam losgewickelt oder losgerissen haben.

* * *

Die absolute Welt, oder wie sie an sich ist, ist eine Reihe mit einander verknüpfter Substanzen. Es würde mich zu weit führen, hier die metaphysischen Fragen zu untersuchen, ob unsere Seele in jenem Leben auch einen Leib haben, und in welchen Verhältnissen sie mit den übrigen Körpern stehen werde; imgleichen ob die Körper oder ihre Grundteile auch als Substanzen anzusehen seyen? Ich will mir also lieber eine blose Geisterwelt vorstellen. Die Geister muß man sich aber nicht als speculirende Einsiedler einbilden; auch sind sie in immer höhern Classen von einander unterschieden. Dieses voraus gesezt, ist bei Bestimmung des Begriffs von der Glükseeligkeit billig zu unterscheiden dasjenige, was sie, wann sie statt haben soll, voraussezt, was ihr Materiale und ihr Formale ist. Sie sezt aber so viel Gutes, als das Wesen, das glükselig seyn soll, fähig ist, und eine Abwesenheit alles dessen, womit sie nicht zugleich bestehen

kan, folglich alles Uebels voraus. Unter dem Guten verstehe ich hier alle Realitäten, welche in der Existenz unserer Seele sich unterscheiden lassen, und die ganze Summe aller Würkungen, welche durch sie möglich sind. Der Zustand, in welchem sich die Seele befinden muß, wann sie glükseelig seyn soll, und welcher unter allen ihren möglichen Existenzarten nothwendig die beste seyn muß, worunter ich dann auch das Materiale der Glükseeligkeit verstehe, ist derjenige Zustand, worinn sie periodisch jedesmal so viel Würkungen auf einmal hervor bringt, als erfordert wird, sich ihres Daseyns mit Freude bewust zu werden, und in dieser mit dem Bewustseyn ihres Daseyns verknüpften Freude setze ich das Formale der Glükseeligkeit. Ohne einer Seele Bewustseyn Ihrer selbst zu einer von Ihr selbst unterschiedenen Substanz zu machen, läßt sich nicht gedenken, daß eine Seele, indem sie würket, alle Würkungen, die auf ihr Würken erfolgen, vorher sehen solte; es bleibt dieses ein Vorrecht eines Wesens, das von sich selbst ist. Die endlichen Geister sind, wie ich vorausgesezt habe, keine Einsiedler; sie sind mit einander verknüpft, und ohne diesem ihren Zusammenhang wäre keine Welt. Sie würken zusammen, und sehen nicht alle ihre Würkungen vorher. Es entstehen also unvermutete, aber im Reiche der Glükseeligkeit angenehme Begebenheiten, und diese unvermutete, aber angenehme Begebenheiten verursachen die Freude, welche das Formale der Glükseeligkeit ist. Diese sich mit einander also vereinigende Geister lieben einander auf eine reine Art: denn unrein oder eigennüzig lieben heißt nur, sich mit dem andern in einziger Absicht auf eigne Glükseeligkeit, ohne Absicht auf des andern gleiche Glükseeligkeit vereinigen. Wann aber das Vergnügen, welches ich aus des andern Glükseeligkeit schöpfe, nur darum mir ein Vergnügen ist, und sonst keines seyn würde, weil es des andern Glükseeligkeit, und nicht meine zum Vorwurf hat: so ist meine Liebe unstrittig rein. Es läßt sich aber eine Vereinigung von

Geiſtern auf keine andere als dieſe Art gedenken, und es iſt hier eben oder ganz genau von einem aus der reinen Liebe entſpringenden Vergnügen die Rede, welcher Vorteil alſo, der dem Liebenden hieraus entſpringt, der Reinigkeit der Liebe nichts benehmen kan; man müßte ſonſt zu einer reinen Liebe erfordern, daß beide liebende Theile (dann beide befinden ſich in gleichem Falle) ihrer ſelbſt nicht bewuſt wären, oder beide einander liebten, ohne Vergnügen aus dieſer Liebe zu ſchöpfen. Ohne dieſe reine Liebe wäre keine Glükſeeligkeit möglich: dann da die Weſen ins Unendliche immer vollkommener ſind: ſo würden die minder vollkommene Weſen die gröſſere Vollkommenheit der andern ohne Neid nicht anſehen können. Aber die Vereinigung mit dem Vollkommenern, eine mit Ehrfurcht verknüpfte reine Liebe, ſtellt eine Art von Gleichheit wieder her, mit welcher kein Neid beſtehen kan. Wann das Object unſerer Liebe ſo ungleich vollkommen iſt, daß keine gemeinſchaftliche Würkung mit ihm Plaz greift: ſo iſt unſere Liebe mehr eine Anbetung, und dieſe eigentlich der höchſte Grad der reinſten Liebe *.

* * *

Man wird ohne Zweifel hier den Unterſchied zwiſchen Glükſeeligkeit und Seeligkeit erinnern. Ich rede aber blos von der natürlichen Glükſeeligkeit; die Seeligkeit iſt eine poſitive Glükſeeligkeit, welche im Genuß göttlicher Belohnungen beſteht. Worinn aber ſolche Belohnungen beſtehen, davon habe ich dem Leſer keine Entdeckung verſprochen.

* * *

* Man kan dieſen nemlichen Gegenſtand auf mehr als einer Seite betrachten, und ich bin es gewohnt, zu thun. In dieſem Leben findet die eigentliche Glükſeeligkeit nicht ſtatt, und anderwärts habe ich hiervon ein mehreres geſagt.

Schluß:

So gewis als es iſt, daß alle Luſt, alle Schätze der Erde, alles, was ſterbliche Sinnen und Begierden nur jemals gereitzet hat, nicht hinreichend ſind, uns in einen Zuſtand zu verſetzen, welcher den Namen der Glükſeeligkeit verdiente: ſo wenig folgt doch daraus, daß wir deswegen allen ſinnlichen Ergezlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens entſagen, und ſolches in einer traurigen Einöde beſchlieſſen müßten. Es iſt hierauf mit Unterſchied zu antworten: Alle dieſe Güter, die uns das Leben angenehm und erträglich machen, ſind Münzen, die nur in ihrem Lande gelten, und bei dem gröſten Hauffen der thieriſch lebenden Menſchen den ſtärkſten Cours haben. Für ſolche Kinder gehören ſolche Spielwerke; ſie können ihrer nicht entbehren. Die einzige Lebensregel, welche ich dieſem groſſen Hauffen zuruffen kan, iſt dieſe: Seyd niemals müſſig: beſchäftigt euch! Bauet das Feld, welches das Schikſal für euch ausgeſteinet hat, und denket nicht. Kurz: ſeyd Thoren, aber beſchäftigte Thoren. Kein Theophraſt, kein Seneca, Epictet, kein Antonin, kein Addiſon, Steele, kein Pope werden euch zu Weiſer machen. Ihr aber, die ihr die reinen Freuden der Seele kennt, die ihr gefühlt habt, wie ungleich gröſſer das Vergnügen iſt, welches die gefundene Wahrheit den forſchenden Geiſtern gewährt; die ihr in dem Kriege mit den Thoren die gröſten und edelſten Vorwürfe unſterblicher Seelen zur rühmlichen Beute davon getragen habt: ihr edlere und reinere Seelen beſchäftigt euch in einer ſtolzen Entfernung vom übrigen Hauffen mit euren groſſen Betrachtungen. Macht euch euren Körper durch eine ſtrenge Mäſſigkeit unterwürfig! Verachtet die Sinnlichkeit, oder genieſſet der kleinen Luſt ſparſam, nur im Vorbeigehen und ohne Anhänglichkeit. Steigt in die Tieffen des Meers, in die Klüfte der Erde, und

entdekt ihre erſte Geſtalt! Sagt die Begebenheiten des Himmels, die Wiederkunft der Kometen voraus! Betrachtet die Wohnungen der Menſchen, ihr Thun, ihre Sitten! Irret gedankenvoll und betrachtend in den Labyrinthen des menſchlichen Herzens! Verfolget den Strom der Zeit von ſeiner Quelle an bis in die Gräber, wo er ſich verlieret, dann jenſeits derſelben wieder zum Vorſcheine kommt, und ſich in das Meer der Ewigkeit ergießt! Betrachtet das unermeßliche Leere, oder bewegt euch, wann ihr könnt, im vollen Raume! Sezt eure Welt aus Atomen oder Monaden zuſammen; oder theilt eure Materie ins Unendliche, oder erfindet neue und beßre Syſtemen! Bauet dem groben Hauffen Tempel und Pagoden; in gröſſerer Anzahl aber Gefängniſſe, Galgen und Rad. Schikt ihm von eurem Muſenhügel eherne Geſetze herunter! Seyd ihm in der Ferne leuchtende Sonnen; ihr aber vergeßt ſelbſt nicht, eure Augen zur wahren Sonne zu kehren, und würdig von eurem Schöpfer zu denken! Erwartet dann gelaſſen den Tag, welcher auf eure Nacht folgen wird!

Ende des zweiten Bands.

Lavaterſche Stadtbibliothek